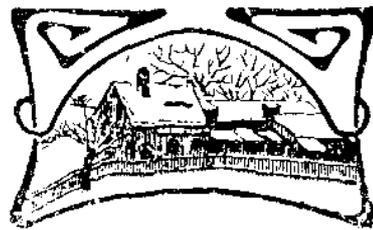


Samenkörner.

Neue Folge.

Sechster Jahrgang.



Elberfeld.

Verlag von R. Brockhaus.

1916.



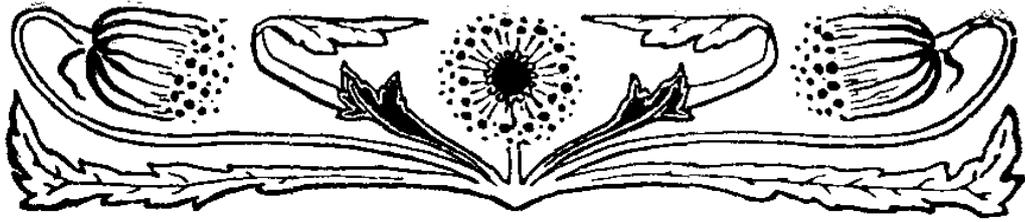
Druck: Albert Zastnerath, Elberfeld, Aue 1—5.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
„Laßt euch versöhnen mit Gott!“	1
Der Sohn des Rabbi	6
Wie ich mit zwei Köpfen nach Hause kam . . .	18
„Es ist in keinem Andern das Heil.“	25
Blind!	30
„Bekennet einander die Vergehungen!“	33
Josephs Geschichte	41
Elia und der Sohn der Witwe in Zarith	47
„Ein Licht aus dem Himmel.“	52
Mein letzter Plan (Gedicht)	56
Der rote Heinz	57
Nächstenliebe	69
Gewarnt!	73
Durch einen Blickstrahl gerettet	78
„Alles ist neu geworden!“	81
„Ich würde auf meinen Heiland weisen.“ . . .	95
„Man hat mich belogen!“	97
„Eines aber tue ich.“ (Gedicht)	104
Religiös, aber nicht errettet	105
Nach fünfundzwanzig Jahren gefunden	115
„Suchet, und ihr werdet finden!“	120
„Wenn ihr nicht vergebet“	127
Gold!	129
„Ich habe eine Sühnung gefunden.“	136
Das umgeworfene Brett	141
„Nur aus Gnaden wird man selig.“	144
Warum?	149

	Seite
Was Mee und Butewe in Christo fanden . . .	153
„Die mich frühe suchen . . .“	166
Pharisäer und Sünderin	171. 191
Zufall oder Gottes Fügung?	176
Eine merkwürdige Reise	177
„Gott ist Liebe.“	186
Suchend und gesucht	196
Gottes freundliches Sorgen	200
Der Traum eines Mohammedaners	201
Verschmähte Rettung	207
Schätze im Himmel	211
„Es ist nie zu spät, sich zu ändern!“	216
Zufall oder Gottes Fügung?	222
Harre des Herrn! (Gedicht)	224
Christus, auferweckt nach den Schriften	225
Gericht und Gnade	233. 261
Die große Decke	237
Zwei Brandstifter	244
Ein Quadratmeter Himmel	246
„Ihr müßet von neuem geboren werden.“	248
Die Beine verloren, aber die Seele gerettet	249
Auch ein „Mann des Wunders“	257
Ein Gottesgericht	266
Heute rot — morgen tot	269
Nicht auszusingen (Gedicht)	272
Der „Wandel ohne Wort“	273
Das Wort des Lebens	281
Noch etwas vom „Worte des Lebens“	287
„Dinge, welche Gott bereitet hat.“	288
Sein Ideal	292
Laß dir genügen! (Gedicht)	296

- - . -



„Laßt euch versöhnen mit Gott!“

Der Mensch, der vor Tausenden von Jahren aus Gottes Schöpferhand hervorging, war ein glückliches Geschöpf. Gott hatte ihn mit allen irdischen Segnungen umgeben, und, unschuldig und rein, wie er war, konnte er sie ungestört und in Frieden vor Gottes Angesicht genießen. Dann aber kam Satan und vergiftete den Sinn des Menschen, indem er Zweifel bei ihm hervorzurufen suchte, ob Gott ihm wirklich alles gegeben habe, was zu seinem Wohle dienlich sei. Er legte ihm den Gedanken nahe, daß er besser tue Gottes Gebot zu übertreten, um so das ihm von Gott Vorenthaltene zu erlangen. Der Mensch hörte auf die verführerische Stimme Satans, verließ den Platz der Abhängigkeit und sündigte.

Dann stieg Gott in den Garten hinab, in welchen Er den Menschen gesetzt hatte. Und der Mensch, der seine Unschuld verloren und dafür ein böses Gewissen erlangt hatte, verbarg sich vor Gott. Er schämte und fürchtete sich jetzt vor dem Gott, dessen Nähe ihm früher keineswegs erschrek-

tend gewesen war. Aber Gott rief ihn. „Wo bist du?“ klang es drohend in seine Ohren. Wir wissen, was weiter folgte, wie der Mensch seine böse Tat zu entschuldigen suchte, indem er sein Weib und schließlich Gott selbst dafür verantwortlich machte. Törichte, böse Ausflüchte! Aber wie oft haben sie sich in späteren Zeiten wiederholt! Doch Gott sprach Sein Gericht über den gefallenen Menschen aus, aber — o göttliche Gnade! — indem Er das tat, kündigte Er zugleich das Kommen eines Erlösers an.

Jahrtausende rollten dahin. Der Mensch kehrte nicht zu Gott zurück. „Sie fanden es nicht für gut, Gott in Erkenntnis zu haben“, sondern schritten von Schande zu Schande, von Schlimmem zu immer Schlimmerem, bis Gott schließlich erklärte: „Da ist keiner, der verständig sei; da ist keiner, der Gott suche. Alle sind abgewichen, sie sind alle samt untauglich geworden; da ist keiner, der Gutes tue, da ist auch nicht einer.“

Dann aber erstrahlte der Stern über Bethlehem: der Herr Jesus wurde geboren. Der Erlöser kam! Der Mensch suchte Gott nicht, aber Gott sandte Seinen Sohn in die Welt, damit Er suche und errette was verloren ist. Er erschien in Gnade. Er offenbarte, was in Gottes Herzen ist. Nie zuvor hatte der Mensch von solcher Liebe gehört. Durch bittere Erfahrungen hatte er gelernt, was das Böse, was die Sünde ist. Aber das Gute, die Güte Gottes, kannte er noch nicht. Es war ein Neues auf Erden geworden. Der Sohn, der in dem Schoße des Vaters ist, machte dem Menschen den Vater kund, und so viele den Sohn auf-

nahmen, denen gab Er das Recht, Kinder Gottes zu werden.

Einige nahmen Jesum an, aber ihre Zahl war erschreckend klein. Vor allem wollte die religiöse Welt in ihrem Hochmut und ihrer Selbstgerechtigkeit nichts wissen von der göttlichen Gnade, und Tränen rollten über die Wangen des Heilandes im Blick auf die Verächter Seiner Gnade und Liebe. Ach, wie oft hatte Er die Bewohner Jerusalems um sich scharen wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel versammelt, aber sie hatten nicht gewollt! Trotzdem traf sie nicht Gottes Zorn. Nein, „Gott war in Christo, die Welt mit sich selbst versöhnend, ihnen ihre Übertretungen nicht zurechnend“. Jesus wandelte nicht auf dieser Erde umher, gleichsam mit einem Buche in der Hand, um all das Böse darin aufzuzeichnen, das Er um sich her sah. Nein, Gott wollte vergeben und die Sünde nicht zurechnen. In Gnade und Liebe offenbarte Jesus denen, die sehen wollten, des Vaters Herz. Er war nicht gekommen, um zu richten, sondern um zu erretten, nicht um den Sünder zu schlagen, sondern um an seiner Statt geschlagen zu werden. Die allen Verstand übersteigende Liebe Gottes zu dem aufrührerischen Menschen wurde im Blute Seines eigenen Sohnes besiegelt. Wir hatten den Tod verdient, aber die göttliche Liebe hat sozusagen eine Scheide gebildet für das Schwert der göttlichen Gerechtigkeit: Jesus gab sich selbst für uns in den Tod. Und nun hat Gott „in uns das Wort der Versöhnung niedergelegt“. Die Apostel waren „Gesandte für Christum, als ob Gott

durch sie ermahnte; sie baten an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!“ (Vergl. 2. Kor. 5, 18—21.) Dieses Wort dürfen auch heute die Diener Christi jedermann zurufen. Bleibt nicht länger fern von Gott! so bitten sie die Menschen. Kommt und laßt eure Sünden abwaschen in dem Blute des Lammes! Den, der Sünde nicht kannte, hat Er für euch zur Sünde gemacht! Laßt euch auch nicht länger von Satan die Lüge einreden, daß Gottes Gegenwart euch unglücklich und elend mache! Er ist es gerade, der allein euch Frieden und ewiges Leben geben kann.

Doch wie hat Er das möglich gemacht? Wir alle sind doch nicht nur Sünder, sondern haben auch eine sündige Natur? Ja, es ist so. Aber wir haben soeben gehört, daß Er „Den, der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht habe, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm“. Zu dem irdischen Paradiese und seiner Unschuld können wir nie wieder zurückkehren, ebensowenig wie wir zur Kindheit und zu seiner Einfalt zurückkehren können. Aber Gott hat in Seiner großen Gnade einen besseren Zustand für uns bereitet. Höre nur, mein Leser, was Gott von dem „neuen Menschen“ sagt. Er ist „nach Gott geschaffen in wahrhaftiger Gerechtigkeit und Heiligkeit“. (Eph. 4, 24.) Das Teil des Gläubigen ist Gerechtigkeit, Gottes Gerechtigkeit. Er vermag jetzt nicht nur Gutes und Böses zu erkennen, ohne die Kraft zu haben, das Gute zu tun und das Böse zu lassen, sondern er ist eine neue Schöpfung in Christo geworden, die an dem Guten ihre Wonne hat und das Böse richtet. „Wenn jemand in Christo ist,

da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden."

Gott ließ ehedem zu, daß der unschuldige Mensch auf eine einzige Probe gestellt wurde. Aber selbst diese eine Probe bestand er nicht. Heute stellt Gott den Menschen nicht mehr auf die Probe — er hat sich als ein durch und durch böses, unverbesserlich schlechtes Geschöpf erwiesen —, sondern Er fordert durch Seine Diener die gefallenen Sünder auf, sich mit Ihm versöhnen zu lassen. Er fordert nichts von ihnen, sondern zeigt ihnen Sein Herz und schenkt ihnen in Seinem Sohne Seine eigene Gerechtigkeit.

Ohne Gott gibt es keine Glückseligkeit. Das beweisen die sechstausend Jahre voll Kummer, Elend, Trauer und Tod, die seit der Erschaffung des Menschen nahezu verflossen sind. Das beweist auch die gegenwärtige Zeit. Ach! daß trotzdem so viele Millionen es nicht glauben wollen! Wie steht's mit dir, mein Leser? Willst du unversöhnt mit Gott in die Ewigkeit gehen, um dort die furchtbare Erfahrung zu machen, was es ist, fern von Gott, in endloser Qual zu sein? O mache es nicht wie die Pharisäer, die in ihrer Selbstgerechtigkeit und Religiosität nicht zu Jesu kommen wollten, und so in Bezug auf sich selbst den Gnadenratschluß Gottes „wirkungslos“ machten! Mache es auch nicht wie der reiche Mann, der in seiner Torheit der Welt Güter aufspeicherte, um sich einen angenehmen Lebensabend zu verschaffen, und der dann plötzlich abgerufen wurde und ewig verloren ging! Laß das eben begonnene Jahr ein Jahr des Heils für dich werden! Gott hat in dem

vergangenen auch zu dir ernst genug geredet. Durch diese Zeilen, die dir noch einmal in einfachen Worten den Weg des Heils, Gottes Liebe und das Erlösungswerk Jesu beschreiben, läßt Er dich nochmals auffordern, dich mit Ihm versöhnen zu lassen. Weise Ihn nicht zurück! Bald kommt die Zeit, wo Jesu Hände, die einst um unserer Schuld willen ans Kreuz genagelt wurden, die Bücher des Gerichts aufschlagen werden. Möchtest du dann zu der großen Zahl jener Unglücklichen gehören, deren Namen im Buche des Lebens nicht verzeichnet sind?!

Der Sohn des Rabbi.

Ein gelehrter Rabbi saß in seinem Arbeitszimmer, über seine hebräische Bibel gebeugt. Er suchte einen Abschnitt für seinen Sohn David, den dieser auswendig lernen sollte.

David war eben zwölf Jahre alt geworden. Im nächsten Jahre kam der wichtige Tag, an dem er, wie alle jüdischen Knaben seines Alters, konfirmiert werden sollte. Bei dieser Gelegenheit mußte in der Synagoge ein Abschnitt aus dem Gesetz oder den Propheten auswendig hergesagt werden. Da David ein gescheiter Junge war, konnte er wohl mehrere Kapitel lernen, und damit hernach alles nach Wunsch gehe, sollte er schon jetzt mit der Arbeit beginnen.

Der Rabbi entschied sich nach längerem Suchen für die ersten Kapitel aus dem 3. Buche Mose.

Er rief David zu sich, zeigte ihm den gewählten Abschnitt und forderte ihn auf, sogleich mit dem Lernen zu beginnen.

David hatte die Kapitel noch nie gelesen. Sie waren nicht leicht zu erlernen, denn es kamen manche ihm wenig vertraute Wörter darin vor. Nachdem er den langen Abschnitt mehrere Male durchgelesen hatte, fiel es ihm auf, daß die darin beschriebenen Opfer sämtlich auf Jehovas Geheiß dargebracht werden mußten, und zwar um Sühnung zu tun für die Sünde. Wieder und wieder las er: „So tue der Priester Sühnung für sie, und es wird ihnen vergeben werden“. Des Knaben Erstaunen war groß. Alles das war ihm neu und unverständlich. Er wußte, daß er ein Sünder war, aber noch nie war, soweit er sich entsinnen konnte, ein Opfer für seine Sünden dargebracht worden.

Die Sache beschäftigte ihn so, daß er eines Abends, als er mit seinem Vater allein war, diesen fragte, warum es keine Opfer mehr gebe.

„Sie können heute nicht mehr dargebracht werden“, lautete der Bescheid. „Gott hat zu seiner Zeit verordnet, daß nur in Seinem heiligen Tempel in Jerusalem geopfert werden solle. Heute aber befindet sich die heilige Stadt in den Händen der Heiden, und der heilige Tempel ist zerstört. Die Stadt liegt öde, und wir sind vertrieben aus unserem Lande.“

„Wie kann dann ab r“, fragte David weiter. „heute für unsere Sünden Sühnung geschehen? Wie können wir Vergebung empfangen, wenn wir keine Opfer mehr haben?“

„Gott ist gnädig und barmherzig“, erwiderte der Vater. „Wenn wir ernstlich zu Ihm rufen und unsere Wege bereuen, so dürfen wir das Vertrauen haben, daß Er uns unsere Sünden vergibt.“

„Aber, Vater“, wandte David ein, „war Gott nicht stets gnädig und barmherzig? Und betete nicht das Volk, das in Jerusalem wohnte, ebenso zu Ihm, wie wir es heute tun? Haben sie nicht auch ihre Wege bereut? Wenn ja, warum hat Gott dann ihnen nicht vergeben, wie Er uns heute vergibt? Wozu sind dann überhaupt noch Opfer nötig?“

Der Vater hatte auf diese Fragen nur eine kurze Antwort. Sie lautete: „David, es ist Zeit für dich zu Bett zu gehen. Gute Nacht!“ Sein Ton war so streng und entschieden, daß David nichts mehr zu erwidern wagte. Seine Bemerkungen mußten, aus welchem Grunde wußte er nicht, dem Vater äußerst unangenehm gewesen sein. Er beschloß deshalb, ihn überhaupt nicht mehr zu fragen. Aber er war von dieser Stunde an unruhig und unglücklich. Immer wieder tauchte die Frage in seinem Innern auf: Wozu dienten die Opfer? Wenn sie etwas mit dem Hinwegtun der Sünden zu tun hatten, ist es dann wahr, daß ohne sie überhaupt Vergebung erlangt werden kann?

Er sagte indessen niemand etwas von diesen Fragen und Zweifeln, sondern lernte ruhig seine Kapitel auswendig, und als der Geburtstag kam, sagte er sie in Gegenwart von vielen Bekannten und Verwandten so gut und fließend her, daß er reiches Lob erntete. Aber auch dadurch wurde er

nicht ruhiger. Kurz nach dieser Feier lernte er einen christlichen Schullehrer kennen, einen freundlichen Mann. Ihm vertraute er seine Bedenken



an. Der Lehrer hörte aufmerksam zu und gab ihm dann zwei Bücher. Das eine war betitelt: „Abhandlung über die Wahrheit der christlichen Religion“, das andere handelte von den Prophezeiungen.

David las diese beiden Bücher mit Eifer. Zwar vermochten sie seine Schwierigkeiten nicht zu beseitigen, aber sie vermehrten sein Staunen. Es war ihm beim Lesen einigemale so, als ob Jesus von Nazareth, den die Christen anbeteten, doch vielleicht der seinem Volke verheißene Messias sein könne. Aber war das überhaupt möglich? Er wagte nicht, jemand danach zu fragen.

Nachdem David die beiden Bücher gelesen hatte, war er eines Tages allein in der Bibliothek seines Vaters. Da bemerkte er unter den Bücherhaufen auf dem Schreibtisch einen kleinen braunen Band, den er nie zuvor gesehen hatte. Er schlug ihn auf, und sein Auge fiel auf die Worte: „Denn wenn das Blut von Böcken und Stieren und die Asche einer jungen Kuh, auf die Unreinen gesprengt, zur Reinigkeit des Fleisches heiligt, wieviel mehr wird das Blut des Christus, der durch den ewigen Geist sich selbst ohne Flecken Gott geopfert hat, euer Gewissen reinigen von toten Werken, um dem lebendigen Gott zu dienen.“ (Hebr. 9, 13. 14.) Diese Worte riefen natürlich sein lebhaftes Interesse wach. Er las weiter, und da vernahm er denn, daß Christus einmal geopfert worden ist, um vieler Sünden zu tragen, daß das Blut von Böcken und Stieren niemals Sünden hinwegnehmen kann, so daß die Priester in Israel immerfort dastehen und opfern mußten, während Jesus Christus, „nachdem Er ein Schlachtopfer für Sünden dargebracht, sich auf immerdar zur Rechten Gottes gesetzt hat“. Das waren merkwürdige Worte. David sah, daß sie an die Hebräer gerichtet waren. Er hatte demnach ein volles Recht,

sie zu lesen. Ohne weiteres steckte er das Buch in die Tasche, nahm es mit in sein Zimmer und begann es von Anfang an zu lesen. Wie groß war seine Bewunderung, als er die Worte las: „Buch des Geschlechts Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams“!

David würde das Testament ganz durchforscht haben, wenn nicht zwei Tage später sein Vater zu ihm gesagt hätte:

„Ich vermissе ein kleines Buch, das auf meinem Arbeitstisch lag. Hast du es vielleicht gesehen, David? Es war ein kleines, braunes Buch.“

„Ich habe es in meinem Zimmer“, versetzte David.

„Warum hast du es fortgenommen?“ fragte der Rabbi mit einem strengen Blick. „Es ist ein abscheuliches Buch.“

„Das wußte ich nicht“, erwiderte David. „Wie konnte ich ahnen, daß mein Vater ein abscheuliches Buch in seiner Bibliothek aufbewahrt?“

„Ich verbiete dir, das Buch zu nehmen oder zu lesen.“

Weiter sagte der Vater nichts. Auch David schwieg. Er wußte, daß keine Bitte den Sinn seines Vaters ändern würde. Aber er fühlte, daß er das Buch lesen mußte. So ging er wieder zu seinem neuen Freunde, dem Schullehrer, und fragte ihn, wo er ein Neues Testament bekommen könne. Der Lehrer gab ihm ein solches mit der Bemerkung, er tue wohl, es zu lesen, denn es sei Gottes Wort.

So las denn David das Testament bis zu

Ende. Nachdem er damit fertig war, war er fest überzeugt, daß der verachtete Jesus von Nazareth nicht nur der Messias Israels, sondern auch Gott-Jehova selbst war. Er wußte jetzt auch, warum es keine Opfer für die Sünde mehr gab; er wußte, daß es keine mehr geben konnte.

Aber obwohl dem jungen Israeliten nun alles so klar war wie die Sonne am Mittag, so haßte er doch Christum noch genau so, wie er bisher Jesum von Nazareth gehaßt hatte. Sein Herz blieb gerade so kalt und böse wie bisher. Er sagte sich: „Wenn Christus Gott ist, so muß ich mich Ihm unterwerfen. Ich muß Ihn anerkennen, Ihm gehorchen, Ihm dienen, Seine Schmach tragen und mich hassen und verachten lassen.“ Damit legte David das Testament beiseite und beschloß, jeden Gedanken an Christum fahren zu lassen. Wenn er auch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen konnte, daß Er Gott war, so wollte er Ihn doch vergessen.

Aber David fand, daß das nicht so leicht ging. „Christus“, so erzählte er später, „war immer da. Er wollte mich nicht verlassen. Ich war wütend auf mich selbst, daß ich das Buch gelesen und es mich so viel hatte kosten lassen, die Wahrheit zu finden, die mich so elend machte. Christus aber ließ mich nicht.“

Älter geworden, stürzte David sich in den Strudel des Geschäftslebens und der weltlichen Vergnügungen. Er wollte an nichts anderes mehr denken. Aber wo er sich auch befinden mochte, im Geschäft, im Theater, im Konzertsale, überall war es ihm, als ob Jesus an seiner Seite

fiße. Er ging nach Paris, in der Hoffnung, daß das üppige Genußleben dieser prächtigen Stadt die Unruhe seines Herzens verscheuchen werde. Aber auch diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Eines Tages kam er in Paris an einer Kapelle vorbei, deren Tür offen stand. Ohne sich klar zu werden, weshalb, trat er ein. Gerade begann der Vortrag. Der Prediger sprach über den Besitz des Friedens. „Es gibt einige unter uns“, sagte er unter anderem, „die alles wissen, was ich über Christum und das große Heil in Ihm sagen könnte. Aber trotzdem besitzen sie weder Frieden noch Ruhe. Weshalb nicht? Weil sie dem Herrn ihr Herz nicht öffnen wollen. Obwohl sie Ihn kennen, verwerfen sie Ihn.“

Diese Worte trafen Davids Herz wie spitze Pfeile. Er verließ die Kapelle, elender denn je zuvor. Kannte denn der Sprecher die Tiefen seines Herzens? Es war David, als habe er nur für ihn geredet.

Trotz dieser widerstreitenden Gefühle verspürte unser Freund, als er das nächste Mal an der Kapelle vorbeikam, den unwiderstehlichen Drang in sich, wieder einzutreten. Er kämpfte mit sich selbst. Was sollte er tun? Unentschlossen stand er auf der Straße. Da bemerkte er am Eingang einen einfach aussehenden Mann, der den Vorübergehenden Traktate anbot. Bei seinem Anblick kam David ein Gedanke. „Wie wäre es, wenn ich mit ihm eine Unterhaltung anknüpfte?“ sagte er zu sich selbst. „Mit dem Pfarrer möchte ich nicht disputieren, aber den Mann da könnte ich vielleicht davon überzeugen, daß das ganze Christentum eine Lüge ist.“

Mit diesem Gedanken, zugleich in dem vollen Bewußtsein von der unumstößlichen Wahrheit des Evangeliums, trat David auf den Mann zu und richtete einige Fragen an ihn. Der Mann erwiderte wenig, und David brachte daraufhin eine Menge anscheinend gewichtiger Beweisgründe gegen die Wahrheit der Bibel vor, auf welche seiner Ansicht nach dieser einfache, ungebildete Mann unmöglich zu antworten vermochte. Der Mann ließ sich auch gar nicht auf eine Widerlegung ein. Er blickte David nur fest in die Augen und versetzte: „Junger Mann, Sie stehen dem Christentum näher, als Sie meinen. Sie wissen, daß es wahr ist.“

David verstummte, denn er fühlte, hier hatte Gott gesprochen. Ohne ein Wort zu entgegnen, wandte er sich um und schritt davon.

Es dauerte nicht lange, da trieb es ihn abermals zur Kapelle. Diesmal predigte ein anderer, und zwar ein Pfarrer, namens d. L. Seinen eindringlichen Worten vermochte David nicht länger zu widerstehen. Gottes Gnade siegte. In tiefster Zerknirschung warf er sich zu Jesu Füßen nieder, nahm Ihn als seinen Heiland an und empfing die Versicherung, daß alle seine Sünden vergeben waren.

Nachdem David Christum angenommen hatte, war er auch entschlossen, alle damit verbundenen Folgen zu tragen. Er begab sich zu Herrn d. L., um ihm seine Bekehrung mitzuteilen und ihn um die Taufe zu bitten. Da wurde ihm aber eine bittere Enttäuschung zuteil. Herr d. L., der in letzter Zeit mehrfach von Leuten betrogen worden war, die sich als bekehrt ausgegeben hatten, emp-

ging ihn sehr kühl und war so steif und zurückhaltend, daß David gar nicht wagte, seinen Wunsch zu äußern. Ohne seinen Zweck erreicht zu haben, verabschiedete er sich von ihm. Er beschloß darauf, in seine Heimat zurückzukehren und sich dort von einem ihm bekannten Pfarrer taufen zu lassen.

Der Pfarrer empfing ihn freundlich. Doch als er von seiner Bekehrung und seinem Wunsche, getauft zu werden, erfuhr, schüttelte er den Kopf. „Sie werden doch nicht alle Ihre Aussichten für dieses Leben preisgeben, mit Ihrer Familie zerfallen und das ganze Haus ins öffentliche Gespräch bringen wollen“, meinte er. „Ich kann Ihnen nur raten, Jude zu bleiben. Jedenfalls möchte ich Sie nicht taufen.“

David war aufs äußerste überrascht.

„Nein“, rief er schließlich, „von Ihnen möchte ich auch nicht getauft werden. Und Sie wollen ein Christ sein? Ich meine doch, daß Christus es verdient, daß man um Seinetwillen alles aufgibt.“

Kurz nach dieser Unterredung begegnete David eines Tages seinem alten Freunde, dem Lehrer. Er teilte ihm seine Erfahrungen und Enttäuschungen mit.

„Ich bin mit einem gottesfürchtigen alten Pfarrer bekannt“, versetzte der Lehrer. „Ich will Ihnen seine Adresse geben. Gehen Sie einmal zu ihm!“

David zögerte nicht, den Angegebenen aufzusuchen. Er fand einen ehrwürdigen alten Mann, der mit Interesse seiner Erzählung lauschte. Als David zu Ende war, fragte er:

„Glauben Sie an die Sakramente der Kirche, an die Wirksamkeit der Taufe und an das Abendmahl des Herrn?“

„Herr Pfarrer“, rief David, abermals tief betrübt und erstaunt, „ich glaube an Jesum. Deshalb fragen Sie mich, ob ich an die Sakramente glaube? Sollten Sie sich nicht vielmehr danach erkundigen, ob ich durch das Blut Jesu gerettet bin? Ist es Ihnen denn genug, wenn ich an diese oder jene äußere Verordnung glaube?“

Der alte Mann verbarg sein Gesicht in beiden Händen und begann bitterlich zu weinen.

„Mein Sohn“, erwiderte er schließlich, „Sie haben mir eine ernste Lehre erteilt. Ja, ich hätte fragen sollen: „Glauben Sie an Jesum als Ihren Heiland? Hat Er Sie errettet?“ Mit der Beantwortung dieser Frage hätte ich zufrieden sein müssen. Wollen Sie nicht mit mir beten, daß der Herr mir vergebe?“ Wie hätte David dieser Bitte widerstehen können? So knieten beide Männer nieder und beteten. Darauf fragte der alte Mann:

„Wollen Sie sich jetzt noch von mir taufen lassen, nachdem ich Ihnen solchen Anstoß gegeben habe?“

David sagte freudig Ja, denn wenn der Pfarrer auch sehr an den äußeren kirchlichen Formen zu hängen schien, so war er doch offenbar ein gläubiger Mann.

„Nur müssen Sie wissen“, bemerkte unser Freund, „daß ich durch die Taufe nicht in Ihre Gemeinde aufgenommen zu werden wünsche. Ich erkenne nur die Kirche Jesu Christi an. Es gibt nur eine.“

„Sie haben recht“, versetzte der Alte. So wurde David getauft. —

Einige Jahre später suchte er nochmals den alten Pfarrer auf. Zu seinem Leidwesen traf er ihn nicht mehr unter den Lebenden. Seine Stelle wurde von seinem Sohn bekleidet. Dieser empfing David freundlich als ein Glied seiner Gemeinde.

„Davon weiß ich nichts“, versetzte David, „ich bin einfach ein Christ.“

„Aber“, wandte der junge Pfarrer betrübt und unwillig zugleich ein, „wissen Sie nicht, daß es Sektiererei ist, die Kirche zu verlassen?“

„Wenn ich die eine wahre Kirche Christi verlassen hätte“, erwiderte David, „so hätten Sie Grund zum Klagen. Da das aber nicht der Fall ist, so weiß ich nicht, weshalb Sie betrübt sind über mich.“

Hiermit will ich schließen. Ich habe die letzte Unterhaltung nur angeführt, um zu zeigen, welche eine klare, unzweideutige Stellung David einnahm. Sein Leben war fortan Christo geweiht. Mit der ihm von Gott verliehenen Gabe wurde er nicht müde, in seiner Heimat, dem südlichen Frankreich, Zeugnis abzulegen von dem, was er in Christo gefunden hatte. „Gott sei Dank!“ sagte er einmal zu mir, „daß Er auch in diesem dunklen Lande, wo so viele Tausende einst den Märtyrertod für Ihn gestorben sind, Zeugen für Christum erweckt hat, die Ihn predigen und zeigen, daß das Evangelium eine lebendige Kraft ist, die Kraft Gottes zum Heil jedem Glaubenden!“

Wie ich mit zwei Stöpsen nach Hause kam.

Vor einer Anzahl Jahren arbeitete ein Missionar unter den Dajakstämmen auf Britisch-Nord-Borneo. Ich wohnte, so erzählt er, in dem an der Nord-Westküste gelegenen Simanis. Im Frühjahr 1891 war ich an den Ort gekommen, hatte mir dort ein Häuschen gebaut, eine Schule eingerichtet und mich mit den Eingeborenen, sowie einigen chinesischen Kaufleuten, die häufig dorthin kamen, bekannt gemacht.

Es war ein wunderschönes Land. Auch die Bewohner hatten in ihrem Charakter viel Anziehendes. In ihrer aufrichtigen, treuen Gesinnung erinnerten sie mich an die alten Germanen. Da ich mich schon lange Zeit mit den malaiischen und süd-chinesischen Landessprachen beschäftigt hatte, beherrschte ich die Mundart der Eingeborenen vollkommen und konnte ihnen deshalb von vornherein Christum verkündigen. Ich fand im allgemeinen Aufmerksamkeit und freundliche Aufnahme. Belehrungen hatte ich allerdings bis zu der Zeit, wo meine Erzählung spielt, noch nicht wahrgenommen; immerhin aber durfte ich wenigstens in den Sitten und Gewohnheiten eine Wendung zum Besseren bemerken. Nicht ein einziges Mal wurde während meines Aufenthaltes die Kriegstrommel gerührt; auch war ich noch nie Augenzeuge des berüchtigten Kopfschnellertanzes gewesen, der dann stattfinden pflegte, wenn nach einem beendeten Kriegszuge die erbeuteten abgeschlagenen Köpfe der Feinde über

dem Feuer geräuchert wurden, worauf man sie in der Hütte des Siegers als dauerndes Siegeszeichen aufhing. Derartige geräucherte Köpfe waren mir natürlich schon genug vor Augen gekommen; ich hatte solche auch schon selbst in der Hand gehabt, denn der Häuptling meines Stammes besaß weit über hundert dieser grausigen Beutestücke. Oft hatte ich, unter den zu Büscheln zusammengebundenen Köpfen sitzend, die schrecklichen Erzählungen des Häuptlings oder seiner Brüder über die früheren Kriegszüge angehört und mich darüber gefreut, daß es jetzt anders stand. Denn während die Weiber das Land bebauten, lagen die Männer heute der Hirsch- oder Wildschweinjagd ob, sammelten Harz, spanisches Rohr und andere Walderzeugnisse oder beschäftigten sich mit dem Aufbau und dem Ausbessern ihrer Häuser.

Bei jeder sich bietenden Gelegenheit, besonders des Sonntags, lud ich die Stammesglieder zu mir ein, um ihnen das Wort Gottes zu verkündigen. Der Häuptling erschien auch meistens, doch blieb er selten bis zum Schluß der Versammlung. Bevor er ging, pflegte er seinen vor mir hockenden Untertanen zuzurufen: „Paßt gut auf und tut, was er euch sagt!“ Dann winkte er mir einen Abschiedsgruß zu und verschwand.

Auf diese Weise arbeitete ich geraume Zeit unter den Dajaks. Je länger desto mehr fühlte ich mich zu ihnen hingezogen. Mit Freuden ertrug ich die mancherlei Entbehrungen und Gefahren, die das Weilen in der Wildnis für den Europäer mit sich bringt.

Plötzlich jedoch, sehr unerwartet und sehr un-

erwünscht, wurde ich von meiner Arbeit abberufen. Ich sollte nach Singapur zurückkehren, um fernerhin dort für den Herrn tätig zu sein. Diese Aufforderung schmerzte mich tief. Der Abschied von den mir so lieb gewordenen Dajaks wurde mir äußerst schwer. Mit trauerndem, besorgtem Herzen packte ich meine Sachen und mietete ein Boot, das mich nach Labuan bringen sollte, einer etwa 120 Meilen von meinem Wohnplatz entfernt liegenden Insel, von wo ich Gelegenheit zur Weiterfahrt nach Singapur hatte. Dann besuchte ich noch einmal die mir so teuer gewordenen Eingeborenen, um Abschied von ihnen zu nehmen — vielleicht für immer. Mein Weggang rief wohl bei allen aufrichtige Betrübniß hervor. Trotz ihrer Armut brachten sie mir allerlei Geschenke, und die Tränen in ihren Augen bezeugten es mir, wie leid die Trennung ihnen tat.

Anakoda Anfang, der Häuptling, war nicht daheim, als ich ihn in seiner Wohnung aufsuchte. Das tat mir leid. Ich wollte am nächsten Tage abreisen und hätte den Häuptling noch gern gesehen, um ein letztes Wort mit ihm zu reden. Ich bat deshalb einen seiner Untergebenen, mir ein Zeichen zu geben, falls er vor Abend zurückkehren würde.

Kurz nach Sonnenuntergang, gegen 6 Uhr, sah ich von meiner Veranda aus den Schein einer brennenden Bambusfackel — das verabredete Zeichen. Ungefäumt machte ich mich darauf fertig zu meinem Abendausgang. Es bedurfte dazu einiger Vorkehrungen, denn ich mußte, um zu Anakodas Hütte zu gelangen, über den breiten, von Krokodilen be-

lebten Fluß sehen. Doch machte mir das keine Sorge, da ich daran gewöhnt war. Glücklicherweise erreichte ich das Haus, klopfte an die eingekerbten Baumstämme, die als Treppen dienten zu der hoch auf Pfählen erbauten Wohnung, und stand im nächsten Augenblick vor Anatoda und seinen drei Brüdern, die beim roten Schein einer Petroleumlampe ihre Palmzigaretten rauchten. Der Platz, den man mir anwies, befand sich gerade unter einem Bündel von etwa dreißig Köpfen.

Anatoda eröffnete in freundlichem Ton die Unterhaltung.

„So willst du uns verlassen, Bleichgesicht?“ begann er. „Weshalb denn? Haben wir dich nicht gut behandelt?“

„Doch, sehr gut“, versetzte ich. „Darüber kann ich nicht klagen. Du bist stets mein Freund gewesen.“

„Dann ist es auch nicht gut von dir, uns zu verlassen. Du bist zu uns gekommen, und wir haben dich freundlich in unserer Mitte aufgenommen. Gern haben wir auf dich gehört. Und jetzt, da du uns durch deine Worte und Unterweisungen begierig gemacht hast nach dem Guten, da wir danach hungern, gehst du fort und nimmst die Speise mit.“

Diese Worte des Häuptlings setzten mich in Erstaunen. Sie klangen so unglaublich, daß ich sie für eitel Schmeichelei hielt, denn von allen Bewohnern von Kimanis hatte ich bei dem Häuptling die geringste Wirkung meiner Worte beobachtet. Darum erwiderte ich unumwunden:

„Sprich nicht so, Anatoda Anfang! Dir ist es doch nie um meine Worte zu tun gewesen, sonst wärest du nicht stets vor Schluß der Versammlungen

weggegangen. Auch würdest du dann ein Christ geworden sein.“

„Du irrst“, versetzte der Häuptling mit Würde. „Es ist mir stets ehrlich um deine Worte zu tun gewesen. Was aber meine Stellung zum Christentum betrifft, so geziemt es uns als weisen Männern, vorher reiflich zu prüfen, bevor wir eine andere Lehre annehmen. Deine Worte waren gut. Aber wir mußten auch deinen Taten nachgehen. Jetzt nun, nachdem wir gesehen haben, daß deine Taten deinen Worten entsprechen, sind wir bereit, Christen zu werden. Und nun gehst du von uns. Kannst du uns denn nicht einen Stellvertreter senden?“

Mein Staunen wuchs. Solche Worte hätte ich von jedem anderen, nur nicht von Anakoda erwartet. Aber durfte ich ihm trauen? Ich beschloß, ihn auf die Probe zu stellen. Wie bereits bemerkt, baumelte ein Bündel Köpfe gerade über meinem Haupte. Außerdem mochten noch etwa 120 an der Zimmerdecke hängen. Sie sind das größte Heiligtum der Dajaks, die außer ihnen weder Götzen noch Altar kennen. Ihrer Ansicht nach geht die Seele des Kriegers, dessen Kopf man in seinem Besitz hat, in den Körper des Siegers über und dient dazu, ihn stärker und tapferer zu machen. Anakoda Anfang war durch den Besitz so zahlreicher Köpfe im ganzen Umkreis als der größte Krieger bekannt und gefürchtet, denn er vereinte die Seelen all der Erschlagenen in sich. Niemand wagte es daher, sich in Streit mit ihm einzulassen. Ja, man sagte selbst, er sei „kabal“, d. h. unüberwindlich. An diesen Heiligtümern nun wollte ich Anakodas Aufrichtigkeit prüfen.

Auf die Schädel deutend, sagte ich:

„Anakoda, sei aufrichtig! Ich bin davon überzeugt, daß diese Köpfe dir mehr wert sind als ein Missionar.“

Der Häuptling schaute mich ernst an und entgegnete mit Nachdruck:

„Nein, Bleichgesicht, ein Missionar hat für uns einen viel größeren Wert. Ich wünschte, du könntest uns einen anderen Prediger für dich senden.“

„Nun, Anakoda, dann beweise mir, daß deine Worte ernst gemeint sind, schenke mir einen dieser Köpfe und . . .“

Ich wollte noch mehr sagen; aber ich kam nicht dazu. Kaum waren mir die wenigen Worte entfahren, als Anakoda von seinem Sitz aufsprang. In einem Nu hatte er sein Schwert von der Wand gerissen und es zur Hälfte aus der Scheide gezogen. Seine Augen schossen Blitze. Sein Oberkörper war nach vorn gebeugt. Das Schwert funkelte in seiner Rechten, und sein Mund war weit geöffnet, als wolle er den Kriegsruf ausstoßen und sich dann auf mich stürzen. Kein Wort kam jedoch über seine Lippen. Nur seine mageren Wangen zitterten vor maßloser innerer Aufregung. In diesem Augenblick sprang ich auf und faßte seinen emporgehobenen Arm. Noch heute ist es mir, wenn ich an jenen schrecklichen Augenblick zurückdenke, als ob ich den heißen Atem des durch meine Aufforderung tödlich gereizten Mannes auf meiner Hand verspüre. Einige Augenblicke — es schienen mir Stunden — verstrichen, ohne daß ein Wort gesprochen wurde.

Dann sagte ich, während ich dem Häuptling fest ins Auge sah:

„Anakoda, du kennst mich, daß ich mein Wort halte. Noch einmal: Beweise mir deine Aufrichtigkeit! Gib mir einen der Köpfe! Ich werde ihn nach Singapur mitnehmen zu meinen Freunden und ihnen sagen: „Seht, Anakoda Anfang hat mit den Sitten seiner Väter gebrochen. Er hat mir diesen Kopf mitgegeben zum Beweis, daß er ein Christ werden will.“ Vielleicht werden sie dann jemand senden, der euch weiter belehren wird.“

Während ich sprach, verschwand allmählich der schreckliche Ausdruck aus dem Gesicht des Wilden. Seine Züge glätteten sich. Er schien sich selbst seines Verhaltens zu schämen. Mit einem gewaltigen Ruck stieß er das Schwert in die Scheide zurück, begab sich an seinen Platz und sank, völlig erschöpft von der schrecklichen Aufregung, auf seinen Sitz nieder.

Kurz darauf sagte er, während er mit der Hand eine leichte Bewegung machte: „Nimm dir einen, Bleichgesicht! Suche dir selbst einen aus!“

Wie dankte ich dem Herrn! Es war gewiß der erste Sieg, den Anakoda über sich selbst errungen hatte. Ich schnitt darauf von dem großen Bündel den Kopf eines etwa neunzehnjährigen Mannes ab, den der Häuptling zwei Jahre zuvor erbeutet hatte. Dann unterhielt ich mich noch eine Zeitlang mit ihm über den Herrn Jesus und Seine Nachfolge und verabschiedete mich.

Den Kopf habe ich meinem Versprechen gemäß nach Singapur gebracht. Später habe ich ihn mitgenommen in meine Heimat. Er sollte mir zur steten Erinnerung dienen, daß der Herr die Seinen zu bewahren vermag in allen Gefahren. Bevor

ich nach Borneo reiste, hatte man mir gesagt: „Du hast nur einen Kopf. Paß auf, daß du ihn nicht verlierst.“ Und wie hatte der Herr geholfen! Anstatt meinen Kopf zu verlieren, kam ich mit zwei Köpfen nach Hause. Aber der Kopf sagte mir auch noch etwas anderes. Er war ein beredter Beweis für die Wirksamkeit des Geistes Gottes. Was kein Mensch bei dem wilden Häuptling zustande gebracht hätte, das bewirkte Gottes Wort. Fürwahr, es „ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert“. (Hebr. 4, 12.)

Was Anakoda Anfang betrifft, so kann ich nichts weiter über ihn sagen. Daran aber dürfen wir getrost festhalten, daß Gott, wenn Er ein Werk in einer Menschenseele angefangen hat, nicht auf halbem Wege stehen bleibt, sondern das Angefangene auch zur Vollendung bringen wird.



„Es ist in keinem Andern das Heil.“

Vor einigen Jahren erschien ein junger Bauer in meiner Sprechstunde. Er sah, was mich bei seinem Beruf etwas in Erstaunen setzte, sehr nervös und matt aus, und man konnte ihm auf den ersten Blick anmerken, daß er schwere innere Kämpfe durchgemacht hatte. Er klagte über Schlaflosigkeit, mangelnde Eklust und häufiges starkes Herzklopfen.

Ich schrieb ihm einige Mittel auf, dann aber fragte ich ihn, unter dem Eindruck, daß in diesem Falle äußere Mittel wohl wenig Erfolg haben

möchten: „Sie haben mir von Ihren körperlichen Leiden erzählt. Wie aber steht es um Ihre Seele? Wissen Sie etwas von dem Herrn Jesus und dem Heil, das in Ihm zu finden ist?“

Meine Worte zauberten ein Lächeln reinsten Freude und tiefen Friedens auf die bleichen Wangen des jungen Mannes.

„Gott sei Dank!“ erwiderte er, „heute darf ich sagen, daß meine Seele in Jesu ruht. Aber da Sie diesen Gegenstand berühren, muß ich Ihnen mitteilen, daß die durchlebten Kämpfe es wohl sind, die mich körperlich so heruntergebracht haben.“

Diese Antwort rief natürlich mein ganzes Interesse wach. Ich fragte, wie er denn zu einem Gefühl über seinen verlorenen Zustand gekommen sei, und welche Mittel Gott angewandt habe, um ihn zum Heilande zu bringen.

„Ich war ein gleichgültiger, gottloser Mensch“, hob er an zu erzählen, „lebte in Sünden und Vergnügungen dahin und hatte für nichts anderes Sinn, als für die Eitelkeiten dieser Welt. Nach Gott und Ewigkeit fragte ich nicht. Auch hatte ich keinerlei Gefühl darüber, daß ich eines Heilandes bedürfe.“

Ich arbeitete auf dem Bauernhose eines Oheims, der ebenso gleichgültig war wie ich. Eines Tages geschah etwas Merkwürdiges. Ich vernahm ganz deutlich eine Stimme, die zu mir sprach: „Du bist auf dem Wege zur ewigen Verdammnis“. Diese Worte drangen so klar an mein Ohr, daß ich zusammenfuhr und zu zittern begann. Ich geriet in Todesangst. Die Worte verließen mich nicht mehr. Tag und Nacht klang es mir in den Ohren: „Du

bist auf dem Wege zur Hölle". Daß ein schreckliches Los mein Teil war, wenn ich plötzlich abgerufen würde, das wurde mir zur völligen Gewißheit.

Ich tat alles, um die verhängnisvollen Worte loszuwerden. Aber es gelang mir nicht. Der



Schlaf floh meine Augenlider. Ganze Nächte brachte ich in Angst und Verzweiflung auf meinem Bett zu. Ich suchte die quälenden Gedanken im Strudel der Ausschweifungen zu ertränken, ging häufig ins

Wirtshaus und zum Tanz, aber die Wirkung war gerade, wie wenn man Öl ins Feuer gießt. Darauf entschloß ich mich, ein neues, besseres Leben anzufangen. Ich wollte religiös werden, ging fleißig zur Kirche, las regelmäßig Gebete aus einem Gebetbuch und nahm an allem teil, was man so zum Gottesdienst rechnet. Aber nichts gab mir Ruhe und Frieden. Im Gegenteil, alles schien meinen Zustand nur zu verschlimmern.

Man riet mir, unseren Pfarrer zu besuchen und ihm mein Herz auszuschütten. Das tat ich. Er fragte mich, was mir fehle.

„O Herr Pfarrer!“ rief ich, „können Sie mir sagen, wie ich von der Hölle errettet werden kann?“

„Mein guter Junge“, erwiderte er, „tu deine Pflicht, geh fleißig zur Kirche und zum Abendmahl, und vergiß deine Gebete nicht. Dann darfst du hoffen, errettet zu werden.“

„Ach, Herr Pfarrer!“ versetzte ich, „das habe ich alles getan. Aber ich finde keinen Frieden! Ich kann nicht schlafen und lebe fortwährend in Todesangst. Können Sie mir nicht helfen, Errettung zu finden?“

„Aber, mein guter Junge“, sagte der Pfarrer beruhigend, „du bist unnötig ängstlich. Ich rate dir wiederholt: erfülle treu deine religiösen Pflichten.“

Da ich sah, daß der Pfarrer — er ist ein guter Mann, aber leider selbst nicht bekehrt — mir nicht helfen konnte, empfahl ich mich und ging nach Hause, unglücklicher als je. Kurz darauf hörte ich von einem anderen Pfarrer, der als ein wirklich gläubiger Mann bekannt war. Ich ging auch zu ihm, um ihm meine Not zu schildern.

Diesmal hatte ich den richtigen Mann gefunden. Nachdem er sich durch einige Fragen überzeugt hatte, daß Gott ein Werk in mir begonnen hatte, sagte er etwa folgendes:

„Mein junger Freund! Der Geist Gottes hat Sie von der Sünde überführt und Ihnen Ihren verlorenen Zustand gezeigt, um Sie zum Heiland zu bringen. Aber Sie haben sich noch nicht zu der Quelle gewandt, wo allein Vergebung zu finden ist, nämlich zu dem kostbaren Blute Jesu Christi, das vor mehr als achtzehnhundert Jahren am Kreuzestamm auf Golgatha geflossen ist. Sie haben statt dessen versucht, sich zu bessern, religiös zu werden und so sich selbst zu erretten. Auf diesem Wege aber werden Sie nie Frieden finden. Die Frage Ihrer Sünden ist am Kreuze gelöst worden, wo Gott das Gericht, das Sie treffen mußte, an Seinem Sohne vollzogen hat. Dort ist der Friede für Sie erstritten worden, und Er, der Frieden gemacht hat und auch für Sie in den Tod gegangen ist, unser Herr Jesus Christus, ist als Sieger aus den Toten auferstanden und weilt jetzt in der Herrlichkeit.“

Dieser Augenblick entschied mein Schickal. Ich erkannte, daß ich nichts zur Sühnung meiner Sünden tun konnte, aber ich sah auch, daß das nicht nötig war. Denn war nicht für sie alle am Kreuz auf Golgatha volle Sühnung geschehen?“

Der Erzähler schwieg.

„Dem Herrn sei Dank für die Liebe und Güte, die Er an Ihnen erwiesen hat!“ sagte ich.

„So ist es!“ versetzte er. „Aber meine Gesundheit hat in den vergangenen Monaten außerordentlich ge-

litten, und deshalb bin ich gekommen, um Ihren Rat in Anspruch zu nehmen.“

Einen Monat später sprach der junge Bauer nochmals bei mir vor. Es ging ihm viel besser, und er freute sich im Herrn. Doch hatte die entschiedene Stellung, die er einnahm, bereits den Haß seiner Verwandten erregt. Sie hatten ihm gedroht, ihn zu entlassen, falls er seinen Heiland nicht aufgeben wolle. Aber das beunruhigte ihn wenig. Sein Herz war voll Glück und Freude.

Ich sah ihn dann im Jahre darauf noch einmal. Sein Friede war noch derselbe.

Blind!

In einem strahlend schönen Junitage des jüngst verflossenen Jahres schritt ich durch eine der belebtesten Straßen der Reichshauptstadt. Eine große Volksmenge wogte um mich her, ins Freie gelockt durch das herrliche Wetter. Plötzlich bemerkte ich, wie die Blicke der Vorübergehenden sich einer bestimmten Richtung zuwandten. Viele blieben stehen. Einen verwundeten Gardehauptmann, der gerade vorüberging, sah ich zusammenzucken, während ein Ausdruck tiefen Mitgeföhls sich über sein Antlitz verbreitete. In manchem Auge blinkten Tränen.

Was gab es denn? Es nahte ein Trupp Soldaten, kräftige Gestalten, aber — alle blind. Opfer des Krieges! Blinde Soldaten, geführt von halberblindeten Kameraden! Es waren Krieger

rheinischer Regimente, im Vollbesitz ihrer Jugendkraft, geschmückt mit dem eisernen Kreuz, aber — ohne eines der kostbarsten Kleinode des Lebens, ohne das Augenlicht.

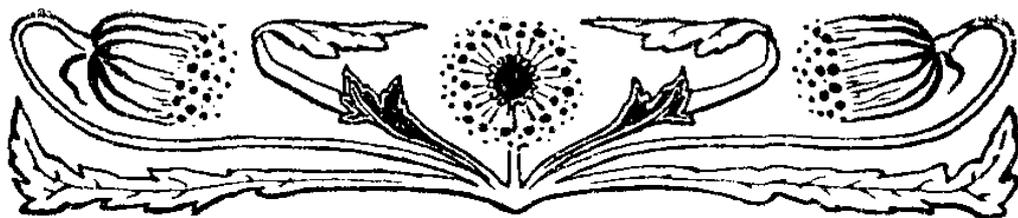
Eine Zeitlang schritt ich hinter dem Trupp her. Mir war so weh zumute. Dann redete ich einen der Begleiter an. Ich beehrte zu wissen, wie die Ärmsten ihr Schicksal ertrugen. Was ich vernahm, beschämte mich tief. „Sie tragen ihr schweres Los mit größter Ergebenheit“, lautete der Bescheid. „Kein Ton des Murrens kommt über ihre Lippen.“

In der Tat, diese Männer waren Helden. Nie wieder sollten ihre Augen den blühenden Frühling, den lachenden Sonnenschein schauen, nie wieder sollten ihre Blicke über der Heimat Berge und Täler schweifen. Nie wieder würden sie das Antlitz ihrer Lieben sehen, die ihr Herz doch so innig umschloß. Für sie war es bleibende Nacht geworden. Und dabei kein Wort des Murrens, kein Laut der Klage!

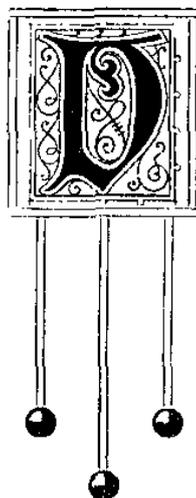
Dieser Gedanke beschäftigte mich lange. Ich mußte mir vorwerfen, wie oft ich schon über die kleinen Dinge dieses Lebens, über Schwierigkeiten im Geschäft, in der Familie u. s. w. gemurrt hatte, alles Dinge, die doch nicht einmal genannt zu werden verdienen neben dem Leid, das diese Männer lautlos trugen! Nie zuvor habe ich dem Herrn so inbrünstig auf den Knien für das Licht meiner Augen gedankt, wie am Abend dieses Tages. Nie zuvor ist mir die Größe dieser Gabe so klar geworden. Des ist gesund, ab und zu den größeren Schmerz, die tiefere Not des anderen zu schauen. Das macht dankbar.

Aber noch ein anderer Gedanke kam mir angesichts der blinden Krieger. Wie viele Menschen gleichen in geistlicher Beziehung diesen Unglücklichen, mußte ich mir sagen. Sie sehen, sie besitzen das Licht des leiblichen Auges und sind dennoch blind, sind mit geistlicher Blindheit geschlagen. Ach! und das ist weit schrecklicher, als leiblich blind zu sein. O über die Armen, die ohne das Licht der Seele, ohne Jesum diese Welt durchschreiten! Denn die Nacht des leiblichen Auges dauert nur Jahre, im schlimmsten Fall einige Jahrzehnte, aber die Finsternis dessen, der Jesum verwirft, währt ewig, ewig. Diese Qual nimmt nie ein Ende, in alle Ewigkeit nicht.

Doch Gott sei gepriesen! von dieser Blindheit kann jedermann geheilt werden. Schon in Psalm 146, 8 lesen wir: „Jehova öffnet die Augen der Blinden“, und der Herr Jesus stellt sich selbst als Den dar, der gesandt worden ist, „Gefangenen Befreiung auszurufen und Blinden das Gesicht“. (Vergl. Luk. 4, 18.) Um das zu können, mußte Er freilich ans Kreuz gehen. Auf daß „die Nichtsehenden sehen“ möchten, mußte Sein Auge im Tode brechen. Aber Er hat auch ein ganzes Werk getan. Wer von Herzen an Ihn glaubt, der ist in Wahrheit ein sehend Gewordener, der sieht, selbst wenn das Licht seiner leiblichen Augen für immer erlischt. Alle Finsternis ist von ihm gewichen, und die Strahlen einer überirdischen Herrlichkeit werden in Ewigkeit sein Auge und sein Herz erquickten.



„Bekennet einander die Vergehungen!“



Vor Jahren wurde ich gebeten, einen jungen Mann zu besuchen, der krank daniederlag. Diese Bitte erfreute mich. Ich war früher mit Karl, so hieß der Kranke, häufig in Berührung gekommen, ja, wir waren gute Freunde gewesen. Das hatte so lange gedauert, bis ich mit Karl über das Heil seiner Seele zu reden angefangen hatte. Da war der Freundschaft ein jähes Ende bereitet worden. Karl war mir seitdem geflissentlich aus dem Wege gegangen. Nun war er krank geworden. Die Krankheit mußte wohl eine Sinnesänderung bei ihm bewirkt haben. Es war mir bereits zu Ohren gekommen, daß er mich wiederzusehen wünsche. Doch ich hatte mir vorgenommen, einen bestimmten Wink abzuwarten, ehe ich zu ihm ging. Als dieser Wink jetzt kam, folgte ich ihm mit Freuden.

Nach einer kurzen Begrüßung steuerte ich geradeswegs auf mein Ziel zu und fragte den Kranken, ob er jetzt im Besitz des einzig wahren Trostes sei.

„Ja, Tante“, erwiderte er, „ich weiß jetzt, daß ich im Leben und Sterben dem Heiland angehöre. Ich bin mit all meinen Sünden zu Jesu gegangen und habe bei Ihm Vergebung gefunden.“

Ich war ebenso erstaunt wie erfreut über diese Mitteilung. Das war mehr, als ich zu hoffen gewagt hatte. Karl war wirklich ein neuer Mensch geworden. Bei meinen späteren Besuchen entdeckte ich jedoch, daß er trotz der Gewißheit der Errettung keinen wahren Frieden besaß. Es erging ihm wie einem Gefangenen, der vom König begnadigt worden ist, aber dem sich die Gefängnistüren noch nicht geöffnet haben.

In der Hoffnung, ihm damit einen Dienst zu erweisen, erzählte ich ihm bei einem meiner nächsten Besuche die Geschichte eines Mannes, der in unserer Stadt gewohnt hatte:

„Peter B. war in seinen Jugendjahren ohne die Zustimmung seiner Eltern in die Fremde gezogen, um dort sein Glück zu suchen. Er hatte lange Zeit im Ausland gewohnt und sich dort auch, ebenfalls ohne die Einwilligung seiner Eltern, verheiratet, aber das erhoffte und ersehnte Glück war ausgeblieben.

Später war er mit halb zerstörter Gesundheit in sein Vaterland zurückgekehrt und hatte in einer Zigarrenfabrik eine Stelle als Arbeiter angenommen. Sein Verdienst war nicht gerade hoch. Sein Haushalt (er hatte viele Kinder) machte einen unordentlichen Eindruck, da seine Frau nichts weniger als reinlich war. Mit der Zeit verdiente er immer weniger, da er seines körperlichen Zustandes wegen häufig seine Arbeit unterbrechen

mußte. Seine Mutter, die in einer anderen Stadt wohnte, pflegte ihn jedes Jahr einmal zu besuchen. Durch diese Besuche muß sie mit dem den Kranken behandelnden Arzt bekannt geworden sein; denn eines Tages erhielt sie von diesem den Bescheid, ihr Sohn habe im höchsten Grade die Auszehrung, und wenn sie ihn noch einmal sehen wolle, sei es gut, bald zu kommen. Die alte Frau reiste daraufhin sofort ab. Sie nahm bei mir Wohnung. So habe ich den weiteren Verlauf der Sache genau verfolgen können.

Eines Tages brachte ich selbst dem Kranken eine kleine Erfrischung. Bei dieser Gelegenheit sagte er zu mir: „Ich bin so unglücklich! Ich habe so viel gesündigt!“

Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte. Wenn es mir auch bekannt war, daß der Herr Jesus für Sünder gestorben ist, war ich damals doch noch nicht ein Eigentum des Herrn, und so vermochte ich dem armen Kranken keinen Trost zu bringen.

In meiner Verlegenheit suchte ich eine Freundin auf, um mir bei ihr Rat zu holen.

„Hast du's schon gehört?“ fragte ich sie. „Es steht schlecht mit B. — Dazu ist der arme Mann in großer Seelennot. Wenn ich nur jemand wüßte, der mit ihm reden könnte!“

„O dann bringe Herrn v. d. H. zu ihm! Das ist der richtige Mann für solche Kranke.“

Herr v. d. H. ließ sich nicht lange bitten. Noch an demselben Abend ging er zu B. —

„Wie geht's denn, mein Freund?“ fragte er den Kranken in dem ihm eigenen freundlichen Ton, der aller Herzen gewann.

„Ach, mein lieber Herr, ich bin so unglücklich! Ich habe so viel gesündigt, daß ich mir keinen Rat weiß.“

„Dann habe ich eine gute Botschaft für Sie. Der Herr Jesus ist für Sünder gestorben, und ein reicher, zur Rettung bereiter Heiland und ein armer, verlorener Sünder, die passen gut zueinander, nicht wahr?“

„Ja, ja. Aber es ist nichts für mich! Ich habe zu viel gesündigt. Hören Sie nur einiges: Es ist schon lange her — damals, als ich noch zu Hause war — da habe ich meine Mutter bestohlen. Ein anderer wurde der Tat bezichtigt, und ich habe nie gewagt, die Wahrheit zu bekennen. Mit dem gestohlenen Gelde bin ich dann in die Fremde gegangen. Dort habe ich eine andersgläubige Frau geheiratet und ihre Religion angenommen. Auch davon weiß meine Mutter bis heute nichts.“

„Nun“, versetzte Herr v. d. H., „dann müssen Sie dies alles Gott und Ihrer Mutter bekennen.“

„Gott habe ich es bereits bekannt“, antwortete der Kranke. „Er weiß es ja auch ohnehin; aber meiner Mutter kann ich es unmöglich sagen. Dazu fehlt mir die Kraft.“

„Sollen wir denn zusammen Gott bitten, daß Er Ihnen die Kraft dazu schenken möge?“

Der Kranke nickte. Herr v. d. H. kniete an seinem Bett nieder und flehte zum Herrn, daß Er doch den armen Mann erretten und ihm Kraft verleihen wolle, seine Sünden zu bekennen. kaum hatte er „Amen“ gesagt, da rief der Kranke laut: „Mutter, Mutter, Dina, kommt einmal her! Ich habe euch was zu sagen.“

Mutter und Gattin traten an das Bett des Kranken. Dieser begann sogleich ein umfassendes Bekenntnis seiner Schuld vor den beiden Frauen abzulegen. Er schloß mit den Worten: „Mutter, kannst du mich noch als deinen Sohn betrachten?“

Heiße Tränen strömten über die Wangen der alten Frau, als sie sich über ihren Sohn beugte, die Arme um seinen Hals legte und ausrief:

„Peter, ich bleibe immer deine Mutter, und du bleibst immer mein Sohn. Ich vergebe dir von ganzem Herzen.“

Darauf wurde es ruhig in Peters Herzen, so wie in der Natur auf einen heftigen Sturm Stille folgt. Herr v. d. S. besuchte den Kranken fortan beinahe jeden Tag und unterhielt sich viel mit ihm. Doch schien B. noch immer etwas zu fehlen; den vollkommenen Frieden der Seele kannte er nicht. Da hörte er eines Morgens die Kinder — es war am Königs-Geburtstag — unter seinem Fenster singen: „Der König lebe hoch! Der König lebe hoch!“ Dieser Gesang machte einen merkwürdigen Eindruck auf den Kranken. Er richtete sich plötzlich im Bett auf und rief laut:

„Und mein König, der Herr Jesus Christus, lebt in Ewigkeit, und ich werde ewig mit Ihm leben. O Mutter, nun hab' ich Frieden!“

Du kannst dir denken, wie erfreut die Mutter über diesen Ausruf war. Sie kam sogleich zu uns herüber, um uns die frohe Kunde zu bringen. Ich meine sie noch mit freudestrahlendem Gesicht rufen zu hören: „Peter hat Frieden! Er hat Frieden gefunden für seine Seele!“

Noch einige Tage hat Peter auf Erden diesen Frieden genossen. Dann ist er ruhig in seinem Herrn und Heiland entschlafen.“

Karl hatte während meiner Erzählung die Augen nicht von mir abgewandt. Er lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Darauf las ich ihm den 32. Psalm vor, wobei ich besonderen Nachdruck auf die Worte legte: „Als ich schwieg, verzehrten sich meine Gebeine durch mein Gestöhn den ganzen Tag“. Ich bemerkte beim Lesen, wie er aufblickte. Unsere Augen begegneten sich.

„Tante“, sagte er langsam, als koste ihn das Reden Mühe, „ich habe auch noch eine Schuld zu bekennen.“

„Dann tue es heute noch“, gab ich zur Antwort. „Morgen hast du vielleicht keine Gelegenheit mehr.“ Darauf betete ich mit ihm, daß der Herr ihm zu seinem Vorhaben Kraft schenken möge.

„Tante“, sagte er dann, „willst du nicht beim Nachhausegehen Mutter bitten, sogleich allein zu mir zu kommen? Dann werde ich ihr alles bekennen. Du aber sollst noch heute Abend ein Zeichen bekommen, das dir sagt, ob alles in Ordnung ist.“

Mit dankbarem Herzen entfernte ich mich, um die Mutter zu rufen. Es folgte eine Unterredung, über die sich gewiß die Engel im Himmel gefreut haben. Als alles in Ordnung war, sagte Karl zu seiner Mutter:

„Nun, Mutter, schneide, bitte, ein paar weiße Rosen ab von dem Strauch, der unter meinem

Fenster blüht. Tu sie in ein Glas und laß sie zu Tante M. bringen. Sie weiß, was das zu bedeuten hat.“

Er hatte recht. Ich wußte genau, was die blühende Sendung besagen wollte.

Am folgenden Morgen besuchte ich Karl abermals. Als ich ins Krankenzimmer trat, rief mir eine fröhliche Stimme entgegen:

„'n Morgen, Tante M.! Bist du wieder da? Hast du die Blumen erhalten? Nicht wahr, diesmal haben sie dir doch viel gesagt?“

Ich drückte meine Freude über das Geschehene aus und nahm dann die Bibel, um ihm einen Abschnitt vorzulesen. Doch er sagte:

„Sollen wir nicht zuvor dem Herrn dafür danken, daß Er mir Kraft geschenkt hat, die Sache in Ordnung zu bringen?“

Nachdem wir gebetet hatten, begann ich, ihm Eph. 2 vorzulesen. Doch kaum hatte ich die Worte gelesen: „Auch euch, die ihr tot waret in euren Vergehungen und Sünden“, als er mich mit der Bemerkung unterbrach: „Warte einen Augenblick! Das gehört seit gestern zur Vergangenheit.“

Die Tränen liefen ihm dabei über die Backen. Er streckte mir seine magere Hand entgegen, die ich ergriff und fest drückte, und wir weinten miteinander. Es war ein ergreifender Augenblick, den ich nie vergessen werde.

Ich besuchte ihn in den kommenden Wochen noch häufig. Wir lasen viel im Buche der Offenbarung von der Stadt mit den goldenen Straßen, den Perlehtoren, dem gläsernen Meer, dem Ort, wo Fülle von Freuden sein wird.

Karl hörte besonders gern von diesen Dingen, da der Gedanke an die Trennung von den Seinen ihm noch schwer war. Aber eines Morgens erzählte er mir, der Herr habe ihn völlig losgemacht von allen irdischen Banden. Er war verlobt und wollte im kommenden Jahre heiraten. Doch auch in dieser Hinsicht hatte der Herr ihn ruhig und still gemacht. Er verlangte jetzt nur noch, zu Ihm zu gehen.

„Ich glaube, ich werde heute schon zu Ihm gehen“, sagte er zum Schluß. „O ich werde zu Jesu gehen! Kommst du heute Abend noch einmal zu mir?“

Ich versprach es, konnte aber nicht vor halb neun Uhr von Hause fortkommen. Der Kranke hatte, wie ich vernahm, bereits sehnlichst auf mich gewartet. Er war sehr schwach.

„Nun, Karl, hast du mir noch etwas zu sagen?“ fragte ich ihn.

„Nein“, flüsterte er mit gebrochener Stimme. „Ich wollte dir — nur sagen, wie glücklich — ich bin. — Der Herr — hat alles — wohlgemacht. — Ich habe — keine — Schmerzen mehr. — Ich gehe — zu Jesu.“

Ich beugte mich zu ihm herab und legte meinen Arm um seinen Hals. Und während sein Mund die Worte flüsterte: „Herr Jesu, — ich komme — zu dir —“, entfloh die Seele ihrer gebrechlichen Hülle und ging in die Ruhe ein, die dem Volke Gottes übrigbleibt.

Josephs Geschichte.

„Es ist etwa vier Jahre her“, so erzählte Joseph —, ein junger gläubiger Mann, eines Sonntagnachmittags auf meine Bitte meinen Sonntagschülern, „da arbeitete ich auf dem euch bekannten Gutshof drüben. Damals dachte ich noch mit keinem Gedanken an meine Seele, obwohl ich alt genug dazu war.

Eines Morgens wurde mir aufgetragen, die Röhre von einer ziemlich weit entfernten Weide zu holen. Es war ein prächtiger Tag. Wohlgemut schlenderte ich die breite Straße entlang. Da bemerkte ich in einem hohen Baum am Wege ein Vogelnest. Im Nu war vergessen, was ich zu tun hatte. Ich beschloß, den Baum zu erklettern und das Nest auszunehmen. Es war eine ziemlich harte Aufgabe. Aber ich kam glücklich hinauf. Ach! war das eine Lust, in der Höhe oben zu sitzen und nach rechts und links Umschau zu halten! Mit einem lauten Jauchzer winkte ich einem Jungen zu, der gerade des Weges kam.

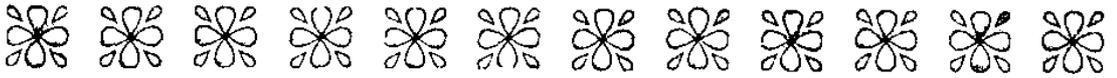
Aber das Ende trägt die Last. Beim Weiterklettern, das mühsam und zeitraubend war, erfaßte ich einen Ast, der nicht so stark war, wie ich gemeint hatte. Ein lautes Krachen tönte mir unheilverkündend in die Ohren; ich griff verzweifelt um mich, aber schon in der nächsten Minute stürzte ich jählings zu Boden.

Für einen Augenblick muß ich wohl das Bewußtsein verloren haben. Als ich wieder zu mir

kam, konnte ich mich kaum rühren. In Todesangst schaute ich umher, aber weit und breit war kein Mensch mehr zu erblicken. Was tat ich nun in diesem hilflosen Zustande? Ich schrie zu Gott um Erbarmen, meint ihr. Keineswegs. Ich rief nach meiner Mutter. Aber die war natürlich weit weg und konnte mich nicht hören. Schließlich, als niemand kam, bat ich Gott, Er möchte mich sterben lassen, denn ich glaubte es vor Schmerzen nicht länger aushalten zu können.

Glücklicherweise erhörte Gott in Seinem Erbarmen dieses törichte Gebet nicht. Ich war ja auf nichts weniger vorbereitet als auf den Tod. Wenn ich damals gestorben wäre, so wäre die Hölle mein ewiges Teil gewesen. Diese und ähnliche Gedanken kamen mir, noch während ich am Boden lag, und ich beschloß, sollte ich wieder besser werden, ein anderes Leben zu beginnen.

Nach und nach ließen die Schmerzen etwas nach; ich konnte die Glieder wieder bewegen, und schließlich war ich imstande aufzustehen und meinen Weg, wenn auch ächzend und stöhnend, fortzusetzen. Ich erreichte glücklich die Weide und trieb die Kühe nach Hause. Daheim angelangt, sah mir die Gutsfrau sofort an, daß mir etwas begegnet war; ich konnte mich kaum auf den Beinen halten. Auf Befragen erzählte ich ihr, ich sei auf dem „dummen Steg“, der von der Straße auf die Wiese führe, ausgeglitten und unglücklicherweise mit dem Rücken auf einige im Graben liegende Steine gefallen. Ihr ersieht hieraus, wie weit ich damals mit meinem Vorsatz, mich zu bessern, gekommen war. Ich machte mir nichts aus einer Lüge. Meine Herrin gab mir



Öl, um mir den Rücken damit einzureiben. Das tat gut, aber ich fühlte die Schmerzen doch noch monatelang. Schon das Rücken tat mir weh. Auf diese Weise blieb mir mein Unfall lange im Gedächtnis.

Dieser Umstand trug jedenfalls dazu bei, daß ich meinen Vorsatz, mich zu bessern, nicht vergaß. Ich beschloß, zunächst einmal das Fluchen abzulegen. Das war aber nicht so einfach, weshalb ich bald dazu überging, mir noch einen Fluch für den Tag zu gestatten. Leider wurden jedoch im Laufe des Tages aus dem einen Fluch meist mehrere. Es wollte, wie ihr seht, mit der Besserung nicht recht vorwärtsgehen.

Dennoch war es mir wirklich ernst mit meinem Vorsatz. Ich kann wohl sagen, daß mich damals nach der Gerechtigkeit hungerte, und ihr wißt ja, was Gott solchen verheißen hat. Er sagt: „sie werden gesättigt werden“. Doch mein Hunger wurde vorläufig nicht gestillt, und das lag daran, daß ich nicht den richtigen Weg einschlug. Ich wandte mich nicht an die richtige Person. Es ging mir wie dem verlorenen Sohn in der Fremde, der, als er „anfang Mangel zu leiden, hinging und sich an einen der Bürger jenes Landes hängte“. Aber das war nicht der Mann, welcher „Überfluß an Brot“ hatte, nein, er nicht. Ich in meinem Fall dachte, wenn ich einem Enthaltensverein beiträte, so möchte das Gott wohl befriedigen. Aber, Kinder, weder das „Blaue“ noch das „Weiße Kreuz“, noch irgend eine andere derartige Vereinigung vermögen uns für den Himmel passend zu machen. Das „beste Kleid“ allein konnte mir helfen.

Noch im Dezember desselben Jahres, in welchem ich von dem Baum gefallen war, trat ich ins „Blaue Kreuz“ ein. Längere Zeit war ich ein höchst eifriges Mitglied. Die Sache kostete mich ein hübsches Stück Geld. Es gab sehr oft einen Unterhaltungsabend oder sonst eine Veranstaltung, zu der beigesteuert werden mußte. Meine Mutter sagte manchmal, ich könnte nicht mehr Geld ausgeben, wenn ich ein tüchtiger Trinker wäre. Obwohl ich nun aber so viel Geld für die Zwecke des Vereins opferte, besuchte ich die Veranstaltungen selbst nie, da ich fühlte, daß sie nicht das waren, was mir not tat.

Um diese Zeit gab ich meine Stelle auf dem Gutshof auf und trat in die Eisengießerei ein, in welcher ich heute noch arbeite. Jetzt hatte ich mehr Zeit, die Kirche, Bibelstunden und dergleichen zu besuchen, und da ich von Herzen danach verlangte, errettet zu werden, ging ich überall hin. Aber auch dadurch fand ich keinen Frieden. In meiner Not warf ich mich selbst des Nachts auf die Kniee und schrie zu Gott, Er möge mich doch erretten. Ich muß hier einfügen, daß ich schon, während ich noch auf dem Gutshof arbeitete, den Stunden für junge Leute, die in diesem Hause gehalten wurden, ab und zu beimohnte. Diese Besuche setzte ich auch später fort. Wie es nun kam, weiß ich selber nicht so recht, aber ich gelangte allmählich zu der Überzeugung, daß das Werk Christi auch für mich vollbracht und mir in Ihm ein völliges Heil erwirkt sei. Mehrfach hatte ich in dieser Zeit Gelegenheit, die Freude zu beobachten, welche die Bekehrung bei einem bis dahin totunglücklichen Sünder hervorzubringen

vermag. Das half mir sehr. Ja, es dauerte nicht mehr lange, da hätte ich selbst fortwährend singen und pfeifen mögen vor Freude über das mir widerfahrene Heil.

In der Gießerei, wo ich arbeite, fand ich sogleich gute Gelegenheit, den Herrn zu bekennen; aber ich kann euch versichern, es ist in solcher Umgebung nicht immer ganz leicht, als Christ zu leben. Doch fand ich auch unter der rohen Gesellschaft meiner Mitarbeiter einige Christen.

Es wurde sehr bald bekannt, daß ich ein Christ geworden war. Wenn ich nämlich den Namen Gottes mißbrauchen und lästern hörte, konnte ich nicht anders, als es den Fluchenden verweisen, und da hieß es dann gleich: „He, da haben wir ja noch einen Frommen dazu bekommen!“ Daß es dabei nicht blieb, brauche ich nicht zu sagen. Aber was schadet's? Ist es doch köstlich zu wissen, daß man Christo angehört, und ein Vorrecht, Seinen Namen vor den Menschen bekennen zu dürfen.

Ich habe auch manche schöne Stunde in der Gießerei verlebt im Verein mit anderen Gläubigen. Auch schenkte uns der Herr manche Gelegenheit, ein Wort von Ihm anzubringen, und heute darf ich sagen, daß einige, die früher mit den anderen fluchten und spotteten, zu Christo gekommen sind.

Damit bin ich am Ende meiner Geschichte angelangt. Ich hoffe es euch klar gemacht zu haben, daß es nicht in Gottes Absicht lag, daß ich mich bessern sollte. Nein, Gott rettet Sünder, nur für Sünder ist Christus in den Tod gegangen. Wenn ihr aber errettet seid durch den Glauben an Christum, wenn ihr ein Eigentum des Heilandes

geworden seid, dann will der Heilige Geist euch helfen, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen und alles aufzugeben, was dem Herrn nicht gefällt. Ja, Er wird dann eure Herzen mit Glück und Frieden erfüllen und das tiefe Verlangen in euch wecken, auch anderen von der Liebe Gottes zu erzählen. Ich wünsche von Herzen, daß der Herr euch allen dieses gute Teil schenken möge.“

Elia und der Sohn der Witwe in Zarpath.

(Lies 1. Kön. 17, 17—24.)

Vom Bache Krith hatte der Prophet Elia sich auf das Geheiß Jehovas auf den weiten Weg zur Stadt Zarpath in Sidon gemacht. Ohne Murren hatte er sich dem Willen Gottes gefügt, obwohl er gewiß nicht klar darüber war, weshalb er gerade nach Sidon, dem Lande der gottlosen Königin Isebel, gehen mußte. In Zarpath harpte seiner eine neue Überraschung. Er fand in der Witwe, die ihn versorgen sollte, ein blutarmes Weib, das gerade noch so viel Lebensmittel besaß, um sich mit ihrem Sohn eine letzte Mahlzeit zu bereiten. Aber schon bald durfte Elia erkennen, weshalb er im Hause dieser Witwe seine Wohnung aufschlagen mußte. Die göttliche Gnade hatte Gedanken des Friedens über die arme Witwe. Die Frau besaß, wenn sie auch einem heidnischen Volk angehörte, eine gewisse Kenntnis von dem Gott Israels. Sie berief sich in ihren Antworten auf Jehova, den Gott des Elia. Noch

mehr. In ihrem Herzen war Glaube vorhanden, denn sie ging auf das Wort des Propheten ohne weiteres hin, um „ihm zuerst einen kleinen Kuchen zu bereiten und herauszubringen“. Um diese Frau, vielleicht die einzige, die in Sidon an Jehova glaubte, nicht des Hungertodes sterben zu lassen, deshalb hatte Gott ihr Seinen Propheten gesandt. Sie sollte, wie aus Luk. 4, 25. 26 klar hervorgeht, versorgt werden.

Im Hause der Witwe wohnte Elia „viele Tage“. Gott machte Seine Güte an dem armen Weibe groß; denn während draußen die furchtbare Hungersnot wütete, ging in der kleinen Hütte „das Mehl im Topfe nicht aus, und das Öl im Krüge nahm nicht ab“.

Aber Elia hatte noch eine weitere Aufgabe bei der Witwe zu erfüllen. Zwar wird uns hierüber nichts Besonderes mitgeteilt, aber der ganze Verlauf der Geschichte zeigt, daß Elia nicht untätig in dem kleinen Hause in Zarpeth geweilt hat. Wozu war er ein Prophet, ein Mann Gottes, den Gott berufen hatte, um einem ungläubigen, gleichgültigen Geschlecht Buße zu predigen? Elia hat der Witwe gegenüber nicht geschwiegen.

Treu und klar, wie es seine Art war, bezeugte er ihr das Wort Jehovas. Sicher versäumte er keine Gelegenheit, um ihr zu sagen, daß nur ein bußfertiger, zerschlagener und zusammengebrochener Mensch dem heiligen Gott des Himmels und der Erde zu begegnen vermag. Denn wenn auch die Witwe eine gewisse Kenntnis von diesem Gott hatte, so fehlte ihr doch noch ein wichtiges Stück, nämlich die Erkenntnis ihres eigenen verlorenen Zu-

standes. Mit einem Wort: Sie war nicht wiedergeboren, nicht gewaschen durch das Wort. Hierüber das richtige Gefühl in ihrem Herzen zu wecken, das war, wie wir wohl sagen dürfen, die wichtigste Aufgabe des Elia. Würde ihm die Lösung gelingen? Wir wollen sehen.

Viele Tage waren verflossen, da trat plötzlich ein gefürchteter Gast in die stille, friedliche Hütte der Witwe. Der Tod klopfte an die Tür. Der Sohn der Hauswirtin wurde krank und starb. Entsetzen ergriff die arme Mutter. „Was haben wir miteinander zu schaffen, Mann Gottes?“ rief sie dem Propheten zu. „Du bist zu mir gekommen, um meine Ungerechtigkeit ins Gedächtnis zu bringen und meinen Sohn zu töten.“ Das war eine furchtbare Anklage. Aber zeigt sie uns nicht, worüber die beiden wohl häufig geredet haben müssen? Bis dahin jedoch hatten die Worte des Propheten nicht den beabsichtigten Eindruck hervorgebracht. Gott mußte ernster reden, um das schlafende Gewissen zu wecken. Das Liebste, das die Witwe besaß, mußte Er ihr nehmen. Da endlich brach sie zusammen. Da endlich erkannte sie, was für ein Mann es war, der in ihrem Hause weilte, und andererseits, was sie vor Gott war: ein Weib voll Sünde und Ungerechtigkeit, ein Geschöpf, das schwere Strafe verdient hatte. Endlich hatte die Gnade ihren Zweck erreicht. Die Witwe war in Gottes Licht gekommen. Das geredete Wort hatte seine Wirkung erfüllt. Was tat Gott jetzt? O wunderbare Gnade! Er zog Seine Hand zurück und gab auf die Bitte des Propheten der trauernden Mutter ihr Kind wieder. Dreimal streckte Elia

sich unter Gebet über den Knaben, indem er so gleichsam dessen Platz im Tode einnahm. Darauf kehrte die Seele des Kindes wieder in dasselbe zurück, und es wurde lebendig.

Erblicken wir in dem Tun des Propheten nicht ein schönes Vorbild von dem Werke unseres Herrn Jesus? So wie Elia im Bilde den Platz des Toten einnahm, so ist der Herr in Wirklichkeit in Tod und Grab hinabgestiegen, um durch Seinen Tod den zunichte zu machen, der die Macht des Todes hat. Er ist gestorben, damit die, welche an Ihn glauben, ewig leben können. Und die Stunde ist nicht fern, wo Er, der Gestorbene und Auferstandene, auch die Leiber der im Glauben an Ihn Entschlafenen auferwecken und für immer lebendig machen wird.

Die Geschichte der Witwe zu Zarpach redet gerade heute eine eindringliche Sprache zu uns. Inmitten des furchtbarsten aller Kriege durfte bisher ein großer Teil unseres Volkes in Sicherheit und Ruhe in seinen Häusern wohnen. Gott hat in Seiner Gnade unser Land vor den Einfällen der russischen und afrikanischen Horden bewahrt und das Nötige zum Unterhalt dargereicht. Was ist aber durch diese Güte in unserem Volke und auch inmitten der Gläubigen bewirkt worden? Hat ein Aufleben stattgefunden? Von einzelnen Fällen, für die wir dem Herrn danken, abgesehen, müssen wir diese Frage leider verneinen. Wie sieht's in den Häusern der Christen aus? Hat da wirklich Beugung und Umkehr stattgefunden? Der gläubige Leser antworte selbst!

Welch entsetzliche Dinge, die jeder Beschreibung spotten, haben sich im Laufe des vergangenen Jahres ereignet! Und noch immer ist der Krieg nicht zu Ende. Jeden Tag fordert er Tausende neuer Opfer. Warum konnte Gott Seine Hand noch nicht zurückziehen? Muß es noch dahin kommen, wie bei der Witwe zu Zarpach, daß Not und Tod an jede Tür klopfen, damit dann endlich, auf diese Weise, Herz und Gewissen erreicht werden? Geben wir uns keiner Täuschung hin! Gott kann auch noch ernster reden. Mittel und Wege dazu stehen Ihm genug zur Verfügung. Laßt uns deshalb nicht zögern, sondern heute noch in Ordnung bringen, was in Ordnung gebracht werden sollte! Laßt uns mit Herzensentschluß dem Herrn nachfolgen! Und wer noch nicht errettet ist, besonders von den Kindern und Verwandten der Gläubigen, der säume nicht, sondern eile heute zu Jesu!

Gott aber wolle uns allen gnädig sein, so wie Er einst, nachdem Sein Zweck erreicht war, der Witwe zu Zarpach gnädig war und ihr die Freude ihres Herzens wiedergab!

„Wer wirf nicht die Züchtigung des Allmächtigen. Denn Er bereitet Schmerz und verbindet, Er zerschlägt, und Seine Hände heilen.“
(Hiob 5, 17. 18.)

„Denn der Herr verstößt nicht ewiglich; sondern wenn Er betrübt hat, erbarmt Er sich nach der Menge Seiner Gütigkeiten. Denn nicht von Herzen plagt und betrübt Er die Menschenkinder.“
(Klagel. 3, 31—33.)

—...—

„Ein Licht aus dem Himmel.“

Wohl jeder Leser dieser Zeilen weiß, in welcher Weise sich einst der Herr dem wutschnauhenden Saulus von Tarsus offenbarte, als dieser, mit Vollmachten von dem Hohenpriester versehen, nach Damaskus reiste, um die dort wohnenden Gläubigen festzunehmen. Ein Licht aus dem Himmel, das den Glanz der Sonne übertraf, warf ihn zu Boden und zeigte ihm, welcher Herr es war, den er verfolgte. In dieser Weise ist Gott seither keinem Menschen mehr begegnet, wohl aber greift Er auch heute noch manchmal wunderbar ein, um die Menschen in Sein Licht zu bringen und zu sich zu ziehen. Das beweist auch folgende Begebenheit.

Ein Mann, namens Erdmann, war Verwalter auf dem Gut eines vornehmen Herrn. Von Jugend auf war er mit der frohen Botschaft von dem Heil in Christo wohlbekannt, denn seine Eltern waren gläubige Leute, in deren Hause und Herzen das Wort Gottes eine Stätte gefunden hatte. Auch lehrten regelmäßig Männer bei ihnen ein, die im Werke des Herrn tätig waren, um in der traulichen Wohnung vor Nachbarn und Bekannten das Evangelium zu verkündigen.

Zur Zeit, da unsere Geschichte sich ereignet hat, war Erdmann bereits einige Jahre verheiratet und bekleidete einen verantwortungsvollen Posten auf den ausgedehnten Gütern seiner Herrschaft. Noch immer war er nicht errettet. Zwar

zeigte er sich nicht feindlich gegen das Wort oder die Kinder Gottes, aber noch nie war er als ein verlorener Sünder in Gottes Licht getreten, noch nie hatte er ernstlich Heil und Rettung in Jesu Christo gesucht. Die betagten Eltern flehten viel und ernstlich für ihren geliebten Sohn und dessen Frau, aber bis heute war die Antwort auf ihre Gebete ausgeblieben.

Wenn nun auch Erdmann nicht den gleichen Weg mit seinen Eltern ging, weilte er doch oft und gern im trauten Elternhause, das nicht weit von seinem Wohnort entfernt lag. Denn er liebte und verehrte seine Eltern von Herzen.

So brachte er auch heute wieder — es war Sonntag — einen Nachmittag bei ihnen zu. Gerade war, wie so oft, ein Diener Christi anwesend, und so wurde in dem Häuschen der Eltern das Evangelium verkündigt. Männer und Frauen aus Dorf und Umgegend hatten sich zahlreich dazu eingefunden. Der Redner, ein einfacher Mann aus dem Volke, wählte die wunderbare Bekehrungsgeschichte des Apostels Paulus zum Gegenstand seiner Ansprache. In zu Herzen gehenden Worten wies er seine Zuhörer auf die herrliche Macht und Gnade des Herrn hin, die einen Verfolger und Lasterer plötzlich ergriff und ihn aus der Finsternis zum Licht führte, um ihn fortan als ein mächtiges Werkzeug zur Errettung anderer und zum Segen der Gläubigen zu benutzen.

Ernst und aufmerksam lauschten die Zuhörer, besonders auch Erdmann, als der Evangelist weiter ausführte, daß Gott auch heute noch bemüht sei, feindliche und gleichgültige Menschenherzen in Sein

Licht zu bringen, damit sie durch den Glauben an den Sohn Gottes das ewige Leben finden möchten. Es war das erstemal, daß Erdmann aus seiner Gleichgültigkeit erwachte und in Wahrheit um sein Seelenheil bekümmert wurde. Doch ließ er seine Eltern nichts von seinen Gefühlen merken. Bald nach der Versammlung nahm er Abschied.

Da es Herbst war, dunkelte es bereits. Vor ihm lag ein guter Marsch durch den Wald. Rüstig schritt er aus, um möglichst bald nach Hause zu gelangen. Er war so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er nicht bemerkte, wie zwei Kinder, ein Knabe von dreizehn und ein Mädchen von elf Jahren, beständig hinter ihm hergingen. Sie kannten Erdmann und waren froh, den einsamen Weg durch den Wald nicht allein machen zu müssen. Ihr Ziel war ein Dorf, das in der Nähe des Gutes lag, auf welchem Erdmann Verwalter war.

Der Weg durch den Wald dauerte über eine Stunde. Beinahe war das Ende erreicht, und noch immer hatte Erdmann nicht gemerkt, wer hinter ihm herging. Stumm waren die drei dahingeschritten, der Mann unaufhörlich mit dem Wort beschäftigt, das er vernommen hatte. Gerade kamen sie an eine Lichtung, von wo aus man in der Ferne die Lichter des Dorfes schimmern sah. Da leuchtete plötzlich ein großes strahlendes Licht am Himmel auf. Die Kinder sahen es mit Schrecken und Staunen. Noch mehr aber erschrafen sie, als sie einen Augenblick später ihren Führer bewußtlos am Boden liegen sahen. Das Mädchen schrie laut auf. Der verständige Knabe aber trat an den zu Boden Gesunkenen heran, um ihm die Kleider

zu öffnen, damit er Luft habe. Zugleich forderte er sein Schwesterchen auf, schnell ins Dorf zu eilen und Hilfe zu holen.

Noch ehe jemand anlangte, kam Erdmann wieder zur Besinnung. In demselben Augenblick kehrte ihm die Erinnerung an die Vorgänge des Nachmittags zurück. Er sank auf die Kniee und schrie zu Gott um Erbarmen und Rettung. Und siehe da, die Erhörung seines Flehens erfolgte sofort. Ein allen Verstand übersteigender Friede überkam ihn. Er konnte glauben, daß alle seine Sünden durch das kostbare Blut Christi getilgt seien. Mit überströmender Freude erhob er sich von seinen Knieen.

Er bemerkte jetzt mit Bewunderung, daß er nicht allein war. Auf seine Frage erzählte der Knabe ihm, was wir bereits wissen, und teilte ihm mit, daß er seine Schwester ins nahe Dorf gesandt habe. Wirklich kam auch bald ein Gefährt, das Erdmann nach Hause brachte.

Das Herz des Mannes war so voll, daß er dem Wagenbesitzer erzählen mußte, wie Gott ihn, „den vornehmsten Sünder“, niedergeworfen habe durch ein Licht, wie einst den Apostel Paulus, und daß er Vergebung und Rettung in Christo Jesu gefunden habe.

Mehrere Zeitungen brachten damals interessante Berichte über das schöne, glänzende Meteor, das an jenem Sonntagabend am Himmel erschienen war. Niemand aber ahnte, daß Gott diese Naturerscheinung dazu benutzt hatte, um einen schon erweckten Sünder zur völligen Umkehr und zum Glauben an den Herrn zu bringen.

Erdmanns Belehrung erwies sich als echt.
 Er wurde ein dankbarer Nachfolger Jesu, der seine
 Freude darin fand, mit Gott zu wandeln und Ihm
 zu dienen. (Aus „Der ewig reiche Gott“.)

Mein letzter Plan.

Ich hab' mir lang den Kopf verwirrt
 Mit immer neuen Plänen;
 Da bin ich denn umhergeirrt
 Und kam zu bittren Tränen.

Ich macht' mir nur das Leben schwer,
 Denn nimmer wollt's gelingen;
 Ein Andrer kam mir in die Quer',
 Es half mir nichts mein Zwingen.

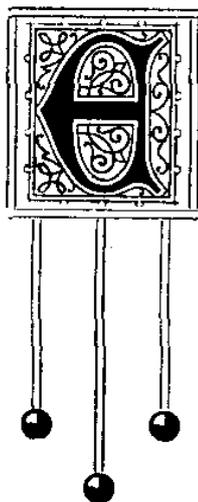
Da faßte ich noch einen Plan,
 Der ging nicht in die Weite;
 Ich sprach zu Gott, dem Herrn: „Wohlan,
 „Auf Schritt und Tritt mich leite!“

Nun ging's hinab und ging's hinauf
 Gar ungewohnte Wege;
 Doch aber kam zum Ziel mein Lauf
 Bei Gottes treuer Pflege.

So bin ich denn gar sehr vergnügt
 Ob meinem letzten Plane,
 Weil mich mein Herz nicht mehr betrügt
 Mit seinem Troß und Wahne.



Der rote Heinz.



Es war am Abend des 3. August 1870“, so erzählt ein Diener des Herrn, der lange in Niederländisch-Indien tätig gewesen ist, „als ich mich wie gewöhnlich ins Militärgefängnis begab, um den Gefangenen das Evangelium zu verkündigen. Ich fand den Versammlungsraum gut besetzt. Sicher waren, wie immer, viele lediglich zum Zeitvertreib erschienen; aber diese Erwägung konnte meine Freude über den Anblick so vieler Zuhörer nicht dämpfen, steht doch geschrieben: „Mein Wort wird nicht leer zu mir zurückkehren, sondern es wird ausrichten was mir gefällt, und durchführen, wozu ich es gesandt habe“. (Jes. 55, 11.) Besonders in Indien wirkt diese Verheißung ermunternd, da man dort sehr viel steinichten Boden antrifft.

Ich sprach an diesem Abend über Jak. 3, 8—12. Mit Ernst wies ich die Versammelten auf den zwiefachen Gebrauch der Zunge hin und bat den Herrn, daß Er in Seiner Gnade den einen und anderen aus dem Verderben reißen und ihn dahin bringen möge, seine Zunge statt zum Fluchen zum Segnen zu gebrauchen.

Am nächsten Morgen erhielt ich folgenden Brief:

„In der Hoffnung, daß Sie mir meinen Freimut nicht übelnehmen, schreibe ich diese Zeilen. Ich bin ein Gefangener mit einem Herzen voll Sünde und Traurigkeit. Ich bin dreiunddreißig Jahre alt und besitze eine brave Frau und drei liebe Kinder. Ich habe sie ins Unglück gestürzt. Sie leiden heute Hunger und Mangel, und das an einem Orte, der so weit von hier entfernt liegt, daß ich ihnen weder Mut zusprechen noch sie um Vergebung bitten kann. Wenn ich einmal vor Gottes Thron Rechenschaft ablegen muß und nicht antworten kann, o dann bin ich ewig verloren. Ihre Predigt von heute Abend ist wie ein Pfeil in mein Herz gedrungen. Als ich in meine Zelle kam, konnte ich meine Tränen nicht länger zurückhalten. Ich las den Text noch einmal und dachte dabei an Frau und Kinder. Da überkam mich das Gefühl, ich solle an Sie schreiben und Sie bitten, an meiner Statt für meine arme Frau und meine Kinder zu Gott zu beten.

In der Hoffnung, daß Sie mein schlechtes Geschreibsel nicht ansehen, sondern denken: es kommt aus einem bedrückten Herzen, hoffe ich, daß Sie meine Bitte nicht verachten werden.

Ich bin der Diener Euer Hochwohlgeboren
Heinz“

Ich las den Brief mit bewegtem und dankbarem Herzen. Deutlich sprach aus ihm das Seufzen eines aus langem Sündenschlaf erwachten Menschen, der nach Ruhe und Frieden für sein belastetes Herz verlangt. Einige Stunden später befand ich mich wieder im Gefängnis und ließ

mich durch den Gefangenwärter in Heinzens Zelle führen.

Ich fand einen blassen, mageren Mann mit rötlichem Bart. Auf den ersten Blick erkannte man in ihm den Seemann. Auf dem Tische lag neben einem Tuche eine aufgeschlagene Bibel.

Der Mann begann sich nochmals wegen seines Freimuts zu entschuldigen, mit dem Bemerkten, die stets wachsende Unruhe in seinem Innern habe ihn gedrängt, den Brief zu schreiben und sein Herz vor mir auszuschütten. Ich fragte ihn, ob er schon lange in Batavia sei, und ob ich erfahren dürfe, aus welchem Grund er sich im Gefängnis befinde. Auch erkundigte ich mich, warum er nicht selbst seine Frau und Kinder vor den Herrn bringe. Er antwortete, er wisse keine Worte dafür zu finden, er habe noch nie gebetet. In der Bibel habe er gelesen, daß er mit seinen Sünden zu Jesu gehen müsse, aber dazu besitze er den Mut nicht.

Auf meine Bitte, mir das eine oder andere aus seinem Leben zu erzählen, berichtete er etwa folgendes:

Ich bin Matrose gewesen. Wegen meiner Haare nannten mich meine Kameraden den roten Heinz. Lange bin ich auf dem Meere gefahren, bis ich schließlich, einige Jahre ist's jetzt her, genug davon hatte und anfing, als Hafenarbeiter meinen Unterhalt zu verdienen. Glückselig bin ich nie gewesen. Ein sanfter Ehemann war ich auch nicht, besonders nicht, wenn ich angetrunken war. Schließlich ließ ich mich von einem Matrosen, mit dem ich manche Fahrt gemacht hatte, dazu über-

reden, wieder zur See zu gehen. Als ich meiner Frau diesen Entschluß mitteilte, wollte sie mir zuerst nicht glauben. Aber sie erfuhr bald, daß es mir ernst war. Es war eine schwere Stunde für sie, als ich vor ihren Augen in das Boot stieg, das mich an Bord des Schiffes brachte, auf welchem ich mich hatte anheuern lassen. Trostlosen Herzens kehrte sie mit ihrem Säugling auf dem Arm in unsere armselige Kellerwohnung zurück, ohne Geld und ohne einen Ernährer.

Nachdem die ersten bewegten Tage an Bord vorüber waren, tat es mir leid, daß ich Frau und Kinder ihrem Elend überlassen hatte. Aber meine Reue kam zu spät. Ich merkte bald, daß ich nicht mehr so stark war wie früher. Der stete Aufenthalt in Wind und Wetter verursachte mir Brustschmerzen. Mit der Zeit wurde es immer schlimmer. Eines Nachts, als ich Wache hatte, konnte ich es nicht mehr aushalten. Um ein wenig vor dem Winde geschützt zu sein, setzte ich mich hinter eine Rolle Taue, von wo aus ich ebensogut wie von vorn Ausguck halten konnte.

Da erschien der Steuermann, der die Kunde auf dem Schiff machte. Er schrie mich an: „Warum stehst du nicht vorn auf dem Bug?“

„Ach, Steuermann!“ erwiderte ich, „die Brust tut mir so weh. Laßt mich doch hier sitzen!“

Doch davon wollte er nichts wissen, und da ich nicht sofort seinem Befehl nachkam, meldete er mich dem „Alten“. Der Kapitän kam und befahl mir, auf der Stelle meinen Platz vorn am Bug einzunehmen. Jetzt aber erwachte mein Troß.

„Ich bin krank und kann hier ebensogut sehen“, erwiderte ich, ohne dem Befehl nachzukommen. Die Folge war, daß mein Lohn zur Strafe um die Hälfte gekürzt wurde. Mein Blut kochte, und meine Brust wurde durch diese Aufregung nicht besser. Dabei quälte mich immer mehr der Gedanke, was wohl aus Frau und Kindern geworden sein mochte.

Sie können verstehen, daß von dieser Stunde an das Verhältnis zwischen dem Kapitän und mir nicht das beste war. Ich sann auf Rache für das mir geschehene Unrecht.

Nach trefflicher Reise kamen wir in Anjer*) an, wo wir vor Anker gingen. Der Kapitän und vier Mann, darunter auch ich, ruderten in einem Boot ans Land. Wirkehrten in dem einzigen Wirtshause ein, das sich am Plage befand, und der Kapitän tischte uns Branntwein auf. Ich ließ mich überreden, auch ein paar Glas zu trinken, obwohl ich wußte, daß es nicht gut für meine Brust war. Aus diesem Grunde hatte ich an Bord das Trinken ganz gelassen.

Nachdem wir uns an Speise und Trank gütlich getan hatten, beschlossen wir, einen Spaziergang zu machen. Wir standen auf, und da merkte ich gleich, daß das starke Getränk mir zuviel geworden war. Ich war alles andere als nüchtern. Der Kapitän hatte schon einige Zeit vorher das Zimmer verlassen, um, wie er sagte, mit dem

*) Fort und Hafenplatz an der Nordwestspitze der Insel Java, wo die durch die Sundastraße fahrenden und nach Batavia bestimmten Schiffe anlaufen, um sich mit frischem Wasser und Lebensmitteln zu versehen.

Wirt zu sprechen. Als wir nach ihm sahen, fanden wir ihn in einem anderen Raume des Hauses fest eingeschlafen. Wie ich ihn da liegen sah, fiel mir seine schwere goldene Uhrkette auf, und im selben Augenblick wurde ein böser Gedanke in mir wach. Satan flüsterte mir zu: „Hier hast du gute Gelegenheit, dich zu rächen. Nimm ihm seine Kette weg!“ Leider, leider gab ich der Stimme Gehör. Um den Schein zu wahren, ging ich ein Stück mit den Kameraden und kehrte dann ins Haus zurück unter dem Vorwande, etwas vergessen zu haben. Dann begab ich mich wieder zu dem Kapitän, überzeugte mich, daß er fest schlief, und nahm ihm vorsichtig Uhr und Kette ab. Ich beabsichtigte durchaus nicht, die Gegenstände für mich zu behalten. Mein Gedanke war nur der, den Kapitän zu ärgern und in Verlegenheit zu bringen. Eiligst vergrub ich das Gestohlene am Strand und folgte dann meinen Kameraden.

Ins Wirtshaus zurückgekehrt, fanden wir den Kapitän in größter Aufregung. Er hatte den Verlust bemerkt und nahm uns sofort ins Verhör. Selbstverständlich wußte niemand etwas von den Sachen. Der „Alte“ war wütend, ich dagegen lachte in meinem Herzen. Meine Absicht war erreicht.

Doch meine Freude war von kurzer Dauer. Der Kapitän ließ den Diebstahl sofort am Orte bekannt machen und setzte eine hohe Belohnung für den aus, der ihm den Täter nennen würde. Es währte nicht lange, da kam ein Eingeborener und erzählte, er habe um die Mittagszeit einen Mann in blauem Kittel am Strande gesehen, der dort etwas vergraben habe.

Man ging an den Strand, und bald waren Uhr und Kette gefunden. Da ich nun allein einen blauen Kittel trug, war meine Schuld erwiesen. Ich gab mir auch keine Mühe zu leugnen, be-
 teuerte aber, daß ich nur aus Rache die Sachen
 genommen habe, nicht um sie für mich zu behal-
 ten. Das Gericht erkannte trotzdem auf „Schuldig“.
 Ich wurde nach Batavia gebracht und bin nun hier.

Der Erzähler hielt inne. Tränen erstickten
 seine Stimme.

„Ist das nun die ganze oder die halbe
 Wahrheit?“ forschte ich.

„Es ist die ganze Wahrheit“, erwiderte er
 mit bebender Stimme. „Ich bin jetzt einige Monate
 hier, muß aber im ganzen zwei Jahre sitzen. Das
 ist schrecklich! Aber nun ist noch durch Ihre
 gestrige Predigt die Unruhe hinzu gekommen. Ich
 kann nicht essen und nicht schlafen und finde nir-
 gend Ruhe. Sollte es für mich noch Vergebung
 geben bei Gott?“

„Wir wollen zusammen niederknien“, erwi-
 derte ich. „Sagen Sie mir, um was ich den
 Herrn bitten soll.“

„Bitten Sie Ihn, sich über meine arme Frau
 und meine Kinder zu erbarmen. Dann flehen Sie,
 daß Er mir Ruhe für mein Herz geben und mir
 Kraft schenken wolle, meine Strafe geduldig
 zu tragen.“

Wir knieten nieder und beteten. Und während
 wir miteinander weinten, war gewiß Freude im
 Himmel bei den Engeln Gottes über einen großen
 Sünder, der angefangen hatte, das Böse seines
 Weges einzusehen.

Als wir aufstanden, bedankte Heinz sich herzlich. Darauf fragte er, ob ich ihm nicht eine Bibel zum eigenen Gebrauch und vielleicht auch ein paar Bücher verschaffen könne. Ich versprach, für beides zu sorgen und bald meinen Besuch zu wiederholen. Dann verließ ich glücklichen Herzens den Mann, von dem man in Wahrheit sagen konnte, daß seine Seele mehr nach Gott lechzte, als der Hirsch nach Wasserbächen.

Noch am gleichen Abend kaufte ich Heinz eine Bibel. Ich beschloß, ihn vorläufig wöchentlich einmal zu besuchen, und bestimmte dazu den Donnerstagnachmittag. Es waren schöne Stunden, die ich fortan in der kleinen, kahlen Zelle verlebte. Gottes Geist wirkte sichtbarlich an dem Herzen des Mannes.

Einmal war es mit meinem Besuch etwas später geworden als gewöhnlich. Statt um vier war ich erst um fünf Uhr gekommen.

„Haben Sie mich noch erwartet?“ fragte ich nach der Begrüßung.

„Ja, Herr S.“, antwortete er, „ich habe Sie kommen sehen.“

Bewundert blickte ich mich in dem kleinen, dunklen Raume um. Wie konnte mich denn der Gefangene kommen sehen? Da wies Heinz lachend auf das kleine, quadratische Fenster dicht unterhalb der Decke und erklärte: „Wenn es vier Uhr schlägt und Sie noch nicht hier sind, dann stelle ich meinen Stuhl auf den Tisch, steige hinauf und kann dann durch die Öffnung zum Waterlooplatz hin sehen, von wo Sie immer kommen.“

Diese Worte bewegten mich tief. Sie zeigten mir, mit welchem Verlangen Heinz meinen Besuchen

entgegensah. Es dauerte jetzt auch nicht mehr lange, bis das Sehnen seines Herzens gestillt wurde, und Unruhe und Angst Glück und Frieden Platz machten. Heinz fand Frieden durch den Glauben an das am Kreuzestamm vergossene Blut des Sohnes Gottes. Er wurde ein wahrhaft glücklicher Mensch, der aus Erfahrung bezeugen konnte, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist zum Heil jedem Glaubenden.

Bei einer Gelegenheit sagte er: „Jetzt ist es mir deutlich, weshalb ich ins Gefängnis kommen mußte. Nie hatte ich an das Heil meiner Seele gedacht, sondern stets ohne Gott in der Welt dahingelebt, ohne auf Seine einladende Stimme zu achten. Dann hat der Herr mich eine Zeitlang mir selbst überlassen. Ich bin gefallen, ein Sünder geworden in den Augen der Menschen; ich habe gestohlen und mußte ins Gefängnis, damit ich in der einsamen Zelle über meinen Zustand nachdenken lernte und zur Besinnung käme.“

Zu anderen Zeiten rief er laut: „O wie wunderbar, wie herrlich! O Gott, wie ist es nur möglich, daß dir so viel an einem armen, elenden Menschenkinde liegt, wie ich war und bin!“

Eines Tages fand ich ihn so tief betrübt, daß ich ihm zurief: „Nun, Heinz, schon wieder Tränen? Hat Gott aufgehört gnädig zu sein? Oder hat das Blut Christi seinen Wert verloren?“

Da reichte er mir schweigend einen Brief, und ich las:

Amsterdam, 12. Sept. 1870.

Lieber Mann!

Deinen Brief habe ich erhalten und daraus ersehen, daß Du nicht ein Jahr, sondern zwei Jahre

Gefängnis hast. Gott weiß, wie mich diese Nachricht getroffen hat. Ihm ist es auch bekannt, wie viel ich leide mit den drei unschuldigen Kleinen ohne jeden Verdienst, und das durch Deine Schuld. O Gott! so etwas kann man nie vergessen. Ach, hätte der Herr mich doch weggenommen aus diesem Tränental! Dann hätte ich nicht den Schmerz und die Schande und jetzt Mangel und Hunger mit drei Kindern, die nicht danach fragen, ob ich etwas habe oder nicht. Wie schwer ist das für ein Mutterherz! Ach, Heinz, wohin ist es mit Dir gekommen! Du hast den Herrn verlassen, aber der Herr Dich nicht. Denke an Deine ewige Seligkeit! Das Leben hängt an einem seidenen Faden. Ich habe das Letzte, das Bügeleisen, verkauft, um Brot für die Kinder kaufen zu können. Aber ich werde es ja auch nicht besser verdient haben. Und nun, geliebter Mann, kann ich nicht mehr schreiben. Grüße von den Kindern und Deiner alten Mutter, die auch alle Tage um Dich trauert und den Tod herbeisehnt."

Nach dem Lesen dieser Zeilen wunderte ich mich nicht mehr über Heinzens Tränen. Wie mußte jeder Satz sein Herz zerreißen! Glücklicherweise war ich imstande, seinen Schmerz wenigstens teilweise zu lindern. Ich fragte ihn, ob ich den Brief behalten könne, und sagte:

"Höre, Heinz, ich werde deiner Frau eine Adresse angeben, wo sie sich den Winter über allwöchentlich einen kleinen Betrag holen kann. Außerdem will ich ihr mitteilen, daß du es gut hier hast, und vor allem, daß du, wenn auch körperlich leidend, für die Ewigkeit gerettet bist."

„O wie soll ich Ihnen je genug danken!“ rief er überglücklich.

Ich suchte seine Dankesbezeugungen abzuwehren und fuhr fort:

„Ich habe noch einen anderen Plan. Wie wäre es, wenn ich dir einige Gerätschaften und Holz besorgte? Du könntest dann versuchen, kleine Schnitzarbeiten anzufertigen, denn beständig zu lesen geht nicht an, und das viele Nachgrübeln über Frau und Kinder ist auch vom Übel. Auch will ich sehen, ob ich nicht beim Gouverneur eine Strafverkürzung für dich erwirken kann.“

Die Dankbarkeit des armen Mannes war rührend. Krampfhaft ergriff er meine Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Mündlich und schriftlich bat ich darauf um Gnade für den Mann, der bei Gott bereits Gnade gefunden hatte. Der Herr segnete meine Bemühungen. Es erging Heinz wie Joseph im Gefängnis. Er fand Gnade in den Augen der Menschen, was sich zunächst darin zeigte, daß er ein besseres Zimmer und mehr Freiheit erhielt. Heinz machte von letzterer besonders guten Gebrauch. Ich traf ihn einmal dabei, wie er einem Offizier, einem Mitgefangenen, das Evangelium verkündigte.

Ich hatte sichere Hoffnung, daß die Strafzeit meines Freundes abgekürzt werden würde, und zwar hoffte ich, daß der 19. Februar, der Geburtstag des Königs, ihm die Freiheit bringen würde. —

Es war am 3. Januar. Wir hatten des Nachmittags eine schöne Versammlung in meinem Hause, in der Gottes Geist sichtbarlich wirkte. Als ich mich schließlich erhob, um das Schlußgebet zu

sprechen, fiel mein Auge auf einen Mann, der merkwürdig meinem Matrosen im Gefängnis glich. Doch dachte ich nicht weiter darüber nach. kaum aber hatte ich Amen gesagt, da sprang dieser Mann über Bänke und Stühle nach vorn, fiel vor meinem Platz auf die Kniee und rief laut, während ihm die Tränen über die Backen rollten:

„Ein erretteter Sünder! Ein erretteter Sünder!“

Es war Heinz.

Der Leser wird begreifen, daß in diesem Augenblick niemand den Saal verließ. Ich benutzte die Gelegenheit, um in kurzen Umrissen mitzuteilen, was ich über Heinz wußte. Darauf knieten wir nieder, um Gott zu danken für Seine wunderbare Gnade. „Der Herr hat Großes getan in unserer Mitte!“ riefen wir uns an diesem Tage beim Auseinandergehen zu.

Hernach erzählte Heinz noch, daß er einige Stunden vorher einen großen Brief empfangen habe, der nichts Geringeres als die Verfügung enthielt, ihn sofort in Freiheit zu setzen. Er hatte sich daraufhin sogleich Kleider geliehen und den Weg nach meinem Hause erfragt. Während des Gefanges war er gekommen.

„Ich hätte aller Welt mein Glück mitteilen mögen!“ sagte er mit freudeglänzendem Blick, „und es ist mir schwer genug geworden, zu schweigen, bis die Versammlung zu Ende war.“

Es gelang mir, für Heinz bald eine Anstellung als Parkaufseher zu finden, die ihn in den Stand setzte, seiner Frau wöchentlich einen Betrag zu schicken. Wie herrlich hatte sich auch in diesem

Falle das Wort bewahrheitet: „Alle Pfade Jehovas sind Güte für die, welche Seinen Bund und Seine Zeugnisse bewahren“!

Mit Heinzens Frau blieb ich in Briefwechsel, bis er selbst ihr schreiben konnte: „Komm mit den Kindern nach hier! Ich habe jetzt Brot für euch alle.“

Die Freude des Wiedersehens sich auszumalen überlasse ich dem Leser.

Nächstenliebe.

Unser Bild (S. 71) stellt einen Zug der Pacific-Eisenbahnen dar, die vom Atlantischen zum Stillen Ozean (engl. Pacific, spr. Päsififit) laufen und so das ganze Festland von Amerika durchqueren. Es ist wohl einer der ersten Züge, die nach der Eröffnung der Bahnstrecke gefahren worden sind; denn man sieht eine Anzahl chinesischer Arbeiter, die beim Bahnbau vielfach verwendet wurden, den Zug, der gerade aus dem verschneiten gewaltigen Felsengebirge heraustritt, jubelnd begrüßen.

Eine der ersten Eisenbahnstrecken, die in den Vereinigten Staaten gebaut wurden, ist die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn. An ihr ereignete sich folgende Begebenheit:

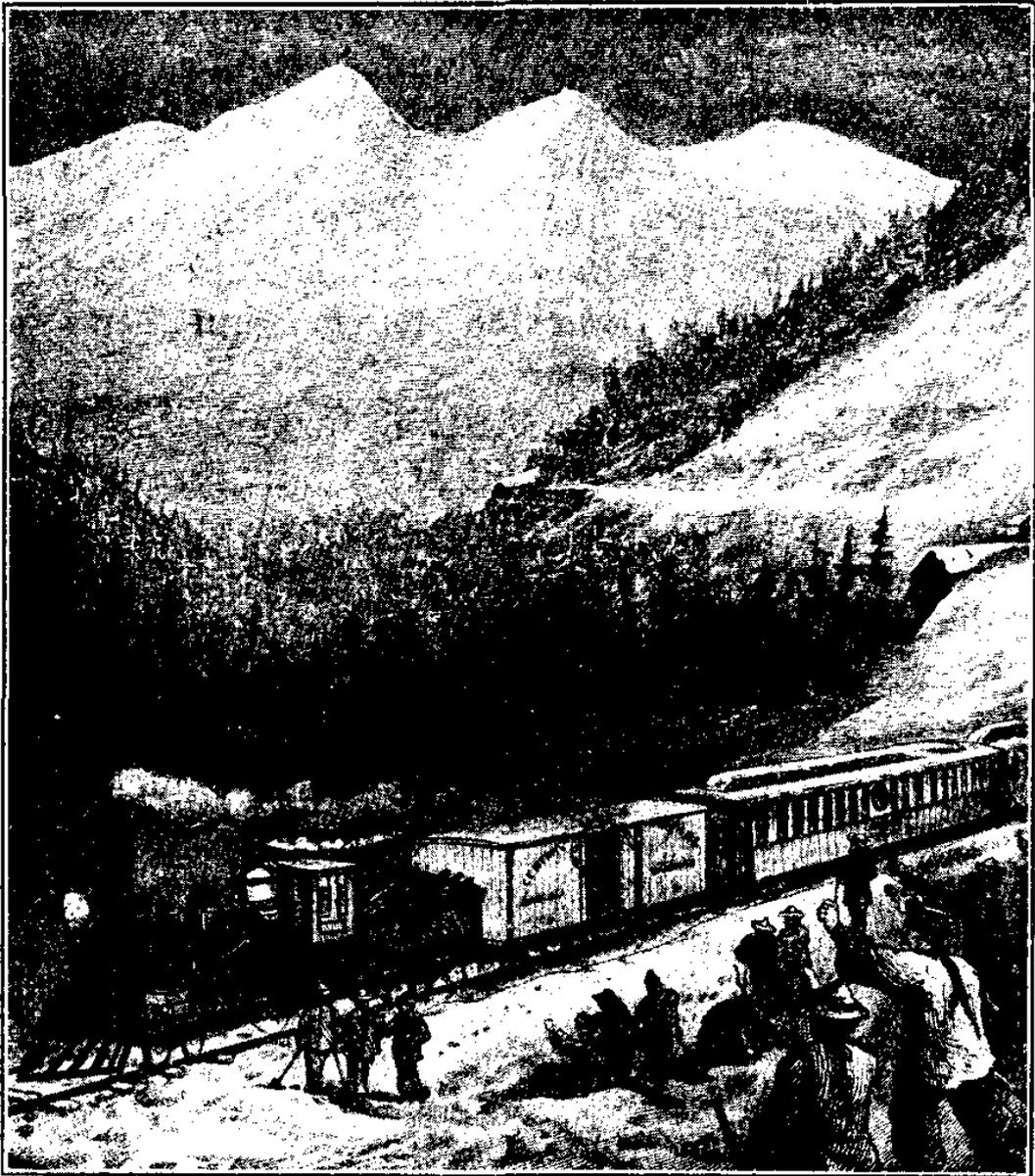
Eine arme alte Witwe wohnte mit ihrer einzigen Tochter unweit dieser Bahn. Ihre Blockhütte stand in der Nähe einer hölzernen Brücke (die Eisenbahnbrücken wurden in Amerika früher fast alle aus Holz gebaut), die über eine tiefe Schlucht führte.

Die Alte besaß einen Geflügelhof und einen Garten, deren Erzeugnisse in der nächsten Stadt, die aber immerhin noch stundenweit von der einsamen Hütte entfernt lag, auf den Markt gebracht wurden. Das war ihre einzige Einnahmequelle. Der kürzeste Weg zur Stadt führte die Bahnstrecke entlang. Oft hatten die Eisenbahnbeamten Gelegenheit, die Alte auf ihrem mühsamen Gange zur Stadt zu beobachten, und wo sie konnten, erwiesen sie ihr eine Gefälligkeit. Wenig dachten sie daran, daß eine Zeit kommen würde, wo die Witwe ihnen das empfangene Gute mit Zins und Zinseszins zurückzahlen würde.

Es war im Monat März. Tage-, ja wochenlang hatte es in Strömen geregnet. Hochangeschwollene Gießbäche rauschten vom Gebirge her und wälzten sich durch die wilde Schlucht. Höher und höher stieg das Wasser. Es leckte an den hölzernen Pfeilern der Eisenbahnbrücke empor und umklammerte sie in wilder Umarmung, bis eines Nachts die schweren Balken dem Andrang nachgaben und zusammenstürzten. Die Witwe und ihre Tochter hörten das Krachen und Bersten der Stämme, die an den Felsen der Schlucht zersplitterten, und ihre Herzen krampften sich zusammen in furchtbarem Entsetzen. Sie wußten, in einer halben Stunde war ein Personenzug fällig. Stürzte er in die Schlucht, so waren sämtliche Insassen eine Beute des Todes.

Was sollten sie tun? Der Regen hatte an Heftigkeit noch nichts eingebüßt, der Wind heulte und stöhnte. Eine Telegraphenleitung gab es damals noch nicht, der nächste Bahnhof war meilenweit

entfernt. Was konnte also geschehen? Die Frauen besaßen keine Sturmlaterne, mit der sie dem herannahenden Zuge ein Warnungszeichen hätten geben können. Eine Kerze oder sonst ein Licht aber



mußte bei dem Unwetter im Nu erlöschen. Doch die alte Frau war der Schwierigkeit gewachsen. Ohne lange zu zögern, nahm sie ihr altes wurmstichiges Bettgestell auseinander, die Tochter ergriff die

wenigen vorhandenen Stühle, und mit diesem Hausrat beladen, schritten sie in die Finsternis hinaus.

Sie erklimmen das steile Eisenbahnufer, zer-
schlugen, so gut es in der Eile ging, die morschen
Möbelstücke, schichteten das Holz zu einem Haufen
auf und steckten diesen mittels eines Feuerbrandes
an. Bald loderten die Flammen empor und er-
leuchteten weithin die Nacht. In diesem Augen-
blick vernahmen sie bereits in der Ferne das Rollen
des nahenden Zuges, und ihre Herzen klopften ängst-
licher. Ob der Lokomotivführer das Feuerzeichen
wohl früh genug bemerken würde, um den Zug
zum Stehen zu bringen?

Um kein Mittel zur Rettung ihrer Mitmenschen
unversucht zu lassen, riß die Alte sich ihren roten
wollenen Rock ab, befestigte ihn an einem Stock,
und während die Tochter mit einem brennenden
Stuhlbein vor ihr her lief, eilte sie, den Rock wie
eine Fahne über ihrem Haupt schwingend, dem
Zuge entgegen.

Der Zug befand sich in voller Fahrt, aber
wachsame Augen suchten die Finsternis zu durch-
dringen. Sie bemerkten den ungewohnten Feuer-
schein. Das konnte nur eine Warnung sein. Im
nächsten Augenblick legten sich die Bremsklöße
kreischend an die Räder, daß die Funken sprühten;
die Fahrt verlangsamte sich, und kurz vor der
Schlucht stand der Zug still.

Wenige Worte genügten, um die Lage zu er-
klären, und kurz darauf sah man neben dem Zuge
auf dem durchnäkten Erdboden, auf welchen unauf-
hörlich der Regen niederrieselte, Zug- und Lokomo-
tivführer, Bremser, Schaffner und mehr als hundert

Reisende auf den Knieen liegen, und alle dankten Gott für Seine wunderbare Rettung vor dem sicheren Verderben.

Was für eine Belohnung die arme Witwe und ihre Tochter für ihre Tat selbstloser Nächstenliebe erhalten haben, kann ich nicht sagen. Es ist ja auch nicht wichtig.

Ich habe die kurze Begebenheit nur erzählt, um an die Liebe des Einen zu erinnern, gegen welche die bewundernswürdige Nächstenliebe der beiden Frauen, ja alle menschliche Liebe in nichts zerfällt. Sie opferten einen Teil ihres Hausrats und taten, was in ihren Kräften stand, um ihre Mitmenschen vom Tode zu erretten. Jesus Christus, Gottes Sohn, aber entäußerte sich Seiner Herrlichkeit, ging den schmachvollen Weg nach Golgatha und starb freiwillig den schrecklichsten Tod für Seine Feinde.

Mein lieber Leser! Du bewunderst die Tat der beiden Frauen. Was aber sagst du von der allen Verstand übersteigenden Liebe Christi, der auch um deinetwillen Sein Leben am Kreuze hingegeben hat?

Gewart!

Habe ich irgendwie Gefallen an dem Tode des "Gefessenen? spricht der Herr, Jehova, nicht vielmehr daran, daß er von seinen Wegen umkehre und lebe?"

So redete Gott vor Tausenden von Jahren durch den Propheten Hesekiel zu Seinem Volke

Israel. Er gab also schon damals unzweideutig zu erkennen, daß kein Mensch, der verloren geht, Ihm dafür die Schuld beimessen kann. Es ist Gottes Wunsch, daß der Mensch ewig glücklich sei. Zu diesem Zweck warnt Er den Gleichgültigen oder den Gottlosen auf alle Weise.

Schon die ersten Menschen vernahmen die warnende Stimme des Herrn. Sie hörten nicht darauf und mußten infolge dessen das Paradies verlassen.

Cain wurde gewarnt. (Vies 1. Mose 4, 6. 7.) Aber sein Antlitz blieb gesenkt, bis er der Mörder seines Bruders wurde.

Zu Noahs Zeiten warnte Gott die Menschen 120 Jahre lang. Dann erst brachte Er das Gericht über sie. Die Flut kam, und alles Fleisch kam um.

Im Neuen Testament ist wohl Judas Iskariot das ernsteste Beispiel eines Menschen, der sich nicht warnen lassen will. Wie lange Zeit empfing dieser Mann aus dem Munde des Heilandes selbst Belehrung über die Gnadenratschlüsse Gottes und über das ewige Gericht! Wie ernst wurde er immer wieder, bis zur letzten Stunde hin, gewarnt! Aber alles war umsonst.

Selbst die Heiden Pilatus und Felix wurden von Gott gewarnt, der eine durch seine Frau (vergl. Matth. 27, 19), der andere durch den Apostel Paulus. (Apstgsh. 24, 24. 25.)

Wenn diese Leute heute wieder auf die Erde kommen könnten, was würden sie sagen? Pilatus würde rufen: „Ich habe den Heiland der Welt kreuzigen lassen und mich dadurch für ewig unglücklich gemacht. Macht es nicht wie ich, ihr

Menschenkinder! Nehmt Jesum Christum an als euren Heiland!" Felix würde sagen: „Verschließt eure Herzen nicht dem Evangelium der Gnade! Nehmt heute die Boten des Friedens auf und wartet nicht auf eine gelegenerere Zeit!" Wie furchtbar ist es, die Ewigkeit in der Qual zubringen zu müssen mit der Anklage im Innern: Du hättest ewig glücklich sein können, aber du hast nicht gewollt!

Was hielt denn den Pilatus ab, die Warnung seiner Frau anzunehmen oder auf die Stimme seines Herzens zu hören, die laut rief: „Es ist keine Schuld an diesem Menschen!"? Die Ursache war die, daß die Juden ihm zuschrieten: „Wenn du diesen losgibst, so bist du des Kaisers Freund nicht!" Mit anderen Worten: Bist du uns nicht zu Willen, so ist es um deine Laufbahn als Staatsmann, als Diener des Kaisers geschehen! Die Ehre der Welt aber, die wollte Pilatus nicht preisgeben. Da wollte er lieber einen Justizmord begehen, lieber den Unschuldigen umbringen. So schlug er die Warnung in den Wind.

Und Felix? Ach! er konnte die ernstesten Worte: „Gerechtigkeit, Enthaltensamkeit und kommendes Gericht", nicht ertragen. Wer ihm Geld gab, der war sein Freund. Am ungerechten Mammon hing sein Herz. Den Lüsten und Begierden der unreinen Natur zu leben, das machte den Inhalt seines Lebens aus. Um dieser Dinge willen verscherzte er die ewige Seligkeit. Und doch, wie hat Gott diesen Menschen gewarnt! Er durfte manche Unterredung mit Paulus haben, aber das Ende war: „Da Felix sich bei den Juden in Gunst

setzen wollte, hinterließ er den Paulus gefangen“.

Gott warnt den Menschen auf mancherlei Art und Weise.

In Spr. 8, 1—4 lesen wir: „Ruft nicht die Weisheit, und läßt nicht die Einsicht ihre Stimme erschallen? Oben auf den Erhöhungen am Wege, da wo Pfade zusammenstoßen, hat sie sich aufgestellt. Zur Seite der Tore, wo die Stadt sich aufbaut, am Eingang der Pforten schreit sie: Zu euch, ihr Männer, rufe ich, und meine Stimme ergeht an die Menschenkinder.“ Eine andere Art der Warnung finden wir in Hiob 33, 14—18: „Im Traume, im Nachtgesicht, wenn tiefer Schlaf die Menschen befällt, im Schlummer auf dem Lager: dann öffnet Er das Ohr der Menschen . . .“ Und der Herr Jesus, der Mensch gewordene Sohn Gottes, ruft weinend: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt!“ (Matth. 23, 37.) Wie klingt uns aus diesen Worten die bittende und warnende Liebe entgegen!

Nicht wahr, lieber Leser, Gott hat auch dich schon gewarnt? Bist du diesen Warnungen gegenüber bis heute gleichgültig geblieben? Oder hast du dir einzureden gesucht, du seiest kein so übler Mensch, kein Dieb, kein Mörder, kein Ehebrecher usw.? Im ersten Falle möchte ich dich bitten, noch einmal die Geschichte des Landpflegers Felix an deinem Geiste vorübergehen zu lassen; im zweiten rate ich dir, das 6. Kapitel des Propheten Jesaja zu lesen. In diesem Kapitel findest du einen Mann, der, was irdische

Gerechtigkeit betrifft, sicherlich seinesgleichen suchte. Aber was hören wir von ihm, als er in Gottes heiligen Tempel trat und den Herrn auf hohem und erhabenem Thron sitzen sah, umgeben von den Seraphim, jenen gewaltigen und heiligen Wesen, die angesichts der Heiligkeit Gottes mit ihren Flügeln Angesicht und Füße bedeckten und einander zuriefen: Heilig, heilig, heilig ist Jehova der Heerscharen? — „Wehe mir! denn ich bin verloren“, entringt es sich seinem Munde, „denn ich bin ein Mann von unreinen Lippen, und inmitten eines Volkes von unreinen Lippen wohne ich.“ In Gottes Gegenwart kommt die menschliche Gerechtigkeit nicht zur Geltung. Da mußte selbst der Mann, der berufen war, den Menschen Gottes Worte zu bringen, bekennen: „Ich bin ein Mann von unreinen Lippen“. Ja fürwahr, mit all seiner menschlichen Gerechtigkeit hätte Jesaja ewig verloren gehen müssen, wenn Gott nicht einen Heilsweg für ihn bereitet hätte.

Mein lieber Leser! nur Gottes Gerechtigkeit macht passend für Gottes Gegenwart. Und um diese Gerechtigkeit zu erlangen, gibt es nur einen Weg. Die Lippen des Propheten Jesaja wurden mit einer glühenden, vom Altar genommenen Kohle berührt, worauf er die tröstlichen Worte vernehmen durfte: „Deine Ungerechtigkeit ist gewichen und deine Sünde gesühnt“. Seine eigene Gerechtigkeit hatte mit dieser Losprechung nicht das Geringste zu tun. Nur der Altar, auf welchem das Opfer dargebracht worden war, konnte ihm helfen.

Wie bekannt, ist dieser Altar ein Vorbild von der Opferstätte Golgatha, wo Gottes Sohn selbst sich zum Opfer dargebracht hat.

Hier allein findet der Mensch, fromm oder gottlos, Hilfe. Nur das Kreuz und das dort geschehene Werk vermag ihn mit Gott in Verbindung zu bringen und ihn zu lösen von aller Schuld. Nur der Glaube an Christum, den Gestorbenen und Auferstandenen, berechtigt zum Eintritt ins Heiligtum.

Darum, teurer Leser, laß dich warnen! Vielleicht redet Gott heute zum letztenmal zu dir. Ob jung oder alt, reich oder arm, gesund oder kränklich, im Kriege unter tausend Gefahren, oder daheim in Ruhe und Frieden — jeder Tag kann dein letzter sein, jede Minute dir zum letztenmal Gnade anbieten. O laß die Gelegenheit, Vergebung deiner Sünden und Frieden zu finden, nicht ungenutzt vorübergehen! Du bist gewarnt!

Durch einen Blitzstrahl gerettet.

Es war spät an einem schwülen Sommerabend. Am Horizont hatten sich schwere Wolken getürmt, aus denen ab und zu grelle Blitze zuckten. Der Donner rollte.

Auf einsamem Landwege schritt ein Mädchen dahin. Sie war auf der Rückkehr in ihr Heimatdorf. Als sie die Stadt verließ, hatte sie nicht auf das Heraufziehen des Unwetters geachtet. Ihr Herz war noch ganz von dem Fest erfüllt, dem sie beigewohnt hatte. Heute hatte sie wieder einmal nach Herzenslust tanzen können. Noch glühten ihre Wangen, noch klangen die bestrickenden Weisen der Musik in ihren Ohren. Im Geiste

durchlebte sie noch einmal die leider nur zu schnell vorübergerauschten Freuden.

Da ließ ein mächtiger Donnerschlag die Erde erbeben. Entsetzt blickte sie um sich. Das Gefährliche ihrer Lage kam ihr plötzlich zum Bewußtsein. Weit und breit war kein Mensch, kein Haus zu erblicken. Mit jeder Minute nahm das Unwetter an Heftigkeit zu. Immer häufiger zuckten die Blitze, immer lauter krachte der Donner. In Todesangst eilte das Mädchen vorwärts. Da fuhr ein Blitz in einen Baum am Wege. Krachend barst er auseinander. Das Mädchen schrie laut auf. Der Tod stand vor ihr. Und diese Tatsache nahm mit einemmal ihr ganzes Denken gefangen. Wenn nun der nächste Strahl sie traf! Wenn sie plötzlich aus dem Leben hinweggerafft wurde! Wohin ging sie dann? „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ so tönte ihr ein bekannter, aber lange vergessener Spruch in die Ohren.

Plötzlich blieb sie stehen. Die Arme gen Himmel hebend, versuchte sie zu beten. Ach! sie hatte so manches Jahr nicht mehr gebetet, nicht mehr seit ihrer Kindheit. Und jetzt war es ihr, als ob Gott sich verborgen hielt hinter den schweren Wetterwolken, als ob kein Gebet durch diese finstere Wand dringen wollte. Sie konnte nicht beten. Kraftlos ließ sie die Arme wieder sinken. „Zu spät!“ entrang es sich stöhnend ihren Lippen. „Für mich ist's zu spät.“ Dann eilte sie weiter, von Angst und Entsetzen getrieben.

Sie bemerkte nicht, daß sie vom richtigen Wege abkam. Wohl erleuchteten die Blitzstrahlen die Dunkelheit, aber sie vergrößerten nur ihre Verwir-

rung. So nahm sie nicht wahr, daß der Boden unter ihren Füßen anfang weich zu werden, daß sie geradeswegs auf den nahen Fluß zulief. Nur noch einen Augenblick, und die Fluten würden sie erfassen und sie mitnehmen ins Verderben hinein.

Da ein fahles Licht, ein ohrenbetäubender Donnerschlag! Anna hörte und sah nichts mehr. Bewußtlos lag sie im nassen Ufergrase.

Am folgenden Morgen fand sie ein alter Fischer, der in der Frühe nach seinen Netzen sah. Man trug die noch immer Bewußtlose nach Hause.

Es folgte ein langwieriges, ernstes Krankenlager, schwere Tage und Stunden. Aber sie erreichten dem jungen Mädchen zum Segen. Die Erwägung, daß Gott gar den Blitz dazu benutzt hatte, um sie vor dem Tode zu bewahren, machte einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf sie. Welch unverdiente Güte! Es wurde Anna klar, daß Gott nur Gedanken des Friedens über sie habe, und daß Er sie aus diesem Grunde so wunderbar bewahrt hatte.

Im Dorfe wurde noch lange von der merkwürdigen Rettung des Mädchens geredet. Aber die Gerettete mußte bald von noch viel merkwürdigeren Dingen zu berichten. Ein doppeltes Wunder war an ihr geschehen. Nicht nur vom zeitlichen, sondern auch vom ewigen Tode hatte Gott sie gerettet. Mit glücklichem Herzen durfte sie sich fortan des Gottes rühmen, der sie nicht verloren hatte gehen lassen, sondern der selbst die Kräfte der Natur dazu hatte mitwirken lassen, um das verirrte Schäflein in die Arme des guten Hirten zu treiben.



„Alles ist neu geworden!“



Johann D. stand hoch oben auf der Leiter und strich das Dachgesimse eines neu erbauten Hauses. Er war so glücklich wie nie in seinem Leben und sang mit lauter Stimme sein Lieblingslied. Woher kam sein Glück? Etwa daher, daß er gesund und kräftig war und ein gutes Stück Geld verdiente? Nein, die Ursache lag anderswo. Johann hatte eine große Veränderung erlebt.

Lange Jahre, von den Tagen seiner Kindheit im frommen Elternhause an, hatte er nur sein Vergnügen in dieser Welt gesucht, nur sich und seinen Neigungen gelebt. Aber dabei war er nicht glücklich geworden. Stets hatte sein Herz eine gewisse Leere empfunden, und manchmal hatte das Gewissen laut seine anklagende Stimme erhoben, wenn ihm das eine oder andere Mahnwort seiner verstorbenen Eltern in den Sinn gekommen war — in letzter Zeit mehr denn je. Merkwürdigerweise hatte er vor allem immer wieder an die Worte aus dem bekannten schönen Liede Tersteegens denken müssen: „Ich will, anstatt an mich zu denken, ins Meer der Liebe mich versenken“. Wie oft war dieses Lied früher zu Hause gesungen

worden, wie oft hatte er es selbst mitgesungen, aber wie wenig hatte er getan nach den Worten des Liedes! Er hatte stets nur an sich gedacht und war gleichgültig an der göttlichen Liebe vorübergegangen.

Und nun war die große Veränderung gekommen. Am gestrigen Sonntagnachmittag war es gewesen. Da hatte er, in der Hoffnung, daß dadurch die Unruhe seines Herzens beschwichtigt werden möchte, einen Gang gemacht in die schöne freie Natur. Es war Frühling. Überall brach das neue Leben mit Macht aus dem Schoße der Mutter Erde hervor. Alles grünte und knospte. Aber der Eindruck, den das alles auf Johann machte, war nicht der sehnlichst erwartete. Es stimmte ihn nur traurig. Fast kam er sich in dem neu erwachenden Leben wie ein Fremder vor. Die Erinnerung an das liebe, traute Elternhaus lehrte mit Macht zurück und war nicht dazu angetan, ihn glücklicher zu machen. So kürzte er seinen Spaziergang ab und zog sich auf sein Zimmer zurück, um zu lesen. Während er so dasaß, wurde plötzlich in der Nachbarschaft ein Lied angestimmt, und bald tönte es an das Ohr des Lauschenden: „Ich will, anstatt an mich zu denken, ins Meer der Liebe mich versenken“. Johann sprang auf. Also selbst im eigenen Zimmer hatte er keine Ruhe. Hastig nahm er Hut und Stock, eilte die Treppe hinab, die Straße hinauf, und ins nächste Wirtshaus. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Der Stachel saß zu tief. Wieder lief er durch die Straßen, in den Park hinaus, eilte wie ein von Furien Gejagter durch die verschlungenen

Pfade, warf sich endlich ganz erschöpft auf eine Bank und blieb da, das Gesicht in den Händen verborgen, längere Zeit regungslos sitzen.

Dieser Abend sollte der Wendepunkt in Johanns Leben werden. „Du bist ein Sünder!“ rief ihm sein Gewissen zu, „du befindest dich auf dem Wege zum ewigen Verderben.“ Heute gab Johann dieser Stimme Gehör. Ja, es war so: er war ein Sünder, ein armer, verlorener Sünder! Sein ganzes Leben war verloren gewesen. Stets hatte er der Liebe Gottes widerstanden, die, das fühlte er jetzt, ihn manchmal gerufen hatte. War nicht auch der Liedervers, der ihm keine Ruhe gelassen hatte, ein solcher Ruf gewesen?

Johann saß auf seiner Bank bis spät in die Nacht hinein. Er achtete nicht auf Zeit und Stunde. Er dachte nur an den Abgrund des Verderbens, in dem er versinken würde. Wie mußte Gott ihm zürnen, der Gott, dessen Liebe er mit Füßen getreten hatte! Was sollte nun aus ihm werden? Gehörte er nicht zu denen, die, wie die Bibel sagt, mit vielen Schlägen würden geschlagen werden? Aber da kam ihm wieder der Vers in die Erinnerung, und der Gedanke wurde wach in ihm: „Sollte das Meer dieser Liebe nicht groß genug sein, um auch dich aufzunehmen?“ Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Er begann Verständnis zu bekommen für die unergründliche Liebe des Sohnes Gottes, der auch für ihn den bitteren Kreuzestod geschmeckt hatte. Und in der Dunkelheit der Nacht und der Einsamkeit des Parks fiel er auf seine Kniee und rief: „O Gott, wenn Du mich also liebst, dann gibt es noch Rettung für mich!“

Als Johann am nächsten Morgen zur Arbeit erschien, kam er als ein neuer Mensch, welcher der Vergebung all seiner Sünden gewiß war. Glücklichen Herzens stand er oben auf seiner Leiter, und während seine Gedanken noch in dem Park weilten, wo er so Großes erlebt hatte, drängten sich unwillkürlich die Worte des Liedes auf seine Lippen, das zu seinem Heil hatte mitwirken müssen.

Plötzlich klang es aus dem Innern des Hauses: „Aber, Johann, was singst du denn da? Das hab' ich ja noch nie von dir gehört!“

Es war Eberhard B., der so fragte, der erste Gesell und zugleich Johanns bester Freund, mit dem er manches Glas geleert hatte. Für einen Augenblick umwölkte sich das Gesicht des Neubekehrten, der die Gesinnung Eberhards gut kannte. Doch dann erwiderte er ruhig:

„Es ist ein altes Lied, das ich von früher her sehr liebe.“

„Na, es klingt ja recht fromm“, meinte der andere. „Ich wußte nicht, daß du auch solche Liedchen singst.“

„Du wirst dich vielleicht bald noch über manches andere wundern“, versetzte Johann, indem er die Leiter hinabstieg, um sie an einen anderen Platz zu stellen. An diesem Morgen fand sich keine Gelegenheit mehr, das Gespräch fortzusetzen.

Mittags gingen Eberhard und Johann wie gewöhnlich zusammen. Sie pflegten vor dem Essen noch eben im Wirtshause einzukehren. Aber heute schritt Johann mit einem: „Guten Appetit! Ich geh' nach Hause!“ an der Wirtstür vorbei.

Eberhard blieb stehen. „Was ist denn nun los?“ fragte er. „Gehst du nicht mit?“

„Nein, da geh' ich nicht wieder hinein.“

„Bist du — verrückt geworden?“ kam es stoßend über die Lippen des ersten Gefellen.

„Nein. Aber ich sagte dir ja schon, du würdest dich in Zukunft wohl noch manchmal wundern müssen.“

Eberhard B. sagte nichts weiter. Fluchend trat er ins Wirtszimmer.

Den Nachmittag über kamen die Beiden nicht zusammen, aber am Abend suchte Eberhard seinen Freund auf.

„Was ist denn eigentlich mit dir los?“ begann er. „Heute morgen stehst du da und singst fromme Lieder, heute Mittag verschmähst du dein Gläschen und faselst dabei, du gehst überhaupt nicht mehr ins Wirtshaus. Was soll das alles bedeuten?“

„Das ist schnell gesagt“, versetzte Johann. „Ich habe gestern Abend eine Begegnung mit dem Herrn Jesus gehabt.“

Eberhard blieb stehen. „Wahrhaftig, Mensch, du bist übergeschnappt!“ rief er. „Eine Begegnung mit Jesus? Wenn der je gelebt hat, so ist Er jedenfalls heute längst tot. Wie kannst du da eine Begegnung mit Ihm gehabt haben? Bist wohl bei der Heilsarmee gewesen, he? und auf dem Sünderbänkchen?“

„Von der Heilsarmee weiß ich nichts, aber auf dem Sünderbänkchen, ja, da bin ich gewesen.“

„Mensch, hör' auf!“ schrie der andere.

„Nein, laß mich dir sagen, was geschehen ist. Ich habe in der Tat den Herrn Jesus gesehen; Er hat mir alle meine Sünden vergeben, so daß ich jetzt ein neuer Mensch bin.“

„Das ist mir böhmisch“, sagte Eberhard spottend, indem er den Kopf schüttelte; und da Johann still blieb, fuhr er fort:

„Hör' mal, Johann, wir sind stets gute Freunde gewesen. Deshalb darfst du mir nicht böse sein, daß ich dich ein bißchen aufs Korn nehme. Ich vermute, du hast eine schlechte Nacht hinter dir und bist so auf die muckerischen Gedanken gekommen. Die müssen wir vertreiben. Komm, wir wollen ein Gläschen zusammen trinken. Das spült die dummen Gedanken weg.“

Doch Johann weigerte sich entschieden mitzugehen. „Nein“, sagte er ernst. „Ich gehe nicht mit. Ich habe Besseres gefunden. Die Liebe Gottes und das Leben, das wir bisher geführt haben, passen nicht zueinander. Ins Wirtshaus gehe ich nicht wieder.“

Jetzt wurde Eberhard böse. „Das Leben, das wir geführt haben!?“ gab er drohend zurück. „Das soll doch nicht etwa heißen, ich hätte ein schlechtes Leben geführt?“

„Nein, kein schlechtes, aber ein sündiges Leben. Und ich wünschte von Herzen, daß darin auch bei dir eine Änderung einträte. Unser Leben, so wie es war, ist in Gottes Augen jedenfalls nicht gut.“

„Jetzt ist's genug!“ brauste Eberhard auf. „Meinetwegen werde fromm, wenn dir's beliebt. Mich aber laß gefälligst ungeschoren!“

Johann schwieg. Er wurde sonst leicht aufgereggt. Aber der Herr half ihm, so daß er ganz ruhig bleiben konnte. „Wir können ja morgen nochmals über die Sache reden“, sagte er schließlich. „Jetzt geh' ich nach Hause.“

Damit schritt er davon, seiner Wohnung zu. Johanns Leben war von diesem Tage an völlig verschieden von dem früheren. Er las viel in der Bibel, die er sich gleich nach seiner Bekehrung gekauft hatte. Das heilige Buch war ihm, wenn er es auch von seiner Kindheit her kannte, in Wirklichkeit so gut wie unbekannt. Auf diese Weise verlebte er köstliche Stunden, die er um nichts in der Welt hätte missen mögen. Auch nahm sein Verständnis in den göttlichen Dingen rasch zu. Daß er die Gemeinschaft anderer Gläubiger aufsuchte, war nur natürlich. Ohne zwingenden Grund fehlte er nie in ihren Versammlungen. Mit Eifer nahm er sich auch des Werkes der Sonntagschule an und begann nach einiger Zeit selbst, in Verbindung mit einigen anderen Freunden, in einem Vorort regelmäßig das Evangelium zu verkündigen.

Seinen irdischen Beruf übte er von nun an nicht nur mit Liebe (das hatte er auch früher getan), sondern auch in Treue aus. Er diente „dem Herrn Christo“. Dadurch erweckte er jedoch manchmal die Unzufriedenheit seiner Mitarbeiter, die ihn einen Augindeiner schalteten. Da er außerdem freimütig seinen Herrn bekannte, konnte es nicht fehlen, daß er reichlich Hohn und Spott erntete. Vor allem Eberhard B., der früher sein bester Freund gewesen war, haßte ihn und ließ ihn diesen

Haß auf alle Weise fühlen. Dazu hatte er als Erst-Geselle gute Gelegenheit. Zunächst wies er ihm stets die schwierigste und unangenehmste Arbeit zu. Weiter wurde alles, was Johann tat, aufs Genaueste untersucht und der kleinste Fehler zu einer großen Sache gestempelt, die ihm dann unter Fluchen und Schimpfen vorgehalten wurde. Auch tat man alles, um ihn an der Arbeit zu hindern, beschädigte sein Handwerkzeug, verdarb ihm im Geheimen die Farbe u. s. w.

Es war für Johann eine schwere Zeit, in der er die Kraft des Gebets recht kennen lernte. Jeden Tag mußte er sich aufs neue stärken in der Liebe seines Herrn. Nur so war er imstande, alle Beleidigungen und Feindseligkeiten ruhig und ergeben hinzunehmen.

Das Verhalten des jungen Gläubigen stachelte den Haß Eberhards zur höchsten Glut an. Er entblödete sich schließlich nicht, allerlei unwahre Beschuldigungen bei dem Geschäftsinhaber gegen Johann vorzubringen. Und da B. bei seinem Herrn in hohem Ansehen stand und keiner der übrigen Gesellen ein Wort für Johann einlegte, so kam es am Ende dahin, daß unser Freund entlassen wurde.

Johann war arbeitslos. Er gab sich alle Mühe, anderstwo eine Stelle zu finden, aber umsonst. Die Geschäfte, an welche er sich wandte, erkundigten sich natürlich bei seinem früheren Meister nach ihm, und da dessen Zeugnis stets ungünstig lautete, wollte niemand ihn anstellen.

Doch Johann verzagte nicht. Er hatte sich so viel erspart, daß er vorläufig davon leben konnte,

und er war überzeugt, daß der Herr ihn nicht im Stich lassen würde. Inzwischen forschte er fleißig im Wort und verkündigte Abend für Abend das Evangelium.

In diesen Tagen kam ein Plan zur Ausführung, den eine Anzahl christlicher Freunde schon länger erwogen hatten, nämlich die Gründung eines Heims für Obdachlose. Ein Anstaltsleiter war bereits gefunden, aber man suchte noch eine jüngere Kraft, einen Mann, der Umsicht und Liebe genug besaß, um den verwahrlosten und verkommenen Männern, für die das Heim bestimmt war, nachzugehen. Einer der Herren lenkte die Aufmerksamkeit auf Johann, der unter den Christen bereits bekannt geworden war. Die anderen waren einverstanden. Johann faßte den Ruf als vom Herrn kommend auf und willigte ein.

Für unseren Freund begann jetzt ein ganz neuer Dienst, eine Arbeit, die wenig einbrachte und viel von ihm forderte. Es war keine Kleinigkeit, die zügellose und verwahrloste Gesellschaft in Ordnung zu halten. Jedermann fand Aufnahme in dem Heim. Als Regel galt, daß jeder etwas, wenn auch nur eine Kleinigkeit, für Essen und Übernachten bezahlen mußte. Wer nichts hatte, konnte durch Holzsägen oder -hacken das Nötige verdienen. Jeden Morgen vor dem Frühstück und des Abends vorm Schlafengehen las Johann einen Abschnitt aus Gottes Wort vor und verkündigte seinen Zuhörern in kurzen Worten die Liebe des Herrn Jesus zu dem verlorenen Sünder. Es war ein hartes Pflügen, eine Arbeit, von der wenig Frucht zu sehen war, aber Johann vertraute auf

Den, der gesagt hat: „Mein Wort wird nicht leer zu mir zurückkehren, sondern es wird ausrichten was mir gefällt, und durchführen, wozu ich es gesandt habe“. (Jes. 55, 11.)

So vergingen einige Jahre. Es war keine sonnige Zeit für Johann gewesen, denn Tag für Tag kam er mit dem tiefsten Elend in Berührung. An manchen Abenden, wenn in dem Heim alles in Ruhe war, ging er aus, um in den ärmsten Vierteln der Stadt nach Verlorenen zu suchen, die unter Narren oder Eisenbahnbogen ihren Rausch ausschliessen. Welche Freude es für ihn war, wenn er unter den vielen Gleichgültigen einmal jemand traf, der wirklich Verlangen trug nach dem Heil, das er verkündigte, können wir uns denken! Das munterte ihn auf für viele trübe Stunden. Es gab unter den Besuchern des Heimes gar manche, die sich nur mit Knurren und Murren den Anstaltsregeln unterwarfen, und schon öfter war es vorgekommen, daß der eine oder andere unseren Freund tötlich angegriffen hatte.

An einem nassen, kühlen Novemberabend war Johann wieder ausgegangen, um draußen seine Liebesarbeit zu tun. In der Nähe des Hafens bemerkte er eine Reihe Handwagen, und da er wohl wußte, wo er seine Leute zu suchen hatte, ging er auf sie zu. Nicht vergebens. Unter einem der Wagen lag ein Mann und schlief.

Johann beugte sich zu ihm nieder und rüttelte ihn an der Schulter: „He! wacht auf! Hier ist kein Platz zum Schlafen!“

Der Mann wandte sich langsam um und murmelte: „Laßt mich nur liegen!“

„Ich denke nicht daran“, erwiderte Johann.
 „Es ist keine Sommernacht. Kommt mit! Ich hab' ein weicheres Lager für Euch, als die harten Steine sind.“

Doch der Mann rührte sich nicht.

„Aber, Mann!“ rief Johann. „Seid doch vernünftig und geht mit! Das hält ja kein Mensch aus. Morgen seid Ihr eine Leiche.“

„Kann Euch doch gleich sein“, klang es zurück.
 „Mir ist's schnuppe, ob ich drauf gehe.“

„Aber mir nicht“, versetzte Johann ernst.
 „Macht keine Flausen mehr und kommt! Hier könnt Ihr nicht bleiben.“

Langsam schien dem Manne klar zu werden, daß der Fremde es gut mit ihm meine. Er kroch unter dem Wagen hervor.

„Was habt Ihr denn mit mir vor?“ fragte er.

„Ich will Euch mit nach Hause nehmen, da wartet Euer ein Abendbrot und ein warmes Lager. Und das braucht Euch nichts zu kosten.“

Der Unglückliche folgte willenslos. Johann brachte ihn ins Heim, wo der Mann zunächst an dem großen Kachelofen gewärmt und dann gespeist wurde. Darauf führte man ihn in den Schlaffaal und wies ihm eine der einfachen Lagerstätten an, von denen die meisten schon besetzt waren. Er warf sich auf das Lager und war bald fest eingeschlafen.

Am nächsten Morgen fand zunächst allgemeines Waschen statt; dann begaben sich alle in den Speisesaal zum Frühstück. Als Johann in den Saal trat, ging es wie ein jähes Erschrecken über die aufgedunsenen Züge des zuletzt gekommenen. Auch

Johann betrachtete sich jetzt seinen Mann genauer, und wen erkannte er? Eberhard B., seinen ehemaligen Freund und späteren Feind. Also ihn hatte er gestern Abend aus dem Straßentot auf-gelesen. So weit war es mit ihm gekommen!

Nach beendeter Andacht wurde gefrühstückt, und dann konnte jeder seines Weges gehen, mit Ausnahme derjenigen, die noch Essen und Nacht-quartier verdienen mußten. Zu diesen gehörte auch Eberhard B. Als die anderen abgefertigt waren, trat Johann auf ihn zu.

„Willkommen, Eberhard!“ begrüßte er ihn freundlich. „Ich hab' dich gestern Abend nicht er-kannt.“

„Und jetzt, wo du das tust, jagst du mich natürlich schnell wieder fort.“

„Nein, mein Lieber. Da bist du im Irrtum. Wir jagen niemand fort. Wer Geld hat, mag für seinen Verbleib hier bezahlen, die anderen können dafür arbeiten.“

„Aber, Johann, — aber, mein Herr“, verbesserte er sich, „wenn du, — wenn Sie wüßten. . .“

„Ich weiß genug. Du bist ein armer Schlucker, der nicht weiß, wo er ein warmes Bett herbekommen soll, und für solche ist unser Haus bestimmt.“

Die beiden ehemaligen Freunde sprachen an diesem Morgen nicht weiter miteinander. Nachdenklich ging Eberhard an die ihm zugewiesene Arbeit. Der Edelmut des Mannes, den er so schändlich behandelt hatte, drückte ihn zu Boden. Den ganzen Morgen beschäftigte ihn die Erinnerung an die vergangenen Zeiten. Er hatte ja auch alle Ursache, einmal ernstlich über sein Leben nachzu-

denken! Wohin war es mit ihm gekommen? Einst ein fleißiger, bei seinem Herrn und seinen Untergebenen angesehener Mann mit flottem Verdienst — heute ein tief gesunkener Trunkenbold, ein von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, einer, dem kein Mensch mehr Arbeit geben, ja, mit dem überhaupt keiner mehr zu tun haben wollte!

Nach dem einfachen Mittagessen, zu dem Eberhard sich nebst mehreren anderen wieder eingestellt hatte, drängte es ihn, dem ehemaligen Freunde ein Bekenntnis abzulegen. Als die anderen sich entfernt hatten, blieb er zurück.

„Nun, wünschst du noch etwas, Eberhard?“ fragte Johann freundlich.

Eberhard zögerte einen Augenblick. Dann stammelte er: „Herr D. . .“

„Halt“, unterbrach Johann, „nenne mich ruhig bei meinem Vornamen wie früher. Dann geht die Sache einfacher.“

Eberhard setzte aufs neue an.

„Johann, daß du seiner Zeit entlassen worden bist, das hab' ich dir angetan. Ich konnte deine Frömmigkeit nicht ausstehen, und da hab' ich nicht geruht, bis du fort warst. Und jetzt — und jetzt — behandelst du mich so freundlich. . .“

Johann streckte dem Reumütigen die Hand entgegen.

„Ich will dir was sagen, Eberhard“, sagte er herzlich; „daß du mich damals bei dem Meister angeschwärzt hast, ist mir nichts Neues. Aber ich hab es dir nicht nachgetragen, denn ich weiß, daß du es nicht aus dir selbst getan hast, sondern daß du nur dem Befehl deines Herrn gefolgt bist.“

Eberhard sah verwundert auf.

„Dem Befehl meines Herrn?“ wiederholte er fragend.

„Ja, ist es dir denn noch nie klar geworden, daß du einem anderen Herrn dienst als ich? Mein Herr ist der Herr Jesus Christus, und der deinige, Eberhard?“

Eberhard schaute ernst vor sich hin.

„Wenn es einen Teufel gibt, dann ist er mein Herr gewesen“, sagte er schließlich leise.

„Es gibt einen Teufel, Eberhard, verlaß dich drauf!“ versetzte Johann. „Ihm hast du gedient, und sieh, wie er dir gelohnt hat! Von den Dienern meines Herrn kommt keiner als Verlorener zu uns hierher, das glaube mir. Es sind alles Leute, die durch ihre Schuld und indem sie auf Satans trügerische Stimme lauschten, ins Elend geraten sind. Meinst du nicht, daß ich recht habe?“

Der Gefragte nickte. „Und solche Leute jagt ihr nicht weg?“ fuhr er fort.

„Aber gewiß nicht. Weißt du denn nicht, worin unsere Arbeit besteht? Sieh, dieses Haus gehört meinem Herrn, der nicht will, daß die Menschen in Elend und Sünde umkommen. Er hat uns diese Arbeit anvertraut. Wir geben nämlich denen, die zu uns kommen, nicht nur zu essen und ein Bett zum Schlafen, sondern wir erzählen ihnen auch, wer Er ist, und wie lieb Er sie alle hat. Das ist der wichtigste Teil unseres Dienstes. Darum war ich auch so froh, als ich dich heute sah. Denn ich wußte, daß der Herr dich zu uns gesandt hat.“

Eberhard sah lange schweigend vor sich hin.

„Ich sehe, daß ihr Frommen doch andere Menschen seid als wir“, sagte er schließlich. „So könnte ich nicht handeln.“

„Ich könnte es auch nicht, wenn nicht mein Herr mir die Kraft dazu gäbe. Denn Er ist nicht tot, wie du damals meintest, sondern Er lebt. Ja, Er wohnt selbst durch Seinen Geist in den Seinigen.“

Eberhard blieb den Winter über im Heim. In dem darauf folgenden Frühjahr fand er wieder Arbeit. Durch Gottes Gnade schlug die Begegnung mit seinem Freunde Johann zu seinem ewigen Segen aus. Er durfte erfahren, daß Christus einen Menschen ganz und gar zu verändern vermag, so daß er mit glücklichem Herzen jubeln kann: „Das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden!“ (2. Kor. 5, 17.)

„Ich würde auf meinen Heiland weisen.“

Ein alter Christ ging langsam, auf einen derben Eichenstock gestützt, durch die Straßen seines Wohnortes. Man konnte dem Greise anmerken, daß sein Erdenlauf bald beendet sein würde. Das Gehen kostete ihn große Anstrengung.

Untermwegs wurde er von einem jüngeren Bekannten angesprochen. Man blieb stehen, um ein paar Worte miteinander zu wechseln. Das Gespräch kam auf das Leben nach dem Tode, und der Jüngere fragte: „Was würden Sie antworten,

wenn Gott die Frage an Sie richtete: „Worauf stütze dich, daß ich dich nicht wegen deiner Sünden ins Gericht bringen muß?““



Der Alte richtete sich auf, schaute den Fragesteller einen Augenblick voll an und sagte dann einfach: „Ich würde auf meinen Heiland weisen“.

Das war eine treffliche Antwort. Der liebe Alte kannte einerseits den Wert des Opfers Jesu Christi und wußte andererseits, an wen er geglaubt hatte. Er wußte, daß er, hinter dem vergossenen Blute Christi geborgen, nichts zu fürchten hatte, und daß es nur der Gerechtigkeit Gottes entspricht, wenn Er den rechtfertigt, der des Glaubens an Jesum ist. (Vergl. Röm. 3, 26.) In diesem Bewußtsein konnte er jeden Frager einfach auf seinen Heiland verweisen. Dort war die Antwort auf jede Frage betreffs seiner Sünden zu finden.

Wie steht es mit deinen Sünden, lieber Leser? Kannst du auch auf den im Himmel verherrlichten Sohn Gottes hinweisen und sagen: „Er ist mein Heiland. Er hat meine Sünden an Seinem Leibe auf dem Holze getragen!“?

„Man hat mich belogen!“

Vor einiger Zeit hörte ich von einem Mädchen erzählen, das schon in seinen ersten Lebenstagen erblindet war und in diesem bedauernswerten Zustande lange Jahre gelebt hatte. Niemals hatte die Ärmste etwas von ihrer Umgebung gesehen, nichts von der Erde und ihren mancherlei Schönheiten. Sie hatte keine Ahnung davon, wie ein Haus, ein Baum oder eine Blume, ein Mensch oder ein Tier in Wirklichkeit aussieht, sie war lediglich auf die Schilderung ihrer Umgebung und auf ihr Gefühl angewiesen.

Als das Mädchen etwa fünfzehn Jahre alt war, wurde sie von einem Augenarzt untersucht. Der erfahrene Mann bot sich nach gründlicher Untersuchung an, kostenlos eine Operation zu versuchen, da es nach seiner Ansicht nicht ausgeschlossen war, die Blinde zu heilen. Nach einigem Zögern gingen die Eltern des Mädchens und auch dieses selbst auf das Anerbieten ein. Die Blinde wurde in ein Krankenhaus gebracht und hier die Operation vorgenommen. Schon nach einigen Tagen, während deren sie in einem dunklen Zimmer gehalten wurde, konnte der Arzt zu aller Freude mitteilen, daß die Operation über alles Erwarten gut gelungen sei, und daß die bis dahin Blinde sehen werde. Welche Freude für die Eltern und erst recht für das Mädchen selbst! Vorerst wurde sie noch in dem dunklen Zimmer gelassen, da sie nur langsam an das Licht gewöhnt werden durfte. Nach und nach machte man das Zimmer heller, immer mehr Licht wurde hereingelassen. Die dicken Vorhänge, welche die durch die Fenster hereindrängenden Lichtstrahlen dämpften, wurden mehr und mehr entfernt.

Endlich kam der Tag, da die Kranke an das Fenster treten sollte, um die Dinge, die sie bisher nur aus den Schilderungen ihrer Angehörigen kannte, in Wirklichkeit im vollen Lichtglanz der strahlenden Sonne zu sehen. Welche Freude, welcher Jubel würde das sein!

Die Eltern und einige Verwandte hatten sich im Krankenhause eingefunden, um Zeugen des bedeutungsvollen Augenblicks zu sein, und um sich mitfreuen zu können. In einem Zimmer, das nach dem Garten zu lag, warteten sie auf den Arzt, der

ihnen ihr Kind selbst zuführen wollte. Die Minuten wurden ihnen zu Stunden. Endlich! Die Tür wurde geöffnet, und herein trat ihre Tochter. Bestürzt sah sie die Menschen an. Sie hatte ja noch niemals Vater und Mutter gesehen. Wer waren denn die, die da vor ihr standen? Da riefen diese ihren Namen, und am Klang der Stimme erkannte sie die Eltern. Aber kein Laut der Freude und des Jubels kam über ihre Lippen, wie alle es erwartet hatten, nur Bestürzung, tiefe Bestürzung prägte sich auf ihrem Antlitz aus. Da führte der Arzt sie rasch ans Fenster, um ihr die Schönheit der Natur draußen zu zeigen. Einen Augenblick schaute sie wortlos hinaus, dann schlug sie die Hände vors Gesicht und rief weinend:

„Man hat mich belogen! Man hat mich belogen!“

Alle standen fassungslos. Statt des erwarteten Jubels solch ein Ausruf!

Und wieder jammerte das Mädchen:

„Man hat mich belogen! Man hat mich belogen!“

Der Arzt war ganz erschüttert. So etwas hatte er während seiner ganzen Praxis noch nicht erlebt. Schnell führte er das Kind wieder in ein dunkleres Zimmer und kehrte dann zu den Eltern zurück. Er fand die Mutter in Tränen aufgelöst. Einige Fragen klärten den Arzt über die Ursache des rätselhaften Verhaltens des Mädchens auf. Die Mutter hatte dem Kinde, in der Absicht, es zu erfreuen, stets alles anders dargestellt, wie es wirklich war, hatte alles übertrieben schön und herrlich geschildert. Sie hatte alles mit einem Glanz

und einer Schönheit umgeben, wie die Erde sie nicht hat. Und als nun das Mädchen all die nie gesehene Pracht zu sehen gehofft hatte, war alles so ganz anders. Man hatte sie in bester Meinung getäuscht, hatte die Wahrheit entstellt und ihr die Dinge nicht so geschildert, wie sie waren. Deshalb diese bittere Enttäuschung, dieser furchtbare Ruf: „Man hat mich belogen!“ —

Als ich die Geschichte dieses Mädchens erzählen hörte, mußte ich mir unwillkürlich sagen, daß jeder Mensch von Natur sich in derselben Lage wie die Blinde befindet. Denn der Mensch ist von Natur nicht nur blind, sondern wird auch von Satan, dem „Vater der Lüge“, belogen, und zwar über sich selbst, über seine Umgebung und über Gott.

Wie wird der Mensch denn über sich selbst belogen? Gottes Wort urteilt über ihn, daß „kein Gerechter da ist, auch nicht einer . . . daß keiner Gott sucht . . . daß alle abgewichen sind . . . daß keiner Gutes tut, auch nicht einer“, und daß darum alle der Veröhnung bedürfen. Damit schildert Gott den Zustand eines jeden Menschen, wie er in Wahrheit und Wirklichkeit ist. Was aber sagt Satan? Zuerst versucht er in dem Menschen Zweifel an Gottes Wort zu erwecken mit der alten Frage: „Hat Gott wirklich gesagt?“ Dann streitet er alles ab: Es ist nicht wahr, daß der Mensch so böse, so unrein, so verderbt ist. Nein, nein, im Gegenteil! Und dann schildert er die guten Eigenschaften des Menschen; er rühmt seine Gutmütigkeit, seine Freigebigkeit, seine Hilfsbereitschaft, seine tausend guten Werke u. s. w., so daß der Mensch schließlich selbst über all das Gute

erstaunt und fragt: Was kann und soll ich denn außerdem noch tun? Und liegt etwas vor, das vor dem allgemeinen sittlichen Urteil nicht standhält, so schiebt Satan das der persönlichen Veranlagung, den äußeren Umständen u. zu, nur nicht dem Menschen selbst. So belügt er den Menschen über seinen wahren Zustand. Und der Mensch glaubt ihm und sagt wie der Pharisäer: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie der oder der“.

Weiter belügt Satan den Menschen über seine Umgebung, über die Welt und ihre Dinge. Gottes Wort sagt: „Liebet nicht die Welt, noch was in der Welt ist . . . Denn alles was in der Welt ist, die Lust des Fleisches und die Lust der Augen und der Hochmut des Lebens, ist nicht von dem Vater (von Gott), sondern ist von der Welt. Und die Welt vergeht und ihre Lust . . .“ (1. Joh. 2, 15—17.) Satan aber schildert diese Dinge dem Menschen in den schönsten Farben. Sie zu genießen, stellt er als das einzig begehrenswerte Lebensziel hin. Immer neue Freuden und Vergnügungen führt er dem Menschen vor die Augen. Willig folgt der Mensch, ohne zu bedenken, daß das Wort Wahrheit werden könnte: „Die Welt vergeht und ihre Lust“. Die glänzende Außenseite, so wie sie Satan ihm zeigt, die lockenden Freuden und Vergnügungen dieser Welt, das ist es, was er immer wieder in Augenschein nimmt, gerade so wie man eine schöne Stickerei betrachtet, ohne daran zu denken, daß jedes Ding seine zwei Seiten hat. So schön die Oberseite, so häßlich ist die Rehrseite. Hier das schöne, farbenreiche Bild, dort ein häßliches Gewirr zahlloser Fäden,

lauter Enden. Ach, würde der Mensch die Rehrseite so vieler Vergnügungen betrachten, Welch ein häßliches Ende, Welch ein Gewirr von bösen Enden würde er sehen! Ja, die Welt vergeht und ihre Lust. Aber der Mensch ist blind und will belogen sein. Er glaubt gern der Lüge. Und weil er ihr glaubt, eilt er voran in Augenlust, Fleischeslust und Hochmut des Lebens.

Dann das Letzte: Satan belügt den Menschen auch über Gott. Wir lesen an vielen Stellen im Worte Gottes, daß Gott heilig und gerecht ist und die Sünde nicht sehen kann. Was aber sagt Satan? Oft belügt er den Menschen mit den Worten: „Es gibt keinen Gott“; und viele, unendlich viele glauben es ihm. Wo aber noch ein Glaube an Gott vorhanden ist, wo die Menschen doch Gott noch meinen gebrauchen zu können, da schildert Satan ihnen Gott so, wie der Mensch Ihn gern hat. Dabei verfäht er äußerst geschickt. Während er sonst immer die glänzende Seite zeigt, macht er es hier, wenn ich mich so ausdrücken darf, gerade umgekehrt; aber er lügt auch hierbei, er kann ja nicht anders.

Ich denke augenblicklich an den Vorgang auf dem Berge Sinai, wo Moses vor Jehova stand und Seine Herrlichkeit, Sein Angesicht zu sehen wünschte. Gottes Antwort lautete: „Nicht kann ein Mensch mich sehen und leben“ Aber dann: „Siehe, es ist ein Ort bei mir, da sollst du auf dem Felsen stehen. Und es wird geschehen, wenn meine Herrlichkeit vorübergeht, so werde ich . . . meine Hand über dich decken . . . Und ich werde meine Hand hinwegtun, und du wirst mich von

hinten sehen . . .“ und: „Ich werde alle meine Güte vor deinem Angesicht vorübergehen lassen“. (2. Mose 33, 20 — 23. 19.)

Satan ahmt das nach. Er weiß sehr wohl, daß der Mensch Gott nicht ins Angesicht sehen, nicht vor Ihm bestehen kann, wenn Er sich als der heilige, gerechte Gott offenbart. Und anstatt ihm nun zu sagen, daß Gott alle die Ansprüche Seiner Gerechtigkeit in Christo befriedigt habe und dem glaubenden Sünder jetzt in Ihm, dem Felsen der Zeitalter, Seine ganze Güte zuwende, schildert er Gott als den „lieben Gott“, der es mit dem Menschen nicht so genau nehme, der nur gnädig und barmherzig sei, der in Seiner Liebe unmöglich den Menschen verdammen könne u. s. w. u. s. w. Und der Mensch glaubt der Lüge gern. Sie klingt ihm ja so angenehm in den Ohren.

So lebt der Mensch dahin, blind und belogen, und wünscht nicht einmal sehend zu werden. Aber es kommt ein Tag, ein Augenblick, wo die Hülle fällt. Wenn einmal das leibliche Auge sich für immer schließt, weicht und schwindet alles, was die Seele hier am wahren Schauen gehindert hat. Dann tritt der Mensch ins Licht Gottes, und in dieser alles durchdringenden Helle sieht er sich, die Welt und ihre Dinge und Gott selbst mit ganz anderen Augen an. Dann sieht er alles, wie es in Wirklichkeit ist, und wohl mag sich dann auch seinem Munde der verzweifelte Ruf entringen: „Man hat mich belogen! Man hat mich belogen!“

Aber die Erkenntnis kommt zu spät!

Teurer Leser, laß dich darum bitten, hier schon in das Licht Gottes zu kommen! Laß dir heute die Augen öffnen, um zu erkennen, wie es in Wahrheit um dich steht! Gott redet klar und deutlich in Seinem Wort und läßt dir sagen, wie du sehend werden kannst. O höre und laß dich warnen, ehe es zu spät ist!



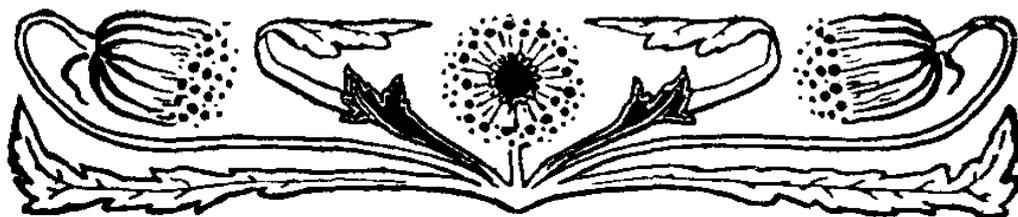
„Eines aber tue ich: Vergessend was dahinten, und mich ausstreckend nach dem, was vorn ist, jage ich, das Ziel anschauend, hin zu dem Kampfspreis der Berufung Gottes nach oben in Christo Jesu.“ (Phil. 3, 14.)

Mein Erstes zeugt von heißem Ringen.
Willst du's bestehn? Tritt in die Reih'n!
Ein jeder muß, soll's ihm gelingen,
Ausharrend bis zum Ende sein.

Nur wer im Glauben überwunden,
Dem liegt mein Zweites dort bereit.
Ihm wird, weil er als treu erfunden,
Gegeben Ehr' und Herrlichkeit.

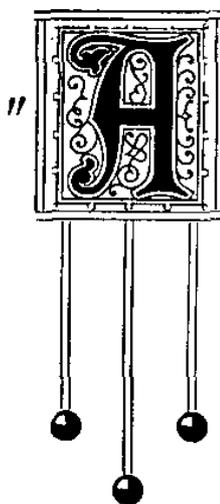
Drum eil' mein Ganzes zu erlangen.
Schau hin aufs Ziel! Ahm' Paulus nach.
Dann wirst auch du vom Herrn empfangen
Die Ehrenkron' an Seinem Tag'.





Religiös, aber nicht errettet.

I.



„Alem Anschein nach wird Wilhelms junge Frau uns eine gute Tochter sein“, sagte Frau — zu ihrem Gatten. „Sie ist lebenswürdig und gutherzig. Aber leider habe ich bis jetzt noch nicht feststellen können, ob sie den Herrn Jesus persönlich als ihren Heiland kennt. Was denkst du darüber?“

„Nun, ich hoffe es, liebe Frau. Vielleicht ist sie nicht so wie wir daran gewöhnt, viel über diese Dinge zu reden. Wir kennen den Herrn schon so lange und können nicht leben ohne Seine Gemeinschaft. Seit Jakobs Tod, und das sind jetzt beinahe sechsundzwanzig Jahre, dürfen wir sagen, daß Er, wenn auch alles mit Schwachheit umgeben war, den ersten Platz in unseren Herzen gehabt hat. Und wie hat Er uns seitdem geleitet und gesegnet! Da ist es kein Wunder, daß wir mehr von Ihm reden als Alice. Aber ich glaube doch, daß sie sich mit Ihm beschäftigt. Denn noch heute habe ich sie Sein Wort lesen sehen. Wenigstens sah das Buch wie eine Bibel aus.“

„So, das Buch sah wie eine Bibel aus?“ versetzte die Mutter in gedehntem Tone, wobei sie einen Seufzer nicht unterdrücken konnte. „Doch“, fügte sie lauter hinzu, „wir wollen dem Herrn unsere Befürchtungen sagen und Ihn bitten, daß der Besuch von Alice ihr und uns zum Segen gereichen möge. Ihm dürfen wir ja alles anvertrauen.“

Ohne zu zögern begab sich das alte Paar in das kleine Gemach, wo sie ihre Herzen vor Dem auszuschütten pflegten, der nicht nur ihr Heiland, sondern auch ihr vertrauter Freund und Berater war.

Während wir die Eltern in ihrem stillen Kämmerlein allein lassen, wollen wir uns ein wenig mit den zwei Personen bekannt machen, deren Wohl und Wehe den beiden Alten so am Herzen lag.

Wilhelm war der einzige Sohn, der den Eltern von einer zahlreichen Kinderschar übriggeblieben war. Er war schon seit Jahren ein Eigentum des Herrn Jesus. Zu ihrem Leidwesen sahen die Eltern den einzigen Sohn nur selten. Er hatte eine gute Stelle in der nächsten großen Stadt, die aber doch so weit vom Elternhause entfernt lag, daß er nur einige Male im Jahre die Heimat besuchen konnte. Seit etwa einem Jahre war Wilhelm verheiratet, und vor einigen Tagen war er mit seiner jungen Frau erschienen, um seinen Urlaub bei den Eltern zu verleben.

Alice hatte eine sehr religiöse Erziehung genossen. Sie war ihrem Gatten ein liebendes Weib und ihren Schwiegereltern eine gute Tochter. Aber trotz ihrer Vorzüge hatte, wie wir wissen,

die Mutter die betrübende Entdeckung gemacht, daß der Frau ihres einzigen Sohnes wohl das Wichtigste fehlte. Das schmerzte sie umso tiefer, weil Wilhelm seiner Zeit seine Braut den Eltern als ein Mädchen beschrieben hatte, das den Herrn liebe und Ihm in Treue zu dienen suche. Und nun mußte sie finden, daß Alice alles besaß, was man nur wünschen konnte, daß ihr aber das Eine, was not tut, fehlte.

Aber war denn die junge Frau eine Heuchlerin? Keineswegs. Sie war durchaus aufrichtig und meinte es ernst. Sie war sogar eine tüchtige Sonntagsschullehrerin gewesen, deren Klasse als eine der besten bekannt war. Ihr Eifer war so weit gegangen, daß sie die Kinder in ihren Häusern fleißig aufgesucht hatte. Der Missionsarbeit im In- und Ausland hatte sie stets ein großes Interesse entgegengebracht. Sie hatte Kranke besucht und ihnen aus Gottes Wort vorgelesen. Sie hatte fleißig an Nähvereinen für die Armen teilgenommen. War es da ein Wunder, daß jedermann sie für eine treue, ernste Christin gehalten hatte, sie selbst auch?

Merkwürdigerweise waren Wilhelm, ihrem Gatten, bis dahin keinerlei Zweifel an der Bekehrung seiner geliebten Frau gekommen. Dagegen war es ihr ganz eigen ums Herz geworden, als Wilhelm kurz nach ihrer Verheiratung einmal von seiner Bekehrung gesprochen hatte, als von einer Sache, die zwischen seiner Seele und Gott stattgefunden habe. Sie selbst wußte von einem solchen Vorgang nichts. Doch hatte sie geschwiegen. Auch hatten die Gebete ihres Mannes sie ab und zu

beunruhigt, da sie etwas darin zu finden glaubte, was über ihr Verständnis hinausging. Was es war, wußte sie nicht; sie fühlte nur, daß zwischen ihr und ihrem Manne ein Unterschied war.

Der Grund war der, daß Alice von einem persönlichen Verkehr mit dem Herrn nichts kannte. Zwar las sie die Bibel täglich und mit Ehrerbietung, aber sie tat es mehr aus Pflichtgefühl, als aus Liebe oder infolge eines inneren Triebes. Alice hatte eben nie die Liebe eines Heilandes geschmeckt. Sie erfüllte ihre religiösen Pflichten, war freundlich und dienstfertig, in dem Glauben, daß der Herr das von ihr erwarte; sie sprach auch von einem Heiland, aber nur ganz allgemein. Nie war die Frage der Sünde zwischen ihr und Gott geregelt worden, nie hatte sie ihr Verlorensein erkannt; deshalb wußte sie auch weder von einem Stellvertreter noch von einem persönlichen Heiland.

In diesem Zustand war die junge Frau in das Haus ihrer Schwiegereltern gekommen. Hier fand sie das, was ihr bei ihrem Manne bereits aufgefallen war, in verstärktem Maße wieder. Mit Staunen nahm sie das so gänzlich andere Christentum der beiden alten Leute wahr. Lange sagte sie nichts darüber, aber schließlich öffnete ihr die merkwürdige Entdeckung den Mund. Eines Tages sagte sie zu ihrem Gatten:

„Ich habe deine Eltern herzlich lieb gewonnen, aber ihre Religion verstehe ich nicht. Sie macht mich ganz traurig. Sie sprechen von Jesu wie von einer dritten Person, die mit ihnen im Zimmer weilt. Ja, häufig hat es den Anschein, als ob, während ihre Leiber doch auf Erden sind, ihre

Gedanken oder richtiger ihre Seelen ganz anderswo wären.“

Unerklärlicherweise brachte selbst diese Äußerung seiner Frau Wilhelm nicht zum Nachdenken, geschweige daß sie ihn hätte erkennen lassen, daß Alice im Grunde nichts weiter als eine äußere Religion besaß. Er erwiderte:

„Nun, Alice, so ist es doch auch. Gott ist ein Gott, der nicht weit von uns wohnt. Das fühlen die Eltern in besonderer Weise. Sie reden glücklichen Herzens mit Ihm und von Ihm. Vielleicht haben wir beide uns zu viel mit unseren Werken für den Herrn beschäftigt und zweifellos auch mit unserem eigenen häuslichen Glück, und zu wenig mit dem Geber alles Guten. Sicherlich wird es gut für uns sein, wenn wir uns mehr mit Ihm selbst beschäftigen.“

Alice erwiderte nichts auf diese Worte ihres Mannes. Offenbar verstand er sie nicht. Ach! hoffentlich schob sich nicht auch noch eine Scheidewand zwischen sie und ihren geliebten Gatten! Es gab da etwas, worin sie nicht eines Sinnes waren. Was mochte es nur sein? Sie wußte es nicht.

II.

Freude und Trauer waren in das Haus von Wilhelms Eltern eingekehrt. Dem jungen Paare war ein kostbares Geschenk geworden, ein herziges Söhnchen war geboren; aber die junge Mutter lag zu Tode erkrankt danieder. Es bedarf keiner Erwähnung, daß die teure Kranke die sorgsamste Pflege genoß, und daß beständig heiße Gebete für sie zum Throne der Gnade emporstiegen. Der

geängstigte Gatte flehte um das Leben seiner geliebten Frau, aber die Gebete der Eltern gingen weiter. Ihr erstes Anliegen war, daß Gott in Seiner Gnade diese Trübsalszeit benutzen möge, um Alice Jesum als ihren persönlichen Heiland finden zu lassen. Tag und Nacht schriegen sie zu Gott, daß Er die teure Kranke nicht wegnehmen möge, bevor Er sich ihr geoffenbart habe. Mit ihr selbst konnten sie nicht reden. Dazu war sie zu schwach. Aber sie vertrauten dem Herrn, daß Er über Bitten und Verstehen tun werde.

Wochenlang schwebte Alice zwischen Tod und Leben. Endlich schien, wenn auch kaum wahrnehmbar, eine Wendung zum Besseren einzutreten. Die Kranke selbst mußte noch viel mit dem Gedanken an den Tod beschäftigt sein, denn von Zeit zu Zeit konnte man sie flüstern hören: „Ich kann nicht sterben! Ich kann nicht sterben!“ Was sonst in ihrer Seele vorging, wußte Gott allein.

Sobald Alice wieder einigermaßen sprechen konnte, wandte sie sich mit den abgerissenen Worten an die Mutter: „Mutter, — bitte, lies — mir ein — Gebet — aus meinem — kleinen Buch — vor“. Nur ganz langsam und leise kam die Bitte über ihre Lippen. Sie schien völlig erschöpft davon zu sein.

Doch die Mutter versetzte freundlich:

„Wir wollen selbst dem Herrn alles sagen, was wir bedürfen, mein liebes Kind!“

Damit kniete sie neben dem Bett nieder und gab in wenigen einfachen Worten ihrem Herzenswunsch für die geliebte Tochter Ausdruck.

Alice hörte mit geschlossenen Augen zu. Nicht

ein Wort kam über ihre Lippen. Schweigend erhob sich die Mutter und verließ das Zimmer.

In den nächsten Tagen las sie der Kranken dann und wann einen kurzen passenden Abschnitt aus dem Worte Gottes vor. Die Erklärung der betreffenden Stelle überließ sie dem Heiligen Geist, welcher der beste Lehrmeister ist. Daß Er Sein Werk in der Seele der Tochter, die ihr mit jedem Tage teurer wurde, tun würde, davon war sie mehr und mehr überzeugt.

Endlich wurde Alice als „außer Gefahr“ befindlich erklärt, wenn sie auch immer noch zu schwach war, um das Bett verlassen zu können. In diesen Tagen gab es eine schmerzliche Trennung für sie. Es war nämlich hohe Zeit für ihren Mann geworden, in sein Geschäft zurückzukehren, da er schon weit über die Zeit seines Urlaubs ausgeblieben war. Der Abschied war doppelt schwer für die Kranke, da sie, wie sie sich später einmal ausdrückte, weder für diese Welt noch für die zukünftige die Gewißheit des Lebens besaß. Als ihr Gatte sie mit den Worten verließ: „Unser Herr, der uns beide liebt, wird für dich sorgen, und wir werden zusammen mit Ihm leben in alle Ewigkeit“, verbarg sie ihr Gesicht in die Kissen und weinte bitterlich. Ach! sie konnte seine freudige Gewißheit noch nicht teilen.

Drei Wochen später nahm der Herr die kleine Erdenblume, die nur so kurze Zeit geblüht hatte, wieder zu sich. Der Schmerz der jungen Mutter über diesen Verlust war unbeschreiblich. Sie fand keine Worte, um ihrem Herzen Luft zu machen. Stumm saß sie am Beerdigungstage in einem

Räume nebenan und hörte zu, wie man Gottes Wort las und betete. Als dann aber der kleine Sarg mit den kostbaren Überresten des Kindleins fortgetragen wurde und sie allein zurückblieb mit ihrer Schwiegermutter, während die übrigen dem Leichenwagen zum Friedhof folgten, da brachen sich die bisher zurückgedämmten Gefühle mit aller Macht Bahn. Jede Selbstbeherrschung verlierend, barg sie ihr Haupt an der Schulter ihrer treuen Pflegerin und rief schluchzend:

„O Mutter! Bald wirst du bei Jesu sein, und Wilhelm und mein kleiner Knabe auch, aber ich werde draußen stehen. O Mutter, ich bin verloren, — ich bin verloren!“

Liebreich preßte die Mutter die Weinende an die Brust und erwiderte:

„Ich weiß es, mein Kind. Aber Jesus ist gekommen, zu suchen und zu erretten was verloren ist. Er hat auch dich gesucht, lange gesucht. Daß Ihn heute dich finden!“

„Aber du weißt nicht, Mutter, welch ein Betrug mein ganzes Leben gewesen ist! Ich habe andere belehrt über Dinge, von denen ich selbst nichts wußte. Ich habe am Tische des Herrn gegessen, ohne Ihn zu kennen. Habe ich mir dadurch nicht selbst Gericht gegessen und getrunken?“

„Gericht in dem Sinne, wie du es meinst, mein Kind, ist das Teil derer, welche Christum, den Heiland, verleugnen. In der Stelle, welche du im Auge hast, spricht der Apostel von einem Gericht, einer Züchtigung in dieser gegenwärtigen Zeit. Ich will nicht abstreiten, daß es Sünde ist, gleichsam mit einer Lüge auf den Lippen am Tische

des Herrn zu sitzen, indem man das Gedächtnismahl Dessen zu feiern vorgibt, den man nie wirklich kennen gelernt hat. Aber du hast das in Unwissenheit getan. Auch braucht die Sünde, mein Kind, dich nicht abzuhalten, zu Christo zu eilen. Denn Er hat gesagt: „Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder.“ (Matth. 9, 13.)

„Aber, Mutter, ich kenne Ihn nicht, und ich bin unfähig Ihn zu erkennen. Ich kann nicht weiterleben, und ich kann auch nicht sterben, so lange ich verloren bin. O was soll ich tun? Wie kann ich Ihn kennen lernen? Ach, wenn ich doch in den Tagen gelebt hätte, als Er auf Erden weilte! Dann hätte ich mich zu Seinen Füßen niedergeworfen, sei es auch nur um dort zu sterben.“

In stillem Gebet wandte die Mutter sich nach oben und flehte zum Herrn, daß Er dieses arme, unter der Last seiner Sünden seufzende und sich selbst verabscheuende Geschöpf durch Seinen Heiligen Geist belehren wolle. Dann sagte sie:

„Aber, mein liebes Kind, du hast nicht nötig, eine weite, mühselige Reise zu machen, um dich zu Jesu Füßen niederzuwerfen und dort zu sterben. Er ist ganz in deiner Nähe. Er hört deine Worte, ja, Er wartet nur auf den Augenblick, daß du kommest und annehmest, was Er dir umsonst anbietet: Vergebung deiner Sündenschuld, Heil, Frieden und ewiges Leben. Er sagt: „Wendet euch zu mir, und werdet gerettet!“ und an einer anderen Stelle: „Glücklich sind, die nicht gesehen und geglaubt haben!“ Du brauchst Ihn also gar nicht zu bitten, zu dir zu kommen.

Der Apostel Paulus sagt: „Wir bitten an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!““

„Ach, Mutter, wenn ich Ihn nur sagen hören könnte, daß Er mir vergeben und mich annehmen wolle!“

„Er redet jetzt durch Sein Wort zu dir und sagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. Er kann dies sagen auf Grund Seines für den verlorenen Sünder vergossenen Blutes. Sein Tod ist der Preis, durch welchen du das ewige Leben erlangen kannst, und dieser Preis ist bezahlt. Das Lösegeld ist angenommen. Jesus Christus ist der Stellvertreter eines jeden Sünders, der Ihn im Glauben aufnimmt.“

„Mutter, bete!“ war alles, was Alice antworten konnte. Die Mutter willfahrte gern der Bitte. In ernstem Flehen erhob sie ihre Stimme zu Gott und bat, daß Er sich ihrer geliebten Tochter erbarmen und ihr Augen und Herz aufstun möge, um Seine Gnade zu erkennen.

Dann gab es ein langes Schweigen in dem stillen Gemach. Endlich hob Alice aufs neue an:

„Mutter, ich sehe, daß mein Leben bisher nichts wie Selbsttäuschung gewesen ist. Meine Religion, meine toten Werke, meine kalten Gebete — alles war nur dazu angetan, Gott zu beleidigen; aber ich sehe jetzt auch ein, daß der Herr Jesus dieserhalb das Gericht am Kreuz über sich hat ergehen lassen, daß alles dies Ihm bekannt war, als Er Sein Leben dahingab. Und ich verstehe auch, daß Gott befriedigt ist, und daß Er nichts von mir fordert, sondern daß ich ruhen kann in Seiner Liebe.“

Als der Vater von dem Begräbnis zurückkehrte, lag Alice in friedlichem Schlummer. Zwar waren die Tränenspuren noch deutlich auf ihren bleichen Wangen zu sehen, aber eine tiefe Ruhe war über sie gekommen. Der Herr hatte diesen Tag der Trauer in einen Tag himmlischer Freude verwandelt.

Einige Monate später kehrte Alice zu ihrem Gatten zurück, dem Herrn aus tiefstem Herzen dankend für die Zeit der Trübsal, die für sie dazu gedient hatte, ihren verlorenen Zustand zu erkennen und Jesum kennen zu lernen als ihren Heiland, der ihr jetzt über alles teuer war.

Nach fünfundzwanzig Jahren gefunden.

Fünfundzwanzig Jahre suche ich nach Errettung und habe sie nicht gefunden."

So sprach in traurigem Ton ein Mann zu einem gläubigen Bekannten. „Es gibt auch so mancherlei Widersprüche in der Bibel“, fügte er nach einer Pause hinzu.

„Mag sein“, erwiderte der andere, „daß Gottes Wort Stellen enthält, die selbst der fleißigste Forscher nicht erklären kann. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß das Wort vom Heil einfach und klar ist. Sie wissen: Gott hat den Menschen rein und unschuldig geschaffen, der Mensch aber hat auf die Stimme des Verführers gelauscht, hat wider Gott gesündigt und so das Gericht verdient.

Gott aber hat trotzdem den Menschen lieb. Deswegen sandte Er Seinen eingeborenen Sohn in die Welt. Dieser nahm Fleisch und Blut an, um für die Sünde leiden und an Stelle des gefallen Menschen sterben zu können. Und jetzt, nachdem Christus das Gericht über die Sünde und den Sünder an Seinem Leibe getragen hat, kann Gott den Menschen rechtfertigen, unbeschadet, nein, auf Grund Seiner Gerechtigkeit. Das ist doch gut verständlich!"

"Mir nicht", versetzte der erste Sprecher, indem er seufzend sein Pfeifchen aus dem Munde nahm. "Ich habe eine Kirche, eine Versammlung nach der anderen besucht, und bin doch nicht errettet."

"Das ist möglich. Gottes Wort sagt uns aber auch nicht, daß wir durch Kirchen- oder Versammlungsbesuch errettet werden, sondern durch den Glauben an den Herrn Jesus. Bei der Verklärung des Herrn auf dem heiligen Berge sagte Gott: „Dieser ist mein geliebter Sohn, Ihn höret“. (Mark. 9, 7.) Gott forderte damit die Jünger auf, die Worte ihres Meisters, und sie allein, zu beachten. Und der Sohn sagt . . . Doch wir wollen die Stelle aufschlagen. Hier ist sie: Joh. 5, 24. Bitte, lesen Sie den Vers einmal laut vor!"

Der Mann gehorchte und las: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört —“

„Halt!“ unterbrach der Gläubige. „Wer war doch der Sprecher auf dem Berge der Verklärung?“

„Gott.“

„Ganz recht. Und wer ist der Sprecher hier?“

„Christus.“

„Ja. Und was sagt Er?“



„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen.“

„Hängt also nicht alles ab von dem Hören auf das Wort Christi und von dem Glauben an den Vater, der Ihn gesandt hat?“

„Es scheint so“, lautete die Antwort.

„Wollen Sie denn nun hören und glauben?“

„Meine Frau war gläubig“, versetzte der Mann, offenbar um eine Antwort auf die Frage zu vermeiden und den Kernpunkt der Sache zu umgehen. „Ich verließ sie eines Morgens bei bester Gesundheit. Als ich des Mittags nach Hause kam, öffnete sie mir die Tür und fiel dann tot zu meinen Füßen nieder. — Sie war gläubig“, fügte er unter Tränen hinzu, „und ist jetzt, Gott sei Dank! bei ihrem Herrn.“

„Möchten Sie denn nicht auch dahin gehen, wo Ihre Frau ist?“

„Ja, das möchte ich.“

„Nun, sie hat Frieden gefunden durch den Glauben an den Herrn Jesus, der für sie gestorben ist, und das müssen Sie auch.“

In dieser Weise spann sich das Gespräch noch eine Zeitlang fort. Aber alles war umsonst. Der Mann schien wie mit Blindheit geschlagen zu sein.

Etwa vierzehn Tage später trafen die Beiden wieder zusammen, und der Gläubige erkundigte sich freundlich, wie es denn jetzt gehe.

„Ich suche immer noch Frieden mit Gott!“ lautete die trübe Antwort.

„Aber, lieber Mann!“ rief der andere, halb traurig, halb entrüstet, „geben Sie das doch endlich auf! Der Friede ist gemacht, gemacht durch das Blut Christi. Der Herr hat gesagt: „Es ist vollbracht!“ Was bleibt da noch für Sie zu tun übrig? — Ich sehe dort ein Bild an der Wand hängen, fertig und gut, wie es aus der Hand des Künstlers hervorgegangen ist. Wie nun, wenn jetzt plötzlich Ihr Nachbar, der Schuster, käme und sich daran machte, mit seinem Messer etwas von der Farbe herunterzukrahen, und nachher käme der Anstreichermeister von drüben mit seinem Pinsel, um das Bild zu übermalen? Würde nicht auf diese Weise das Ganze verdorben werden, und würden Sie sich nicht ernstlich solche Torheiten verbitten? Und wenn Sie nun an das Werk Christi denken — der Herr sagt von ihm: „Es ist vollbracht!“ — wie können Sie da wagen, an diesem Werke herumzunörgeln und ihm noch etwas hinzufügen zu wollen? Was Sie zu tun haben ist, es anzunehmen, so wie es ist, und es zu bewundern in Seiner Vollkommenheit und Schönheit.“

Der Mann vermochte nichts darauf zu erwidern, aber er nahm auch die Wahrheit nicht an. So ging der Gläubige unverrichteter Sache wieder heim.

Bei einem späteren Besuch aber fand er zu seinem großen Erstaunen alles verändert. Der Trübsinn des Mannes war geschwunden. Auf die Frage: „Nun, wie steht's?“ schlug er ein Liederbuch auf und las:

„Geweiheter Tiere Opferblut,
Von priesterlicher Hand vergossen,

• Macht' nie des Sünders Sache gut,
Obwohl's in Strömen oft geflossen.
Nur Christus, Gottes Opferlamm,
Trug alle Schuld am Kreuzesstamm."

„Halt!“ fiel der andere ein. „Sie lasen soeben: alle — alle Schuld. Ist denn wirklich Ihre ganze Schuld gesühnt? Sind alle Ihre Sünden hinweggetan?“

„Ja, alle.“

„Aber wie ist das denn möglich?“

Nachdrücklich wiederholte er die Worte:

„Nur Christus, Gottes Opferlamm,
Trug alle Schuld am Kreuzesstamm.“

Fünfundzwanzig Jahre hatte der Mann vergebens nach Errettung gesucht. Da machten ihm zwei Zeilen eines in der Schule gelernten Liedes alles klar. Er war eben die ganze Zeit den verkehrten Weg gegangen und hatte mit den Gedanken seines Herzens Rat gepflogen, anstatt einfüchtig auf Gottes Wort zu lauschen.

„Suchet, und ihr werdet finden!“

(Matth. 7, 7.)

Dob schon Gott heute zu allen Menschen sehr ernst redet, werden die meisten doch nicht aus ihrer bisherigen Gleichgültigkeit betreffs der ewigen Dinge aufgerüttelt. Und doch sind Hölle und Himmel ernste Wirklichkeiten, und jeder Pulsschlag bringt den Sünder dem Augenblick näher, wo seine Sorglosig-

keit sich in „Weinen und Zähneknirschen“ verwandeln wird. Gedankenlos gehen so viele auf dem breiten Wege dahin, ohne auch nur einmal still zu stehen und zu überlegen, wohin der Weg führt. Lieber wollen sie in Ungewißheit und Selbsttäuschung dahinleben, als mit offenen Augen die Wirklichkeit sehen. Tritt Gott ihnen das eine oder andere Mal in Seiner Gnade mahnend in den Weg, so machen sie es wie der Landpfleger Felix, den es verdroß, den Apostel Paulus „über Gerechtigkeit und Enthaltbarkeit und das kommende Gericht“ reden zu hören, und der ihn mit den Worten entließ: „Für jetzt gehe hin; wenn ich aber gelegene Zeit habe, werde ich dich rufen lassen“. (Apostelgesch. 24, 25.) Ob diese gelegene Zeit für Felix jemals gekommen ist? Aller Wahrscheinlichkeit nach nicht. Ob sie für den, der heute die göttlichen Warnungen in den Wind schlägt, kommen wird?

Wenn nicht, so tritt noch etwas Erschwerendes hinzu. Mit dem Hören des Evangeliums ist eine ernste Verantwortlichkeit verbunden. Die frohe Botschaft läßt den Menschen nie da, wo sie ihn findet. Entweder wird er durch die Annahme derselben errettet, oder durch das Verwerfen noch schuldiger. Ohne irgendwelche Entschuldigung wird er verloren gehen, wird in die Hölle fahren mit seinem Blut auf seinem eigenen Haupte.

Richte doch jeder sein Herz auf seinen Weg, erkenne seine Sündenschuld und suche ernstlich nach Errettung!

So lange unser Weg uns nicht anlagt und wir die Sünden nicht als eine schwere Last empfinden,

so lange wir uns von den Freuden der Welt befriedigen und sättigen lassen, denken wir nicht daran, auf die frohe Botschaft von Jesu, dem Heilande, zu achten. Seine Einladung: Kommet her zu mir! richtet sich nur an den, der sich als Sünder erkennt:

„Kommet denn und laßt uns miteinander rechten. Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden“ (Jes. 1. 18), — und an den unter seiner Schuldenlast Seufzenden:

„Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“ (Matth. 11, 28), — und an die nach Wahrheit und Errettung dürstende Seele:

„Kommet, ihr Durstigen alle, kommet zu den Wassern; und die ihr kein Geld habt, kommet, kaufet ein und esset! ja kommet, kaufet ohne Geld und ohne Kaufpreis Wein und Milch!“ (Jes. 55, 1.)

Dem verlorenen Sünder, dem Mühseligen und Beladenen, dem Dürstenden und Armen gilt das gnadenreiche „Kommet!“ Alle, die da meinen, der Vergebung und der Errettung nicht zu bedürfen, werden aus demselben Munde einst die schrecklichen Worte hören müssen: „Gehet von mir, Verfluchte, in das ewige Feuer!“ (Matth. 25, 41.)

Darum ihr alle, die ihr noch in euren Sünden dahinlebet, „suchet Jehova, während Er sich finden läßt; rufet Ihn an, während Er nahe ist. Der Gesetzknecht verlasse seinen Weg, und der Mann des Frevels seine Gedanken; und er kehre um zu Jehova, so wird Er sich seiner erbarmen, und zu

unserem Gott, denn Er ist reich an Vergebung“!
(Jes. 55, 6. 7.)

Suche Ihn, während Er sich finden läßt! Suche Ihn allen Ernstes, aber merke dir, daß Er sich nur finden läßt, wenn du als reuiger Sünder, arm, nackt und bloß vor Ihn trittst und nichts von deinem Eigenen, kein Geld mitbringst, um dir Rettung und Vergebung zu erkaufen. Nur ohne Geld, ohne Kaufpreis kannst du sie erhalten. Denn was könntest du armer Sünder überhaupt Gott bringen, was könntest du irgendwie für Sein Gnadengeschenk zahlen? „Wenn mich hungerte“, sagt Gott, „ich würde es dir nicht sagen; denn mein ist der Erdbreis und seine Fülle.“ (Ps. 50, 12.)

Welches Opfer könntest du bringen, um die Rettung zu bewirken? „Siehe“, spricht Gott wiederum, „Nationen sind geachtet wie ein Tropfen am Eimer und wie ein Sandkorn auf der Wagschale . . . Und der Libanon reicht nicht hin zum Brennholz, und sein Wild reicht nicht hin zum Brandopfer.“ (Jes. 40, 15. 16.)

Nichts, gar nichts vermag der Mensch vor Gott zu bringen, nichts zu seiner Rettung beizutragen, auch wenn er meint, gute Werke und reiche Tugenden auf seinem Wege zu finden. Und selbst wenn die Gnade ohne Kaufpreis sein Teil geworden, kann er seiner Dankbarkeit nur in der Weise Davids Ausdruck geben: „Wie soll ich Jehova alle Seine Wohltaten an mir vergelten? Den Becher der Rettungen will ich nehmen und anrufen den Namen Jehovas.“ (Ps. 116, 12. 13.) Alles ist Gnade, reine, unvermischte Gnade. Der Sünder wird

ohne Werke durch die Gnade mittelst des Glaubens gerechtfertigt. Gott hat in dem geschlachteten Lamm ein Mittel gefunden, wodurch Er gerechterweise die Schuld des Sünders lösen, seine Sünde tilgen und seine Seele reinwaschen kann.

Was du tun mußt, ist: Gott zu suchen, während Er sich finden läßt, Ihn anzurufen, während Er nahe ist. Du suchst Ihn vergeblich, wenn du den Heilsplan bloß im Kopfe, die Lehre von der Gnade auf der Zunge und das Ich und die Welt im Herzen hast. Gott läßt sich nur finden von dem verlorenen Sünder, und ist nur nahe dem aufrichtig zu Ihm Rufenden. Zu einem solchen beugt Er sich in Gnaden herab und richtet seinen Blick auf Jesum Christum hin.

Suche also ernstlich Gott, während Er sich finden läßt, rufe Ihn an, während Er nahe ist. Fahre auch mit dem Suchen fort, wenn die Gnade dich schon berührt, den Durst nach göttlichen Dingen in dir geweckt und einen Lichtstrahl in deine Seele gesandt hat. Tue es, bis du die volle Gewißheit deines Heils und wahren Frieden gefunden hast!

Nimm dir „den Kämmerer aus dem Mohrenlande“ zum Vorbild (Apostgsh. 8). Der scheute nicht die Mühen und Anstrengungen der weiten Reise von Äthiopien nach Jerusalem, um das zu suchen, worauf seine geängstigte Seele sich stützen konnte. Der Kämmerer war ein ernster Sucher, darum fand er auch, was er suchte. Gott war seinem Rufen nahe und gab ihm die ersehnte Ruhe durch die Verkündigung des Evangeliums von Jesu. Er war schon ein Anbeter Gottes, ehe er die Reise

antrat, aber er kannte Gott noch nicht, wie Er sich in der Person Jesu Christi geoffenbart hat. Darum wurde Philippus zu ihm gesandt, und als er dessen Unterweisung empfangen hatte, „zog er seinen Weg mit Freuden“.

Auch ein anderer in jenen Tagen, „der Hauptmann Kornelius“, nahm es mit dem Suchen ernst. (Apostg. 10.) Er übte sich in den drei Hauptteilen der persönlichen Gerechtigkeit, die von unserem Herrn in Matth. 6 vorgestellt werden: im Almosen geben (B. 2), im Gebet (B. 5) und im Fasten (B. 16). Welch ein tiefer Ernst begleitete sein Suchen! Indes war sein Tun nicht der Ausdruck einer verwerflichen Selbstgerechtigkeit, die Gott etwas bringen und Ihn zu etwas verpflichten will, sondern es war ein Ausfluß der Dankbarkeit, die sich auf seine Erkenntnis von Gott gründete. Sonst hätte sich Gott nicht von ihm finden lassen. Auch wären seine Gebete und Almosen nicht ins Gedächtnis vor Gott gekommen, und Petrus würde ihn wohl nicht einen Menschen genannt haben, der „Gott fürchtete und Gerechtigkeit wirkte“. Nein, Kornelius war durch die Gnade ein Mann, der ernstlich dem Lichtstrahl folgte, welcher in seine Seele gefallen war. Darum war Gott ihm nahe, als er Ihn anrief. Glückselig und seiner Errettung gewiß wurde der Sucher jedoch erst dann, als er die frohe Botschaft von Jesu vernahm. Bei den Worten Petri: „Diesem (Jesus) geben alle Propheten Zeugnis, daß jeder, der an Ihn glaubt, Vergebung der Sünden empfängt durch Seinen Namen“, fiel alsbald der Heilige Geist auf ihn und auf alle, die mit ihm der Predigt lauschten.

Die Heilige Schrift redet noch von einer dritten ernstesten Sucherin des Heils, von „der Purpurkrämerin Lydia“. (Apostelgesch. 16.)

Gleich den beiden anderen war sie eine schon erweckte Seele, eine Anbeterin des allein wahren Gottes, ehe sie mit den Aposteln zusammentraf. Auch sie wurde zum vollen Lichtglanz des Evangeliums der Gnade Gottes geführt. Aber sie legte nicht träge die Hände in den Schoß, sie wartete nicht sorglos auf das Heil. Nein, ihr Herz sehnte sich danach, und sie suchte den Platz auf, wo sie Segen erwarten durfte. Darum ließ Gott sich auch von ihr finden. Dennoch gewann sie nicht deshalb Frieden, weil sie von Hause aus eine ernste, gottesfürchtige Frau war, sondern weil Gott auf ihr Suchen antwortete und ihr das Herz auftrat, so daß sie acht gab auf die Botschaft des Paulus, daß Jesus Christus eine vollkommene Erlösung für sie zustande gebracht habe.

Wie ein klarer, lieblicher Sonnenstrahl erglänzt aus dem Leben dieser Drei das ermunternde Wort:

„Gott ist denen, die Ihn suchen, ein Belohnner“. (Hebr. 11, 6.)

Er sandte Philippus zu dem Kämmerer auf dem öden Wege nach Gaza, Petrus zum Hauptmann in der Stadt Cäsarea, und Paulus zur Lydia vor dem Tore von Philippi. Er wird auch dir die Rettungsbotschaft senden, wenn du wirklich ernst das göttliche Heil suchst. Sei nur so aufrichtig und beharrlich wie der Kämmerer, sei ein Mann der Tat und nicht der Worte, wie Kornelius, und gleiche der Lydia in dem Begehren, das Evangelium Gottes zu hören! Solch ernstem Suchen

ist Gott immer ein Belohner, und Er wird sicherlich auch dir das Herz aufstun, daß du die herrlichen Worte Jesu fassen und im Glauben in dich aufnehmen kannst: „Dein Glaube hat dich errettet, gehe hin in Frieden“. (Luk. 7, 50.)

„Suchet, und ihr werdet finden; klopset an, und es wird euch aufgetan werden“, sagt der Herr. (Matth. 7, 7.)

„Wenn ihr nicht vergebet . . .“

Ein Evangelist fragte nach einer Versammlung eine Frau, die ihm durch ihr bekümmertes Aussehen aufgefallen war, ob sie den Herrn Jesus als ihren Heiland kenne. Sie schüttelte verneinend den Kopf, bat aber zugleich um den Besuch des Predigers, da sie gern einmal jemand ihr Herz ausschütten wolle.

Der Evangelist folgte der Aufforderung. Die Frau erzählte ihm, sie suche schon längere Zeit nach Vergebung ihrer Sünden, könne sie aber nicht erlangen, trotzdem sie sehr danach verlange.

„Wissen Sie denn nicht, woran das wohl liegen könnte?“ forschte der Evangelist. „Gott ist doch zum Vergeben bereit. Er will nicht, daß der Sünder verloren gehe, sondern daß er umkehre und lebe. Diese Wahrheit gilt für jedermann, also auch für Sie. Sollte da nicht auf Ihrer Seite irgend ein Hindernis liegen?“

„Ich glaube wohl“, lautete die trübe Antwort. „Es steht geschrieben: „Wenn ihr den Menschen ihre Vergehungen nicht vergebet, so wird euer Vater auch eure Vergehungen nicht vergeben“. Und nun muß ich bekennen, daß ich nicht vergeben kann. Hören Sie meine Geschichte:

„Mein Mann war Polizeibeamter. Wir führten eine glückliche Ehe. Eines Abends hatte er Dienst und

sah zwei Männer, die sich schlugen. Er schritt ein und nahm sie schließlich beide fest. Sie gingen scheinbar gutwillig mit. In einer stillen Straße aber fielen sie plötzlich gemeinsam über meinen Mann her und mißhandelten ihn derartig, daß er wie tot liegen blieb. Darauf liefen sie davon. Das Bewußtsein meines Mannes kehrte noch einmal zurück, aber er hatte nur noch so viel Kraft, um mir kurz sein Erlebnis mitzuteilen. Dann starb er. Und nun“, bei diesen Worten begann die Frau herzbrechend zu schluchzen, „kann ich den beiden Männern, die mein Lebensglück zerstört haben, nicht vergeben.“

Der Evangelist empfand inniges Mitleid mit der armen Frau, deren schmerzliche Seelenübungen er gut verstehen konnte. Er sagte ihr noch einige Worte und verabschiedete sich dann mit dem Versprechen, am folgenden Tage wiederzukommen. Daheim angelangt, wappnete er sich in dem Zeughause der Schrift mit einer Anzahl Stellen, die von Vergebung reden. Als er dann am nächsten Tage wieder der Frau gegenüber saß, erzählte er ihr von der Liebe Christi, der noch am Kreuze für Seine Feinde und Mörder betete. Des weiteren brachte er ihr ein Schriftwort nach dem anderen, das ihr zeigte, was ihr zu tun obliege, falls sie wirklich den Weg zum Herzen des Gottes der Liebe und der Vergebung finden wolle. Mit Ernst schilderte er auch die Absicht Satans, dem es daran liege, ihr Herz hart zu machen, um sie so für ewig ins Unglück zu stürzen.

In dem Innern der Witwe entbrannte ein furchtbarer Kampf. Ihre Gefühle stritten mit den Worten der Schrift. Aber allmählich wurde es stiller in ihr. Schließlich rief sie laut: „Ja, ich will vergeben. Herr, hilf mir!“

Der Sieg war erstritten, und fast unmittelbar damit empfing sie das Bewußtsein der Vergebung ihrer Sünden. Von dieser Zeit an ist sie eine glückliche Christin.





Gold!



Wilhelm und Heinrich, zwei kräftige Bauernburschen, saßen an einem kalten Winterabend beim warmen Herdfeuer. Die Mutter war mit Nähen beschäftigt, und der Vater las die Zeitung.

„He, ihr Jungen!“ rief er plötzlich. „Da hab’ ich was für euch. Ihr habt euer Lebtag so viel von Entdeckungen und abenteuerlichen Unternehmungen geredet. Nun hört mal zu! Ich lese da gerade von den australischen Goldfeldern. Die Ausbeute soll immer ergiebiger werden. Wenn ihr also Abenteuer sucht, so müßt ihr nach Australien gehen!“

„Laß mal sehen, Vater!“ bat Wilhelm. Lachend gab der Vater ihm das Blatt, und mit gespanntem Interesse durchflogen die Augen der jungen Leute die Zeilen. Einen Augenblick später rief Wilhelm: „Ich gehe!“

„Aber doch nicht ohne mich?“ fragte Heinrich.

„Sicherlich nicht! Was sollte ich allein draußen anfangen? Du gehst selbstverständlich mit!“

„Na, ich geh’ schon mit, wenn die Eltern es erlauben. Hier wird die Arbeit doch immer weniger lohnend. Mit der Landwirtschaft geht’s

bergab, weil's an Geld fehlt. Haben wir erst in Australien ein Sümichen erarbeitet, so kommen wir wieder und kaufen uns hier einen schönen Hof."

Von diesem Tage an wurde in der kleinen Wohnung am Walde täglich von den Goldfeldern Australiens gesprochen. Die Söhne ließen nicht nach, den Vater mit ihren Bitten zu bestürmen, und das Ende vom Liede war, daß sie eines Tages, wohl ausgerüstet für die Reise, sich an Bord eines Schiffes begaben, das nach Australien fuhr.

Es war eigentlich nicht so sehr die Sucht nach dem gleißenden Metall, welche die Brüder zu diesem ernstesten, folgenreichen Schritt bewog. Es mangelte zur Zeit unserer Erzählung wirklich an Arbeitsgelegenheit in ihrer Heimat. Dazu kam der Wunsch, es im Leben zu etwas zu bringen, und schließlich eine große Abenteuerlust, die sich bei beiden von früher Jugend an gezeigt hatte, und der die Eltern wohl nicht immer in der rechten Weise entgegengetreten waren.

Die beiden Brüder kamen wohlbehalten in Australien an und machten sich mit Eifer an die Arbeit. Sie wohnten zusammen in einer selbst-erbauten Hütte und arbeiteten Hand in Hand. Sorgfältig wurde der rote goldhaltige Sand gewaschen und gereinigt, und die Freude war groß, als die ersten Goldkörner sich fanden. Langsam wurde die Ausbeute ergiebiger, der Traum von der Erwerbung eines Kapitals schien der Verwirklichung näher gerückt, als sie beide vorher gedacht haben mochten. Leider aber hatte in dieser Zeit ihr brüderliches Verhältnis, das früher stets so innig gewesen war, eine recht bedauerliche Trübung

erfahren. Ja, es dauerte nicht lange, da beschlossen sie, jeder für seine eigene Rechnung zu arbeiten, und als Wilhelm schließlich einen außergewöhnlich reichen Fund machte, da war es mit der Liebe vollends vorbei. Neid, Zorn, Zwistigkeiten, ja, Haß traten an ihre Stelle. Das unselige Goldfieber hatte sie gepackt. Gold! Gold! das war jetzt ihr einziges Begehren.

Die Zeit verging. Da verbreitete sich eines Tages in der Goldwäscherei das Gerücht, Wilhelm D. sei verschollen. Man suchte nach ihm, aber vergebens. Sein Bruder behauptete, nichts von ihm zu wissen. Einige Tage später fand sich ein Beil, das deutliche Blutspuren aufwies, und am gleichen Tage verschwand auch Heinrich D. unter Zurücklassung alles bisher Erworbenen. Die Nachforschungen nach ihm blieben ebenso ergebnislos wie die nach seinem Bruder.

Wo war Heinrich denn? Verstört irrte der Unglückliche in der Wildnis umher, fortgetrieben durch die drohende Stimme seines anklagenden Gewissens. War er denn der Mörder seines Bruders geworden? Es mußte wohl so sein. Er hatte es anfänglich selbst nicht glauben wollen, hatte die wüste Streitszene mit dem Bruder, in deren Verlauf er zum Beil gegriffen hatte, für einen fürchterlichen Traum gehalten. Aber als der Bruder nicht zurückkehrte, als schließlich das blutbefleckte Beil gefunden wurde, da gab es keinen Zweifel mehr. Er hatte den Bruder, seinen ehemaligen treuesten Freund, um des Goldes willen erschlagen und die Leiche in den Fluß geworfen! Er war ein Verfluchter, ein Kind der Hölle!

Viele Stunden irrte er im „Busch“ umher. Endlich gelangte er zu einer Siedelung von Kolonisten. Man fragte ihn, wohin er wolle, und als man seine rotbestäubten Kleider sah, erkundigte man sich, wie es mit der Goldsucherei aussehe.

„Ich hasse das Gold!“ erwiderte er kurz und barsch.

Mehr sagte er nicht. Man fragte ihn auch nicht weiter. Die meisten der Kolonisten hatten eine Geschichte, die sie sich hüteten, an die große Glocke zu hängen, und da ihre Reihen infolge des Goldfiebers stark gelichtet waren, nahmen sie den Ankömmling mit offenen Armen auf. So wurde Heinrich Kolonist. Man lernte ihn bald als einen fleißigen, tüchtigen Arbeiter kennen und mehr und mehr schätzen. Das war aber auch alles. Der unglückliche Mann blieb verschlossen und suchte die Einsamkeit. O wie drückte die schwere Last auf Herz und Gewissen! Monate und selbst Jahre vergingen, aber die Last konnte er nicht loswerden. Das Gold hatte die Zeit, die er so schön in Frieden mit seinem Bruder zu verleben gehofft hatte, zu endlosen Stunden hoffnungsloser Qual gemacht!

Eines Abends verließ er wieder die Hütte, in der die anderen beisammen saßen, um allein durch die Felder zu streifen.

„Du solltest heute Abend nicht ausgehen, Heinrich!“ rief ihm einer der Männer nach. „Der Nebel steigt auf, und der bringt Fieber.“

„Ich habe schon Fieber“, versetzte Heinrich. „Was soll mir der Nebel da noch schaden? Ich muß allein sein.“

Damit eilte er davon. An einem stillen Plätzchen sank er auf die Kniee und stöhnte: „O Gott, hast du noch Erbarmen für einen Mann, der seinen Bruder ermordet hat? Ach, hätte ich doch nie nach Gold gesucht! Hätte ich doch gejagt nach himmlischen Schätzen, von denen man mir einmal gesagt hat!“

„Manu!“ sprach plötzlich eine Stimme hinter ihm. „Bist du fromm geworden, Heinrich?“

Es war einer der Kolonisten, der ihm heimlich gefolgt war, da er Schlimmes für Heinrich befürchtete.

Heinrich erhob sich schwerfällig. „Mann!“ sagte er, „du weißt nicht, was fromm sein heißt. Hätte ich nur Gott gedient von Jugend an! Ach, wenn ich Ihn jetzt noch finden, wenn ich noch Frieden mit Ihm haben könnte!“

Der Ernst des Sprechers rührte das Herz des Mannes. Zwar war unter den Kolonisten kaum einer, der Gott fürchtete, aber manche der rauhen Männer hatten von ihrer Jugend her ernste Erinnerungen. Heinrich ließ sich von dem Gefährten gern nach Hause führen. Das Fieber packte ihn plötzlich mit solcher Macht, daß er sich nur mit Mühe vorwärts zu schleppen vermochte. Daheim angekommen, mußte er sofort zu Bett.

Schwere Tage folgten. In seinen wilden Fieber-Phantasieen hörte man den Kranken wieder und wieder rufen: „Vergebung, Bruder! Vergebung!“

Endlich trat eine Wendung zum Bessern ein. Der Kranke fiel in einen tiefen Schlaf, und als er erwachte, war es ihm, als komme er aus einer

anderen Welt. Doch auch jetzt verließ ihn die Erinnerung an die schreckliche Vergangenheit nicht. Obwohl bei vollem Bewußtsein, rief er mehrmals: „Vergebung! O mein Bruder, Vergebung!“

„Gott vergibt die Sünden um Jesu willen“, bemerkte einer der um das Lager stehenden Männer. „Das hab' ich als Kind in der Sonntagschule gelernt.“ „Wie?“ keuchte der Kranke. „Sage das noch einmal, Karl!“ — „Es steht in der Bibel.“ — „Hast du vielleicht eine Bibel, Karl?“

Der Mann nickte. Er besaß eine gottesfürchtige Mutter, die ihm bei seiner Abreise eine Bibel mitgegeben hatte. Sie lag unten in seiner Kiste. Er hatte selbst nie darin gelesen, doch wußte er von früher her noch ein wenig Bescheid darin. Auf Heinrichs inständiges Bitten las er ihm das eine und andere vor.

Gottes Wort kehrte nicht leer zurück. Sobald Heinrich selbst imstande war zu lesen, konnte man ihn Tag für Tag mit der Bibel vor seiner Hütte sitzen sehen. Die Worte der Schrift legten sich wie Balsam auf sein geängstigtes, zerschlagenes Herz. Er erfuhr, daß bei Gott viel Vergebung ist, und daß das Blut Jesu Christi von aller Sünde reinigt.

Als er wiederhergestellt war, sagte er zu Karl: „Ich weiß, daß Gott mir vergeben hat, aber nun will ich auch die Strafe für mein Verbrechen tragen. Ich bin ein Brudermörder, und ich werde mich jetzt alsbald dem Gericht stellen.“

Der andere schüttelte den Kopf und nannte Heinrichs Vorhaben eine große Dummheit. Doch vergebens suchte er ihn davon abzubringen. Heinrich

machte sich auf den Weg, lehrte durch die Wildnis an den Ort zurück, wo vor Jahren die graufige Tat geschehen war, und stellte sich dem Richter.

Dieser untersuchte den Fall. Dann sagte er: „Hören Sie, Freund. Sie müssen unter dem Eindruck eines schrecklichen Traumes stehen. Ein anderer hat seiner Zeit gestanden, Ihren Bruder um des Goldes willen ermordet zu haben. Nach seiner Aussage haben Sie die ganze Zeit ruhig in der Hütte geschlafen, während er im Streit mit Ihrem Bruder hinausgegangen war. Draußen hat er ihn dann erschlagen. Es besteht auch kein Zweifel, daß er der Schuldige war, denn seine Schuhe paßten genau in die Fußspuren, die sich an dem Platz fanden, wo das Beil lag. Er ist als Mörder verurteilt worden, und da zwei Männer nicht für die gleiche Sache bestraft werden können, so sind Sie frei.“

Heinrichs Gefühle beim Vernehmen dieser Kunde zu schildern, würde unmöglich sein. Also war alles doch nur ein Traum gewesen! Als er sich ein wenig gefaßt hatte, sagte er:

„Ich habe damals meinen Bruder gehaßt, und die Bibel lehrt: „Jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Menschenmörder“. Aber Gott hat mir vergeben, und heute hat Er auch diese Last von meiner Seele genommen. Ich danke Ihm von Herzen, daß ich frei ausgehen darf. Ach, daß das Gold einst eine solche Scheidewand zwischen meinem armen Bruder und mir aufrichten konnte! Ich gehe, um dieses Land für immer zu verlassen, und werde zu meinen Eltern zurückkehren, um sie

zu trösten und ihnen mit Gottes Hilfe ein besserer Sohn zu sein, als ich ein Bruder gewesen bin. Aber dafür werde ich immer Gott danken müssen, daß Er diese traurige Zeit dazu hat dienen lassen, um mich vom ewigen Tode zu erretten.“

„Ich habe eine Sühnung gefunden.“

Das Buch Hiob, dem der unsere Überschrift bildende Vers entnommen ist, kennen wir alle mehr oder weniger von Jugend an. Schon in der Schule hörten wir von Hiobs Reichtum und Gerechtigkeit, von den plötzlich über ihn hereinbrechenden Unglücksfällen und von seinen Leiden. Was jedoch Gott in Seinem Knechte bewirken wollte, wohin Hiob durch seine unsäglichen Leiden gebracht werden sollte, das lernen wir am besten verstehen, wenn wir selbst in Gottes Schule gegangen sind.

Auch wir müssen, wie einst Hiob, erkennen lernen, was wir vor Gott sind in Bezug auf unser äußeres und unser inneres Leben. Im allgemeinen haben wir über das erstere leichter ein Verständnis. Denn es gehört nicht so viel dazu, zu erkennen, daß unsere Worte und Taten vor Gott nicht gut und rein sind. Schwerer schon ist es zu verstehen, daß unser ganzes inneres Wesen von Natur völlig unrein, böse und sündig ist. Doch läßt uns die Schrift über beides nicht im Unklaren. Sie sagt uns deutlich, daß wir, was unser Tun und Lassen angeht, alle abgewichen und untauglich

sind, daß wir alle gesündigt haben (Röm. 3, 12. 23); und ebenso deutlich sagt sie uns, daß auch unser Herz, unsere Gedankenwelt, unser ganzes Inneres, „böse ist von Jugend an“. (1. Mose 8, 21.)

Man sollte sagen, angesichts dieses unzweideutigen Zeugnisses Gottes gebe es für niemand mehr eine Frage über diesen Punkt. Und doch! wie lange dauert es vielfach, bis der Mensch erkennt, daß er sich durch sein Reden und Tun schuldig gemacht hat vor Gott und deshalb der Vergebung und Errettung bedarf, und wieviel länger noch, bis er einfieht, daß auch der Baum, der die schlechten Früchte hervorbringt, die menschliche Natur, durch die Sünde völlig verdorben ist!

Dies Lektüre zu erlernen war die Aufgabe Hiobs, und wir brauchen uns nicht darüber zu wundern, daß sie ihm schwer fiel. Denn selbst das Zeugnis des heiligen Gottes über diesen Mann lautete: „Seinesgleichen ist kein Mann auf Erden, vollkommen und rechtschaffen, gottesfürchtig und das Böse meidend“. (Kap. 1, 8.) Hiob von seiner Selbstgerechtigkeit, d. h. von dem Vertrauen auf seinen vortrefflichen Lebenswandel, zu heilen, kostete Gott die größte Mühe. Dazu mußte Er ihn die schwersten Leidenswege gehen lassen. Aber dürfen wir wagen, Hiob zu tadeln, daß er in diesem Punkt ein so ungelehriger Schüler war? Wahrlich nicht! Wieviel Mühe hat Gott mit denen unter uns, die wir Ihn als unseren Vater kennen, gehabt, um uns nur von der Verderbtheit unserer Handlungen zu überzeugen! Wie hat Er so manchen von uns schwere Wege gehen lassen müssen, um ihn „von seinem Tun abzuwenden . . .“; daß

er seine Seele zurückhalte von der Grube, und sein Leben vom Kennen ins Geschloß"! (Hiob 33, 17. 18.)

Ach, daß die Wege Gottes mit den Menschen von diesen, ja, mitunter selbst von Gläubigen, so falsch beurteilt werden! Sendet Er Leiden, Trübsale, Not, so gilt Er als ein harter Mann, ein unbarmherziger Richter. Wie oft wird da geklagt und gemurrt gegen den Gott, der doch nur Gedanken des Friedens über den Menschen hat!

Auch in dem Herzen Hiobs waren bittere Gedanken. Er beschuldigte Gott, daß Er ihm sein Recht entzogen habe. Er sah an sich nur Gerechtigkeit, und böse Worte kamen über seine Lippen! Nochmals wiederhole ich: Laßt uns Hiob nicht verurteilen! Er beurteilte, wie er hernach selbst bekannte, was er nicht verstand, Dinge, die zu wunderbar für ihn waren. (Kap. 42, 3.) Die andauernden schrecklichen Leiden, das tiefe Elend, dazu die Reden seiner drei Freunde — alles hatte dazu gedient, ihn zu erbittern. Aber wie wenig kannte er Gottes Herz!

Elihu war es vorbehalten, Hiob zu sagen, was Gottes Ratsschluß betreffs des unglücklichen, durch Leiden verbitterten, mit Gott hadern den Menschen ist. „Wenn es nun für ihn einen Gesandten gibt“, so lautet eines seiner schönsten Worte, „einen Ausleger, Einen aus Tausend, um dem Menschen seine Geradheit kundzutun (d. h. ihm die Wahrheit zu sagen, ihm Licht über sich selbst zu geben), so wird Er sich seiner erbarmen und sprechen: Erlöse ihn, daß er nicht in die Grube hinabfahre; ich habe eine Sühnung gefunden.“

Gottes Gedanken über den Menschen sind nur Erbarmen. Wohl muß Er ihn dahin bringen, „seine Geradheit“ zu erkennen, zu erkennen, daß nichts Gutes in ihm wohnt, aber über Seinem ganzen Handeln steht gleichsam das Wort geschrieben: „Erlöse ihn, daß er nicht in die Grube hinabfahre; ich habe eine Sühnung gefunden“.

Dieses Wort, dieses Erbarmen Gottes gilt auch dir, mein lieber Leser. Bist du bereits deiner Errettung gewiß, o so laß dich durch die Schwierigkeiten und Leiden, die dir auf deinem Wege begegnen mögen, nicht dahin bringen, an der Liebe deines Gottes zu zweifeln! Nein, im Gegenteil. Alle Seine Wege mit dir müssen ja zu deinem Guten mitwirken. (Röm. 8, 28.) Könntest du in größere Trübsale und Leiden geraten als Hiob? Seinen ganzen Reichtum und alle seine Kinder mit einem Schlage zu verlieren, Tag und Nacht von einer schrecklichen, ekelhaften Krankheit gepeinigt zu werden, von der eigenen Gattin nicht verstanden, von den Freunden falsch beurteilt und gequält zu werden — könnte man sich ein schlimmeres Leid vorstellen? Aber woraus entsprangen alle diese Wege? Aus der unergründlichen Liebe Gottes. Das Ende war überströmende Gnade und reicher Segen. Ja, „Gnade und Herrlichkeit wird Jehova geben, kein Gutes vorenthalten denen, die in Lauterkeit wandeln“. (Ps. 84, 11.)

Aber auch für dich, lieber unbekannter Leser, ist Gottes Erbarmen da. Gott liebt auch dich. Führt Er dich durch Trübsale und Leiden, so will Er dich daran erinnern, wie nichtig der Welt Güter sind, wie völlig unwert, ihnen nach-

zu jagen; und Er will dich auf die Ewigkeit hinweisen, möchte dich ewige Güter erben lassen. Damit du, der unreine, verlorene Sünder, in Seine Gegenwart treten kannst, dazu mußte Sein Christus leiden, mußte Sein geliebter Sohn sterben. Ja, Gott hat „eine Sühnung gefunden“. Christus war das Opferlamm Gottes, das geschlachtet wurde, um Sühnung für die Sünden zu tun. Er, der eingeborene Sohn Gottes, ist für das Geschöpf Seiner Hand gestorben. Ach! daß selbst diese wunderbare Liebe Gottes den Eispanzer, von dem so manches Herz umgeben ist, nicht zu schmelzen vermag! Viele Herzen scheinen härter zu sein als ein Rieselfelsen. Da versucht dann Gott, dessen Liebe sich auch durch solche Feindschaft und Gleichgültigkeit nicht eindämmen läßt, auf mancherlei Art, den harten Sinn zu brechen. Er sendet dem Menschen Trauer und Schwierigkeiten, in dem Wunsche, daß er sich dadurch zu Jesu führen lasse.

Gewiß hast auch du schon Gottes Finger an der Tür deines Herzens verspürt, lieber Leser. Aber hast du Ihm aufgetan? Du weißt nicht, welch ein Glück du verscherzest, wenn du auf deinem eigenen Wege beharrst. Auch dir hat Gott schon Seine Gesandten geschickt, welche dich in Seinem Namen bitten, dich mit Ihm versöhnen zu lassen. Er tut es heute wieder. Laß dich zur Buße leiten!

„So sind wir nun Gesandte für Christum, als ob Gott durch uns ermahnte; wir bitten an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!“
(2. Kor. 5, 20.)

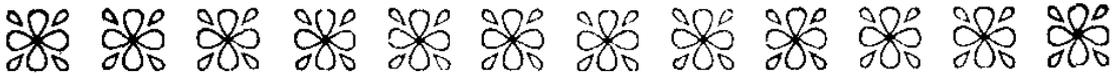
Das umgeworfene Brett.

Ich muß noch heute manchmal an ein Ereignis aus meiner Jugend zurückdenken, das, obwohl an und für sich unbedeutend, doch lebhaft in meiner Erinnerung steht.

Mein Schulweg führte mich und einige Kameraden an einer großen Wiese vorüber, in welcher es viele Bogelnester gab. Gar zu gern hätten wir diese Wiese öfter durchstöbert, aber leider stand am Rande ein großes Brett, das in weithin sichtbaren Buchstaben die Aufschrift trug: „Das Betreten dieser Wiese ist bei Strafe verboten“. Dieses Brett war uns ein ständiger Dorn im Auge. Es reizte geradezu zum Übertreten des Gebots.

Die Gegend war im übrigen ganz nach unserem Geschmack. Über eine Viertelstunde lang führte der Weg zwischen Wiesen und Hecken hindurch. Nur hie und da zeigte sich ein einsames Häuschen. Ein Polizeibeamter ließ sich höchst selten einmal blicken. Kurzum, die Straße gehörte uns, und wir würden sicher den Spaziergang immer sehr genossen haben, wenn eben nicht das Brett gewesen wäre. Aber das ärgerte uns alle Tage. Jedesmal, wenn wir daran vorbeikamen, wurden ein paar Steine oder Erdklöße dagegen geschleudert, sodaß mit der Zeit die Aufschrift fast unleserlich wurde.

Eines Morgens gab es etwas, das in besonderer Weise unseren Zorn erregte. Während der



Nacht war nämlich ein neues Brett an Stelle des alten aufgerichtet worden. Die neuen großen und deutlichen Buchstaben schienen höhnisch auf uns herabzublicken. Eine Zeitlang betrachteten wir den hassenswerten Gegenstand, unschlüssig, ob wir unser Werfen wieder aufnehmen sollten. Aber dann beschloßen wir, ein anderes Mittel anzuwenden. Mit vereinten Kräften rissen wir den Pfosten aus der Erde und schleppten ihn samt dem Brett ein Stück die Straße entlang, wo wir ihn in den Graben warfen. Dann nahmen wir jubelnd Reißaus. Aber unsere Freude war von kurzer Dauer. Ein Mann hatte uns beobachtet und folgte uns eiligst. Nun wäre es uns vielleicht gelungen, dem Verfolger zu entrinnen, aber unglücklicherweise trugen einige von uns Schülermützen. Kaum hatte der Mann dies bemerkt, so zügelte er seine Schritte, ließ uns laufen und begab sich zum Leiter der Anstalt.

Was das Ende war, brauche ich nicht weiter auszuführen. Wir erhielten unsere gerechte Strafe.

Der Grund, weshalb ich diese kleine Begebenheit erzähle, liegt in ihrer Anwendung. Wir Jungen wußten ganz gut, daß wir durch das Entfernen des Brettes das Verbot nicht aufheben oder bei Übertretung desselben dadurch der Strafe nicht entgehen konnten. In unserem kindischen Trotz taten wir es dennoch.

Es war ebenso töricht wie böse. Wie aber verhalten sich unzählige erwachsene Personen in Bezug auf die göttlichen Gebote? Reden sie nicht in hohen Tönen davon, daß sie das Wort Gottes ungestraft übertreten können, und daß für diejenigen, welche es hassen, seine Wahrheiten ein-

fach aus dem Grunde ihre Kraft verlieren, weil sie sie nicht für wahr halten?

Wir Jungen liefen eine Viertelstunde weit, um dem Verfolger zu entgehen, und mußten doch hernach erfahren, daß alle Mühe umsonst war. Wie viele Menschen aber suchen sich fünfzig und mehr Jahre lang Gott zu entziehen, bis sie in der Ewigkeit erfahren müssen, daß sie „um den Preis ihres Lebens geirrt“ haben!

Wir Jungen mußten zu unserem Schaden entdecken, daß das Entfernen des Brettes in keiner Weise das Verbot, die Wiese zu betreten, aufhob, daß es im Gegenteil nur unsere Strafe verschärfte. Und diejenigen, welche Gottes Wort verachten, werden die Erfahrung machen müssen, daß „Gott nicht ein Mensch ist, daß Er lüge, noch ein Menschensohn, daß Er bereue“; und weiter, daß es selbst dem Sodomer Lande am Tage des Gerichts erträglicher ergehen wird, als denen, die Gottes Willen und Wort gekannt und dennoch den Weg der Sünde gewählt haben. (Matth. 11, 24.) Ja, „sollte Er gesprochen haben und es nicht tun, und geredet haben und es nicht aufrecht halten?“ (4. Mose 23, 19.)

„Nur aus Gnaden wird man selig.“

Vor einigen Jahren besuchte ich auf Wunsch eines Freundes einen alten leidenden Mann. Auf meine Frage, wo er sich seine Krankheit geholt habe, erzählte er mir von dem deutsch-französischen Feldzug 1870—71. Er hatte damals die Belagerung von Paris mitgemacht. Die Unbilden der

Witterung hatten ihm wie manchem Kameraden die Sicht gebracht. Er litt manchmal heftige Schmerzen und war dann kaum imstande, ein paar Schritte zu gehen. Ich machte den Alten auf die Gnade Gottes aufmerksam, die ihn auf dem ganzen Wege bewahrt und nun schon einundsiebzig Jahre getragen habe, und fragte ihn, ob diese Güte ihn zur Buße geleitet habe, sodaß er jetzt einem heiligen und gerechten Gott begegnen könne. Seine Antwort lautete, er hoffe dazu bereit zu sein.

Da es mir im Laufe des Gesprächs klar wurde, daß ich es mit einem aufrichtigen Mann zu tun hatte, fragte ich ihn, worauf er seine Hoffnung gründe. Er erwiderte, Herr B. sei bei ihm gewesen und habe ihm versichert, wenn er in der Bibel lese, bete und gute Werke tue, so werde es schon recht mit ihm werden.

Ich bat in der Stille um das richtige Wort für den durch einen Menschen getäuschten und irregeleiteten alten Mann. Der Herr richtete meinen Blick auf Matth. 22, auf die Geschichte von dem König, der seinem Sohne Hochzeit machte, und an dessen Hochzeitmahl ein Mann teilzunehmen wagte, der kein Hochzeitskleid, das für diese feierliche Gelegenheit allein passende Gewand, anhatte. Ich las die ernste Frage des Königs an diesen Mann: „Freund, wie bist du hier hereingekommen, da du kein Hochzeitskleid an hast?“ und dann die erschütternden Worte: „Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Füße und Hände, nehmet ihn und werfet ihn hinaus in die äußere Finsternis; da wird sein das Weinen und das Zähneknirschen.“

Im Anschluß an das Gleichniß sagte ich etwa folgendes:

„An des Königs Tafel durften Gäste nur in dem von dem König selbst bestimmten Hochzeitsgewand erscheinen. Jener Mann aber dachte zweifellos, sein eigenes Kleid sei gut genug. Er lehnte es ab, das Hochzeitskleid anzulegen. Aber wie furchtbar war sein Ende! So gibt es auch heute Leute, welche meinen, in ihrem eigenen, anscheinend so schönen Gewand in den Himmel eingehen zu können. Sie geben vor, Gott zu kennen, reden selbst schöne Worte von der Herrlichkeit des Himmels, sind religiös, liebenswürdig, wohltätig, lesen in der Bibel und verrichten regelmäßig ihre Gebete. Auf Grund dieser Dinge glauben sie volles Anrecht auf einen Platz im Himmel zu haben. Aber in welchem Irrtum befinden sie sich! Sie lassen die Belehrungen des Wortes Gottes außer acht, welches besagt, daß die Menschen ausnahmslos in Ungerechtigkeit und Sünde geboren sind und vor Gott nicht gerecht sein können, daß „alle abgewichen“, alle „untauglich geworden sind“, daß „alle ohne Unterschied gesündigt haben und die Herrlichkeit Gottes nicht erreichen“. (Vergl. Röm. 3, 10—12. 23.) Sie vergessen, daß ihr eigenes Tun, mag es nach menschlichem Urteil noch so gut und edel sein, nicht eine einzige Sünde vor den Augen eines Gottes hinwegnehmen kann, der in Seinem Worte sagt: „Wenn du dich mit Natron wüschest und viel Laugensalz nähmest: schmutzig bleibt deine Ungerechtigkeit vor mir, spricht der Herr, Jehova“. (Jer. 2, 22.) Sie denken nicht daran, daß die Gerechtigkeit, welche auf dem eigenen Tun,

auf eigenen Worten und Werken beruht, vor Gott nur ein „unflätiges Kleid“ ist. (Vergl. Jes. 64, 6.) Sie beachten nicht, ja, wollen vielfach nicht beachten, daß es nur einen Weg zum Himmel, nur ein Mittel gibt, das sie von aller Sünde, von aller Schuld reinigt und sie für den Himmel passend macht: nämlich das kostbare, am Kreuz auf Golgatha vergossene Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes. Anstatt diesen einen Weg zu gehen, der allerdings durch Buße und Beugung führt, bleiben sie auf ihrem Wege der Selbstgerechtigkeit, behalten ihre eigenen Kleider an, die ihnen so schön und gut dünken, und — gehen ewig verloren.“

Der Alte war meinen Worten mit großer Aufmerksamkeit gefolgt, und eine gewisse Unruhe prägte sich in seinen Zügen aus, als er jetzt die Frage stellte, ob man denn nicht durch die Feier des Abendmahls Vergebung der Sünden erlangen könne.

„Glauben Sie, lieber Freund“, versetzte ich, ihm die Bibel vorhaltend, „daß dieses Buch Gottes Wort ist?“

„Ja, freilich“, entgegnete er verwundert.

„Dann will ich Ihnen einige Stellen daraus vorlesen, die sich auf das Abendmahl beziehen. Sie können dann selbst urteilen, für wen jenes Mahl bestimmt ist, und zu welchem Zweck es gefeiert werden soll.“

Ich las darauf einige der bekannten Stellen, aus denen hervorgeht, daß das Abendmahl lediglich ein für Gläubige bestimmtes Gedächtnismahl ist (vergl. Luk. 22, 19; 1. Kor. 10, 16. 17; 11, 24 — 26), und fragte dann: „Steht hier etwas davon, daß

man durch die Teilnahme am Abendmahl Vergebung seiner Sünden erlangt?"

„Nein“, versetzte der Alte mit wachsender Unruhe.

Da es inzwischen spät geworden war, mußte ich an die Heimkehr denken. Ich verabschiedete mich von dem Alten mit der Bitte, er möge doch über das Gehörte ernstlich nachdenken.

Nach einigen Monaten führte mich mein Weg wieder nach H., und es war mir ein Bedürfnis, den Alten aufzusuchen. Mit einem Freunde begab ich mich zu ihm. Sobald er mich erkannte, ging ein glücklicher Zug über das runzelige Gesicht, und voller Freude rief er uns entgegen: „Nur aus Gnaden wird man selig“.

Ich war ganz überrascht. Um mir volle Klarheit über den Zustand des Greises zu verschaffen, sagte ich:

„Ja, das ist wahr! Aber, lieber Freund, sind Sie selig? Besitzen Sie die Vergebung Ihrer Sünden?“

„Ja“, antwortete er freudig und bestimmt. „Ich weiß jetzt, daß nicht eigene Werke, nicht das Abendmahl, sondern nur der Tod Jesu Christi vom Gericht befreit. Sein Blut, welches Er auf Golgatha vergossen, hat mich rein gemacht von allen meinen Sünden. Ich kann Ihm nicht genug dafür danken, daß Er in Seiner Liebe mich so lange mit wunderbarer Geduld getragen und mir, obwohl ich Ihn nicht suchte, nachgegangen ist und mich jetzt zu sich gezogen hat.“

Im weiteren Verlauf unserer Unterhaltung erzählte er, wie er nach meinem ersten Besuch immer unruhiger geworden sei, weil er sich als

verlorenen Sünder erkannt, und wie er schließlich seine Zuflucht zu Jesu genommen habe.

So konnten wir heute mit dankbarem Herzen Abschied nehmen von dem glücklichen Greise und einander fröhlich zurufen: „Auf Wiedersehen hier oder droben!“

Warum?

Auf dem Marktplatz einer großen Handelsstadt standen einst zwei Tagelöhner. Sie standen eine Stunde nach der anderen da und warteten auf jemand, der ihnen Arbeit geben würde, aber es kam niemand. Man hätte beim Anblick der beiden Männer wohl an das Gleichnis des Herrn von dem Hausherrn denken mögen, der ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg zu dingen, und der um die elfte Stunde zu den untätig Umherstehenden sprach: „Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie sagen zu ihm: Weil niemand uns gedungen hat.“ (Matth. 20, 6. 7.)

So standen auch diese Beiden da und warteten und warteten, bis die Sonne hoch am blauen Himmel stand und der greise Küster die Kirchentür öffnete, um die Mittagsglocke zu läuten.

Als der Klang der Glocke ertönte, holte Kaspar, wie wir den einen der Beiden nennen wollen, ein Bäckchen aus der Tasche und entnahm ihm sein Mittagsmahl, ein Stück trockenes Brot. Bevor er jedoch zu essen begann, zog er die Mühe vom Kopf und dankte still dem Geber aller guten Gaben,

der ihn kannte und von ihm wußte, daß er eine Frau und fünf Kinder daheim hatte, und daß der ganze Speisevorrat aus einem halben Brote bestand.

Der andere dachte weder daran, die Mütze abzunehmen noch zu beten. Er sah Kaspar spöttisch an und sagte:

„Ich sehe nicht ein, warum ich mir die Mühe machen sollte, meine Mütze abzunehmen, wenn der Alte da oben anfängt zu läuten. Wie leicht könnte eine Dachpfanne herunterfallen und mir ein Loch in den Kopf schlagen. Ich behalte meine Mütze auf. Und bist du mit deinem Beten etwa weiter gekommen als ich?“

„Warten wir's ab!“ versetzte Kaspar ruhig.

Mehr sagte er nicht, konnte es auch nicht, denn in demselben Augenblick trat ein kleiner alter Herr auf ihn zu und sagte:

„Wenn Ihr wollt, könnt Ihr mit mir gehen. Ich will Euch Arbeit anweisen und Euch geben, was recht ist.“

Daß Kaspar sich das nicht zweimal sagen ließ, kann man sich denken, und daß der andere ein etwas erstauntes Gesicht aufsetzte, braucht uns auch nicht wunder zu nehmen.

„Auf eins muß ich Euch von vornherein aufmerksam machen“, sagte der alte Herr unterwegs zu Kaspar. „Ich liebe es nicht, wenn diejenigen, die mein Brot essen, neugierig sind und beständig fragen: Warum geschieht dies oder das?“

„Ganz wie Sie wollen“, erwiderte Kaspar. „Vieles Reden und Fragen ist überhaupt meine Sache nicht.“

Ohne ein Wort weiter miteinander zu wechseln,

kamen die Beiden an die große Zuckerfabrik, die am anderen Ende der Stadt lag. Mit Staunen sah Kaspar die Größe des Betriebes und dachte bei sich: „Gott sei Dank! Hier ist Arbeit in Hülle und Fülle.“

Es war so. Seine neue Tätigkeit bestand darin, Holz zu zerkleinern. Die Arbeit brachte nicht gerade viel ein, aber sie ernährte ihn und seine Familie, und damit war er zufrieden. Sein neuer Herr war ein guter, wenn auch etwas sonderbarer Mann, der seine Eigentümlichkeiten hatte.

Kaspar war ungefähr ein Jahr lang in der neuen Stellung, da sprach sein Herr eines Tages zu ihm:

„Kaspar, Ihr habt alle Tage einen weiten Weg nach Hause. Mein Gartenhaus steht leer. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr mit Frau und Kindern hineinziehen. Miete braucht Ihr nicht zu zahlen. Aber ich bitte mir aus: Fragt mich nicht: Warum?“

So zog Kaspar mit Frau und Kindern in das Gartenhaus. Er konnte mit dem Tausch wohl zufrieden sein, und um das Warum? kümmerte er sich nicht.

Einige Zeit verging, da sprach sein Herr aufs neue:

„Kaspar, mein Hausdiener hat mich bestohlen und ist ohne Abschied davongegangen. Wollt Ihr, so könnt Ihr seine Stelle bekommen.“

Auch dieses Angebot nahm Kaspar dankend an, denn es bedeutete eine entschiedene Verbesserung seiner äußeren Lage.

Und wieder mochte ein Jahr verstrichen sein, da ließ der alte Zuckerfabrikant eine hohe Mauer

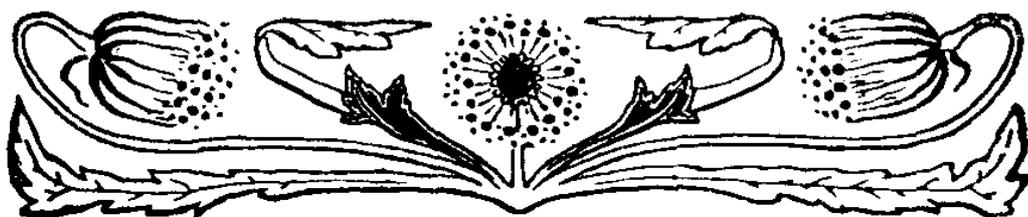
in dem großen Garten aufrichten, mitten zwischen dem Gartenhaus und den Trockenböden der Fabrik. Jedermann blickte den alten Herrn verwundert an, aber niemand wagte ihn zu fragen: „Warum tust du das?“ selbst sein Bruder nicht, der ihm am nächsten stand. Seine Frau konnte ihn nicht fragen, denn er hatte keine. Und obwohl unser Kaspar jetzt einen ziemlich großen Umweg machen mußte, wenn er in sein Haus wollte, fragte er doch mit keinem Wort nach dem „Warum“ der unerklärlichen Handlungsweise seines Herrn.

Schließlich begab es sich, daß der alte Herr starb. Er hinterließ ein Testament, in welchem sich u. a. folgende Bestimmung fand:

„Meinem Hausdiener Kaspar vermache ich die jenseit der Mauer liegende Hälfte meines Gartens. Will mein Bruder ihn weiter behalten, so soll er eine Tür in die Mauer brechen lassen, wenn nicht, so zahlt er genanntem Kaspar 6000 Mark aus und läßt ihn gehen. Sollte Kaspar gegen meine Hoffnung und Erwartung fragen, warum ich ihn zu mir genommen habe, so tue ich ihm Folgendes kund. Als Holzhacker stellte ich ihn an, weil ich seiner Zeit, ohne daß er es merkte, sah, daß er betete. Hätte damals sein Kamerad gebetet, er selbst aber die Mühe auf dem Kopfe behalten, so hätte ich nicht ihn, sondern den anderen genommen. Das andere weiß er.“

So weit unsere Erzählung. Der Leser wolle selbst beurteilen, was sie ihm zu sagen hat. Wer nichts daraus lernen kann, für den haben wir sie umsonst niedergeschrieben.





Was Nee und Butewe in Christo fanden.



Im Großen Ozean, in dem Teile, welchen man die Südsee nennt, liegt die Insel Raiatea. Sie ist die größte der Westgruppe der Gesellschaftsinseln und ein wunderschönes Stückchen Erde. Steil fällt die Küste ab in die tiefblauen Fluten des größten aller Meere. Prächtige Hügel, mit Wäldern bestanden oder von grünen Weiden bedeckt, füllen das Innere der Insel. Das Klima ist gesund. Größere Temperaturschwankungen gibt es nicht. Wilde Tiere und giftige Insekten sind so gut wie nicht vorhanden. Mit einem Wort: Es ist ein von der Natur überaus reich gesegnetes Gebiet.

Kommen wir jetzt aber auf die Bewohner dieses Landes zu sprechen, so ändert sich leider das schöne Bild. Da erblicken wir sogleich das Wirken Satans und der Sünde. Bevor das Christentum auf die Insel gebracht wurde, lebten die Bewohner im finstersten Heidentum dahin und brachten dem Kriegsgott „Oro“ Hunderte von Seelen zum Opfer dar. Mit der Einführung des Christentums hörten diese Greuel auf, aber dafür kam die sogenannte europäische Kultur, und sie brachte dem

Landes leider keinen Nutzen. Im Gegenteil, schreckliche Krankheiten wurden eingeschleppt und richteten unter der Bevölkerung der verschiedenen Inseln so furchtbare Verheerungen an, daß die Zahl der Bewohner in erschreckender Weise zurückging. Zwar bekennen diese sich heute sämtlich zum Christentum; aber welcher Wert ein rein äußerliches Bekenntnis in Gottes Augen hat, wissen wir.

Doch Gott hat überall solche, „die Ihn aus reinem Herzen anrufen“. So auch auf Raiatea. Ich möchte heute von zwei Männern erzählen, die auf dieser Insel durch Gottes Gnade den Herrn Jesus kennen lernten und zu Seiner Ehre zu wandeln suchten. Das Werkzeug zu ihrer Errettung war der Missionar Williams, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts unter großem Segen auf den Gesellschaftsinseln gewirkt hat. Ihm verdanken wir auch die Berichte über Mee und Butewe.

Mee war vor seiner Bekehrung einer der mächtigsten und gefürchtetsten Männer auf Raiatea gewesen. Schon durch Besitz und Stellung einer der Ersten, hatte er es verstanden, sich durch seine Kraft und Kühnheit einen Namen zu erwerben, der weit über die kleine Insel hinaus gedrungen war. Er war ein Kriegsmann, und zwar ein furchtbarer Kriegsmann. Vor seiner Schlachtkeule, vor seinem Speer hatten ganze Scharen gezittert. Hunderte waren ihm zum Opfer gefallen. Schon beim Klang des Namens „Mee“ ging ein Schauer des Schreckens durch jedermann, der auf Raiatea oder auf einer der umliegenden Inseln wohnte; denn Raub und Mord waren aufs engste mit diesem Namen verbunden.

Doch auch den riesenstarken Mee sollte sein Schicksal erreichen. Einige Zeit, bevor Missionar Williams seinen Fuß in das Paradies von Raiatea setzte, erhielt Mee in einem Kampf einen furchtbaren Hieb mit dem Kampfbeil über die Augen, der ihn besinnungslos zu Boden streckte. Kurz darauf erwachte er aus der Betäubung, aber nicht zu seiner Freude. Er sah das Sonnenlicht nie wieder. Der Hieb über die Augen hatte ihn für immer des Augenlichts beraubt.

Was dieses Unglück für Mee bedeutete, können wir uns kaum vorstellen. Der Verlust des Augenlichts war für ihn gleichbedeutend mit dem Verlust seines Ansehens, mit dem Schwinden von allem, was bis dahin den Inhalt seines Lebens ausgemacht hatte. Wut und Scham erfüllten das Herz des wilden Kriegers, der noch die volle Kraft in sich fühlte, um die Keule zu schwingen und den Speer zu schleudern, und der doch so gänzlicher Hilfslosigkeit verfallen war, daß er sich wie ein alter, gebrechlicher Greis von Kindern oder Frauen leiten lassen mußte.

Einige Jahre waren seit dem unglücklichen Kampf verflossen, für Mee Jahre voll bitterer innerer Qual, voll nagenden Hasses und Grimmes. Da wurde eines Tages dem Unglücklichen die Kunde gebracht, ein weißer Mann sei von Tahiti gekommen, der den Kriegsgott Oro für nichts achte, schöne Häuser baue und Worte zu dem Volke rede, die man vordem nie gehört habe. In Mee erwachte der Wunsch, zu vernehmen, was der weiße Mann zu sagen habe. Er ließ sich an den Platz führen, wo Williams Kapelle, Wohnhaus und

Schulgebäude errichtet hatte, und setzte sich unter die dort Versammelten. Es hatten zu jener Zeit bereits eine Anzahl Insulaner ihren Götzendienst aufgegeben und Christum angenommen. Der Eifer dieser Neubefehrten, ihren Landsleuten zu dem, was sie selbst empfangen hatten, behilflich zu sein, war groß. Wenn der Missionar selbst nicht das Wort verkündigte, unterhielten sie sich mit den Gekommenen und erzählten ihnen was sie wußten. Hier sah man eine Gruppe jüngerer Frauen, um eine ältere geschart und aufmerksam ihren Worten lauschend; dort unterrichtete ein Häuptling seine Untergebenen. An anderer Stelle sah man selbst einen Knaben oder gar ein Mädchen als Lehrmeister von alten Kriegern. Auch des armen, blinden Mee nahmen mehrere sich in Liebe an, und sie ließen es nicht dabei bewenden, dem Manne, vor dem sie einst gezittert hatten, auf dem Schulplatze die Dinge zu verkündigen, die er staunend in sich aufnahm, sondern sie besuchten ihn auch in seiner Wohnung. Geradezu wunderbar war die Wirkung des Evangeliums auf den Blinden. Sein hartes Herz schmolz vor dieser Gnade, wie Wachs in der Sonne. Er bekehrte sich in Wahrheit zum Herrn, und an Stelle der bisherigen Wut und Bitterkeit zogen Freude und Friede in sein Herz ein.

Von dieser Zeit an konnte man häufig die kräftige, wenngleich jetzt etwas gebückte Gestalt Mees auf dem Wege zur Kapelle sehen. Einmal von einem Knaben, ein andermal von einem Jüngling, zuweilen gar von angesehenen Männern oder Frauen geleitet, die gleich ihm Christum gefunden hatten, begab er sich an den Ort, wo er immer

wieder die unaussprechliche Liebe und Gnade Gottes, die sich in der Hingabe Seines Sohnes geoffenbart hat, rühmen hörte, und von wo er jedesmal reich erquickt und getröstet nach Hause zurückkehrte.

Jahre vergingen. Mee wurde älter. Aber je mehr seine Körperkräfte schwanden, desto mehr nahm er zu an Weisheit und Erkenntnis. Missionar Williams zählte ihn zu seinen liebsten Freunden. Er, der ehemals so berühmte Krieger, war eines der treuesten und eifrigsten Glieder der stets größer werdenden Gemeinde auf Raiatea geworden.

Es war im Jahre 1830. Williams war längere Zeit auf Reisen gewesen. Als er wieder nach Raiatea zurückkehrte, bemerkte er sogleich, daß Mee unter den Besuchern der Kapelle fehlte. Auf seine Fragen teilte man ihm mit, der alte Mann liege schwerkrank danieder und werde wohl nicht mehr lange leben. Sofort machte sich Williams auf den Weg zu dem bekannten Hof, um den alten, lieben Freund zu besuchen. Zu seinem schmerzlichen Erstaunen fand er ihn in einer armseligen Hütte, die ziemlich weit von dem Wohnhause entfernt lag. Er begrüßte den Kranken mit den Worten:

„Mein lieber Mee, wie leid tut es mir, dich so krank zu finden!“

Der Kranke erkannte sogleich die Stimme des Besuchers und rief erfreut:

„Bist du es, Lehrer? Darf ich wirklich noch einmal deine freundliche Stimme vernehmen? Dann will ich gern sterben. Ich fürchtete schon, dich vor meinem Tode nicht mehr zu sehen.“

Williams ließ seine Blicke in der elenden Hütte umherschweifen und schüttelte traurig den Kopf. Wie langsam nur vermochte selbst das Christentum die schrecklichen heidnischen Gebräuche zu verändern! Es war durchaus bezeichnend für die von altersher herrschenden Gewohnheiten, daß der alte, ehemals so angesehene Mann in dieser Hütte sozusagen elend zu Grunde ging. Die barbarische Gefühllosigkeit unter diesen Insulanern ging ehemals so weit, daß sie sich der Alten und Kranken einfach dadurch entledigten, daß sie sie in den Wald schleppten und dort bei lebendigem Leibe in einer Grube verscharrten. Solche und ähnliche Greuel waren seit der Einführung des Christentums freilich mehr und mehr unterblieben, aber immer noch wurden Alte und Kranke mit größter Kälte behandelt, ja, völlig vernachlässigt.

Williams erkundigte sich deshalb auch sofort bei dem Kranken, wie es mit seiner Verpflegung stehe.

„Ich leide manchmal Hunger“, lautete die Antwort.

„Aber wie ist das möglich? Du hast doch deine eigenen Früchte?“ Er wußte, daß der alte Mann trotz seines Blindseins stets seinen Acker selbst bebaut und süße Kartoffeln und Bananen zog.

„Das stimmt“, erwiderte Mee; „aber als ich krank wurde, haben die Leute, bei denen ich wohnte, mein Land in Besitz genommen, und so leide ich oft Mangel.“

Diese Leute waren noch Heiden, und ihre Handlungsweise konnte deshalb nicht in Erstaunen

setzen. Auf die Frage des Missionars, weshalb Mee sich nicht an den König*) oder an den einen oder anderen christlichen Freund gewandt habe zur Abstellung dieser Übelstände, gab der Kranke die schöne und rührende Antwort:

„Ich fürchtete, die Leute würden mich dann in ihrem Ärger als Verleumder und Lästerer hinstellen und übel von meinem Glauben reden, und ich dachte: Ich will lieber Hungers sterben als hierzu Veranlassung geben“.

Williams erkundigte sich dann, ob auch die Brüder den Kranken besuchten, um ihm vorzulesen und mit ihm zu beten.

„Sie kommen nicht so oft, wie ich es wohl wünschen möchte“, versetzte Mee. „Aber ich bin nicht allein. Der Herr ist mir nahe. Seine Gemeinschaft erquickt mich. Kurz bevor du kamst, verspürte ich Seine Nähe ganz besonders, und ich tat Ihm den Wunsch meines Herzens kund.“

„Das war gut“, entgegnete Williams. „Um was hast du Ihn denn gebeten?“

„Ich bat, daß Gott mich entkleiden möchte, um bei Christo zu sein, was weit besser ist.“

Der Missionar war überrascht und erfreut über diese Antwort. Er erwiderte, daß Gott vielleicht bald den Wunsch des Kranken erfüllen werde, und fragte diesen alsdann, ob der Grund seiner Hoffnung, in den Himmel zu kommen, noch derselbe sei wie früher.

*) In früheren Zeiten herrschten auf den Inseln kleine erbliche Könige. Ihr Einfluß war jedoch gering. Er wurde durch den Adel sehr beschränkt.

„Heute Morgen war ich in großer Unruhe über diesen Punkt“, bekannte der Blinde. „Aber jetzt bin ich glücklich. Ich sah nämlich einen gewaltigen Berg vor mir mit steilen, tiefen Abhängen, den ich mit vieler Mühe zu ersteigen suchte. Als ich bereits ein ziemliches Stück hinaufgeklettert war, glitt ich aus, verlor das Gleichgewicht und stürzte wieder hinab. Von Anstrengung und Schmerz ganz erschöpft, setzte ich mich hin und weinte. Aber sieh, noch während meine Tränen flossen, sah ich einen Blutstropfen auf den Berg fallen, und in einem Nu war er verschwunden.“

„Das ist wirklich ein merkwürdiger Traum“, bemerkte Williams. „Was hast du denn dabei gedacht?“

Die Frage schien den Kranken zu verwundern.

„Der Berg bedeutete die Menge meiner Sünden“, erwiderte er. „Der Blutstropfen aber war ein Tropfen von dem kostbaren Blute Jesu Christi; er fiel auf den Berg und ließ ihn ganz weg-schmelzen.“

Die Beiden unterhielten sich daraufhin noch eine Zeitlang über die unendliche Wirkung des Blutes Christi und über die Herrlichkeit des Teiles, das denen bereitet ist, die Gott lieben. Dann verabschiedete sich Williams mit dem Versprechen, dem Kranken ein Heilmittel zu senden.

„Ich will es nehmen, weil es dein Wunsch ist“, versetzte Mee. „Aber ich kann nicht darum bitten, daß der Herr mich wiederherstelle. Ich sehne mich danach, heimzugehen und bei meinem Heiland zu sein, was weit besser ist, als noch in dieser sündigen Welt zu leben.“

In den folgenden Wochen konnte man den Missionar häufig bei dem alten Mee sehen, dem es fortan natürlich nicht mehr an dem Nötigen mangelte. Williams fand den Kranken nie anders als glücklich in seinem Gott, und nie ging er heim, ohne aufs neue vernommen zu haben, wie sehr jener danach verlange, bei Jesu zu sein.

Der letzte Besuch blieb dem Missionar besonders im Gedächtnis. Wie nie zuvor war Mee bei dieser Gelegenheit unermüdet im Hersagen der herrlichsten Worte und Verheißungen der Schrift, die er in seinem Innern verwahrte wie einen kostbaren Schatz. Einen Tag später rief er plötzlich aus: „Wo ist, o Tod, dein Stachel?“ Dann brach seine Stimme. Die erhobenen Hände sanken herab, und die Seele ging hin zu Dem, dessen Blut auch die Sünden dieses Lebens gesühnt hatte.

Welch ein Wunder der Gnade war dieser Mann! Wir wiesen am Anfang auf die Herrlichkeit der Schöpfung hin, die man auf den Inseln der Südsee bewundern kann und muß. Aber was ist diese Herrlichkeit, verglichen mit der Herrlichkeit des Werkes, das vollkommen genug war, um auch die Seele jenes Mannes in fleckenloser Reinheit in die Wohnungen des ewigen Lichts zu führen!

Wenden wir uns jetzt zu dem anderen Manne, von welchem Missionar Williams' Aufzeichnungen berichten.

Mee, an dem wir Gottes Wundertun schauen durften, war ein Großer seines Landes, ein Kriegsheld. Butewe, von dem wir jetzt etwas hören wollen, war einer der Geringsten, ein armer Krüppel.

Siehst du dort, inmitten der paradiesischen Tropennatur von Raiatea, den halbbraunen, fast unbekleideten Menschen? Er ist ein Bild des Jammers, ja, des Ekels. Der Mann hat weder Hände noch Füße. Eine furchtbare Krankheit, dem Ausfall ähnlich, hat seine Glieder weggefressen. Aus einer armseligen Hütte, wo eine Frau und drei Kinder Lebensunterhalt verlangen, schiebt sich die Jammergestalt zum Acker hin. Unter den einen Armstumpf hat der Unglückliche einen kurzen Spaten geklemmt. Was will er mit dem Werkzeug? Nach vieler Mühe ist der Acker erreicht. Der Krüppel richtet mit dem anderen Armstumpf den Spaten nach vorn, drückt ihn so gegen den Leib, daß das ganze Körpergewicht darauf ruht, treibt, auf den Knien liegend, den Spaten in die Erde und wühlt den Erdboden um. Auf diese Weise arbeitet er unermülich den ganzen Tag. Langsam, sehr langsam schreitet die Arbeit fort. Aber es geht. Es ist, als ob der Mann beweisen wolle, bis zu welchem Grade der Mensch imstande ist zu arbeiten, wenn er nur will. Nachdem der Boden umgeworfen ist, macht der Mann mit seinen Armstümpfen die nötigen Vertiefungen, um die Pflanzen setzen zu können, häufelt hernach die Erde und jätet das Unkraut aus. Am Ende ist sein Acker gerade so gut, wenn auch unter zehnfacher Mühe, bestellt wie der des gesunden Nachbarn. Von dem Ertragnis lebt er mit seiner Familie. Sonst hat er nichts. Das Wenige genügt aber auch für seine bescheidenen Bedürfnisse.

Eines Tages bekam Missionar Williams diesen Armen zu Gesicht. Butewe sah ihn von

seiner Hütte aus kommen. So schnell er vermochte, kroch er auf den Weg hinaus und rief laut:

„Willkommen, du Anecht Gottes, der das Licht auf diese finstere Insel gebracht hat! Wir sind dir viel Dank schuldig für das Wort des Heils.“

Erstaunt blickte Williams den Sprecher an, den er nie zuvor gesehen hatte.

„Was weißt du denn von dem Wort des Heils?“ fragte er.

„Ich weiß“, versetzte der Krüppel in bestimmtem Tone, „daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, um Sünder selig zu machen.“

Da Williams wußte, wie häufig die Kenntnis der Heiden lediglich auf einigen aufgefangenen Worten beruht, die sie, ohne ihren Sinn und ihre Kraft zu verstehen, einfach nachschwägen, so beschloß er, der Sache auf den Grund zu gehen. Er wollte wissen, ob der bedauernswerte Mensch vor ihm ein wirkliches Verständnis über Christum besaß.

Auf seine Fragen erwiderte Butewe:

„Ich weiß, daß Jesus der Sohn Gottes ist, daß Er unter großen Schmerzen am Kreuze gestorben ist, um die Sünden der Menschen zu bezahlen, damit ihre Seelen gerettet werden und sie in die Herrlichkeit des Himmels eingehen können.“

„Aber“, forschte Williams weiter, „gehen denn alle Menschen nach dem Tode in den Himmel?“

„O nein!“ lautete die Antwort, „nur diejenigen, welche mit ihren Sünden zu Gott gegangen sind und an den Herrn Jesus glauben.“

Das Erstaunen des Missionars über die Antworten des Krüppels wuchs mit jedem Augenblick.

„Betest du denn zu Gott?“ fragte er.

„Gewiß tue ich das. Ich bete sehr oft, wenn ich auf meinem Acker arbeite. Unter allen Umständen bete ich täglich dreimal, außerdem noch morgens und abends mit meiner Familie.“

„Was betest du denn?“

„Wenn ich für mich bete, so sage ich gewöhnlich: „O Herr, ich bin ein großer Sünder gewesen, aber du hast mich durch dein Blut rein gewaschen. Ich danke dir dafür. Nun leite und belehre mich auch durch deinen guten Geist! Entferne die bösen Gedanken, die noch so oft in meinem Herzen sind! Und nimm mich in deinen Himmel, wenn ich sterbe!“

„Sehr gut, Butewe!“ rief der Missionar erfreut. „Das ist vortrefflich. Aber sage mir doch, von wem hast du das alles?“

„Von dir, Herr, von dir!“ rief der Krüppel. „Wer anders brachte uns die gute Botschaft der Erlösung als du?“

„Das ist ja wahr“, versetzte Williams; „aber ich erinnere mich gar nicht, dich je gesehen zu haben. Wie hast du denn von diesen Dingen gehört?“

„Das ist schnell gesagt“, rief Butewe mit glücklichem Gesicht. „Wenn die Leute aus der Kapelle kommen und nach Hause gehen, dann setze ich mich an den Weg und bittle um ein Stückchen von dem Wort, das sie gehört haben. Dann gibt der eine mir dieses Stück, der andere jenes, und ich sammle es alles in meinem Herzen auf. Dann denke ich über das Bernommene nach und bitte Gott, mir Verständnis darüber zu geben. Und

so verstehe ich jetzt ein wenig von Seinem großen und herrlichen Wort.“

Der Missionar tat noch einige andere Fragen, die ihn völlig davon überzeugten, daß Gottes Geist in dem Herzen dieses armen Krüppels ein ganzes Werk getan hatte. Er war in der Tat ein glückliches Kind Gottes. Welch ein Wunder, in der Tat weit größer und herrlicher als all die herrlichen Naturwunder auf Raiatea!

Williams ließ den Krüppel fortan nicht mehr aus den Augen. Er sah nach ihm, so oft er in die Nähe seiner Hütte kam. Jeder Besuch war ihm eine Quelle neuer Freude, denn es zeigte sich jedesmal, daß Butewe das erbettelte Wort gut verstand. Gott verherrlichte sich in Wahrheit an dieser armen Seele.

Mee und Butewe — zwei Namen, die im Himmel angeschrieben sind! Welch eine ernste und eindringliche Sprache reden sie zu allen denen, welche in unserem in christlicher Hinsicht so reich bevorzugten Lande klar und einfach das Wort der Wahrheit verkündigen hören, aber — es verschmähen! Wie werden sie entfliehen, wenn sie eine so große Errettung vernachlässigen!? (Hebr. 2, 3.) Für solche steht geschrieben:

„Sehet zu, daß ihr Den nicht abweistet, der da redet!“ und:

„Was wird das Ende derer sein, die dem Evangelium Gottes nicht gehorchen!“

(Hebr. 12, 25; 1. Petr. 4, 17.)



„Die mich frühe suchen . . .“

Wie friedlich sitzen auf unserem Bilde Großmutter und Enkelin in einfacher Dachkammer nebeneinander, die Kleine emsig bemüht, es der lieben Großmama im Flicker gleichzutun! Ihre Puppe liegt vergessen am Boden, und daneben spielt das schmucke Mädchen mit dem Garnknäuel. Alles atmet Ruhe und Frieden.

Es ist etwas Schönes um ein friedliches Familienleben. Es ist etwas, das Gott und Menschen erfreut. Aber ach! in wie vielen Familien fehlt der Friede! Was ist die Ursache? Wahrer Friede kann nur in der Familie vorhanden sein, wo Jesus den ersten Platz einnimmt, wo Seine Gesinnung die Herzen beherrscht, und wo auch die Kleinen in der Furcht Gottes erzogen werden. Wo das nicht der Fall ist, kennt man keinen wirklichen Frieden, wenn es auch äußerlich ruhig hergehen mag.

Ja, es ist ein schöner Anblick: Großmutter und Enkelin in solch friedlichem Verein. Wie schön aber ist es erst, wenn die Großmutter oder auch die Mutter in solcher Stunde den Mund auf tut und dem Kinde von Dem erzählt, der die Kleinen so lieb hat! Welcher Segen geht aus solchen Unterhaltungen hervor! Die Herzen der Kinder sind im allgemeinen empfänglich. Nicht umsonst steht geschrieben: „Die mich frühe suchen, werden mich finden“, und: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!“



Der alte Spitta hat recht, wenn er singt:

O selig Haus, wo man die lieben Kleinen
Mit Händen des Gebets ans Herz dir legt,
Du Freund der Kinder, der sie als die Seinen
Mit mehr als Mutterliebe hegt und pflegt.
Wo sie zu deinen Füßen gern sich sammeln
Und horchen deiner süßen Rede zu,
Und lernen früh dein Lob mit Freuden stammeln,
Sich deiner freun, du lieber Heiland du!

Vor Jahren brachten die „Samenkörner“ die Bekehrungsgeschichte eines Knaben, der, von einer liebenden Mutter früh zum Heiland gewiesen, sich als Sünder erkannte und Frieden fand durch den Glauben an Jesu Opfertod. Die kleine, einfache Erzählung durfte durch des Herrn Gnade mehreren Lesern zu ewigem Segen dienen. Wenn ich heute die ebenfalls sehr einfache Bekehrungsgeschichte eines kleinen Mädchens hierher setze, wie sie mir von einer gläubigen Freundin berichtet wurde, so geschieht es mit dem Wunsche, daß auch sie in ihrer ungekünstelten Schlichtheit zu dem einen oder anderen Herzen reden möchte.

Es war zu einer Zeit, wo Gottes Geist in unserem Orte sichtbarlich unter den Kindern wirkte; auch Luise, so wollen wir die Kleine nennen, wurde von dem Wehen des Geistes erfaßt. Immer wieder sagte sie zu ihrer Mutter: „Mutter, ich möchte auch gern bekehrt werden“.

Eines Tages besuchte sie uns. Mein Mann erzählte ihr von einem kleinen Mädchen, das, in Sündennot geraten, ins Schlafzimmer gegangen sei und den Herrn unter heißen Tränen um Vergebung seiner Sündenschuld gebeten habe. Dieses Gebet war bald erhört worden. Luise hörte nachdenklich zu.

Am nächsten Tage — wir hatten gerade Besuch — kam sie wieder. Sie schien etwas auf dem Herzen zu haben. Auf meine Frage, ob sie mir etwas zu sagen wünsche, erwiderte sie: „Ja, komm mal mit“. Ich ging mit ihr in ein Nebenzimmer, und hier erzählte sie mir, sie sei schon zehnmal in die Schlafstube gegangen, sei niedergekniet und habe dem Herrn Jesus gesagt, wie gern sie bekehrt werden möchte.

„Was hast du denn dem Herrn Jesus gesagt?“ fragte ich.

„Herr Jesus, habe ich gesagt, ich habe so viele, viele Sünden und bin so oft unartig gewesen. Vergib mir das alles! Ich möchte so gern in den Himmel kommen, möchte so gern bekehrt werden.“

Während wir uns noch weiter unterhielten, kam mein Mann von der Reise zurück. Ich ließ sie mit ihm allein, und sie wiederholte ihm alles, was sie mir bereits erzählt hatte.

„Was hast du denn für deine vielen Sünden und Unarten verdient?“ fragte mein Mann.

„Die Hölle!“ kam es traurig über ihre Lippen.

„Aber ist denn nicht schon ein Anderer für dich bestraft worden?“ — „Ja.“ — „Und wer ist das?“

„Das ist der Herr Jesus!“ rief sie. „Er ist für mich am Kreuz gewesen.“

„Nun, Luise, wenn das der Fall ist, wo gehst du dann hin, wenn du stirbst?“

Eine merkwürdige Änderung ging auf diese Frage hin mit der Kleinen vor. Ihre Traurigkeit verschwand mit einemmal, und glücklich rief sie aus: „In den Himmel!“

„Nun, Luise, was bleibt dann jetzt noch übrig? Was willst du tun?“ „Dem Herrn Jesus danken!“ rief sie voller Freude.

In der nächsten Minute befand sie sich auf dem Heimwege, um ihrer Mutter, die krank zu Bett lag, ihr Glück mitzuteilen und dann aufs neue ins Schlafzimmer und auf ihre Kniee zu gehen; aber diesmal nicht, um die Vergebung ihrer Sünden zu erflehen, sondern um den Herrn für Seine Gnade zu preisen. Ich begleitete sie, da ich der Kranken ohnehin einen Besuch abstatten wollte.

Die Freude der Mutter über die Mitteilung ihres Töchterchens, sie sei jetzt auch bekehrt, kann nur der verstehen, der dasselbe Glück an seinem Herzen erfahren hat. Wir besprachen noch einmal die verschiedenen Einzelheiten und freuten uns gemeinschaftlich.

Luise hatte noch mehrere Fragen auf dem Herzen, die ich ihr beantworten mußte. Eine davon lautete: „Komme ich denn auch ganz sicher in den Himmel?“

In meiner Antwort sagte ich unter anderem: „Im Himmel ist ein Buch. Auf einer Seite dieses Buches sind alle deine Sünden und Unarten aufgezeichnet. Aber durch diese ganze Liste ist ein Strich gemacht. Die Sünden sind alle ausgelöscht, und womit ist das geschehen?“

„Mit dem Blute des Herrn Jesus“, lautete ihre Antwort. Als wir dann weiter über den Wert dieses kostbaren Blutes redeten, rief sie plötzlich voller Freude: „Es floß für mich!“ Tiefbewegt stimmten ihre Mutter und ich in diesen Ausruf ein. Wir sprachen darauf von der Herr-

lichkeit des Himmels, von der Stadt mit den goldenen Gassen usw., und das letzte Wort des kaum siebenjährigen Kindes an diesem mir unvergesslichen Abend lautete: „Dann will ich mir das aber selbst mal lesen“.

Einige Tage später besuchte Luise uns wieder. Das Glück ihres Herzens war noch das gleiche. Der gute Hirte hatte Sein Schäflein gefunden und leitete es an Seiner treuen, starken Hand. —

Das ist der einfache Weg, um errettet und für ewig glücklich zu werden, mein lieber junger Leser. Es ist aber auch der einzige Weg für den, der die Kinderschuhe längst ausgezogen hat. Der Herr Jesus hat einst gesagt: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Reich der Himmel eingehen“. (Matth. 18, 3.)

Das Wort gilt auch heute noch.

Pharisäer und Sünderin.

(Lut. 7, 36—50.)

I.

In der am Ende von Lut. 7 mitgeteilten Begebenheit nehmen, abgesehen von dem Herrn selbst, zwei Personen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: Der Gastgeber, der Pharisäer Simon, und das arme Weib, das allgemein unter dem Namen „die große Sünderin“ bekannt ist. Es waren noch andere Leute anwesend, aber sie treten nicht weiter hervor als durch eine Bemerkung (B. 49), die von der

Gleichgültigkeit und dem Unglauben ihrer Herzen Kunde gibt.

Die beiden erwähnten Personen waren, was ihre äußere Stellung, ja, ihr ganzes Leben betraf, so verschieden voneinander wie möglich. Der eine ein sittenstrenger, gelehrter, hochangesehener und, wie wir wohl annehmen dürfen, reicher Mann, die andere ein sittenloses, verachtetes, elendes Weib. Doch der größte Unterschied zwischen beiden lag noch auf einem anderen Gebiet.

Beschäftigen wir uns zunächst mit Simon, dem Pharisäer.

Was für ein Mann war er, und vor allem, welche Stellung nahm er Jesu gegenüber ein? Der Evangelist teilt uns nichts über sein Vorleben mit, aber die Erzählung selbst läßt uns mehrere klare Schlüsse ziehen.

Simon war vor allem ein selbstgerechter Mann. Offenbar gehörte er nicht zu denen, welche Jesu Fallen zu stellen suchten, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß seine Einladung in schlechter Absicht erfolgt sei; aber er hielt sich selbst für weit über den Herrn erhaben. Er hatte über sein eigenes Ich die besten Gedanken; er war, um in der Sprache des Gleichnisses zu reden, ein Mann, der nicht mehr als fünfzig Denare zu schulden meinte. Vom Herrn dagegen dachte er gering. Es war für ihn immer die Frage gewesen, ob Jesus wirklich ein Prophet sei, und heute kam er dahin, diese Frage bestimmt zu verneinen.

Die Einladung zum Essen war wohl nur erfolgt, um nähere Bekanntschaft mit dem Manne zu machen, der unter seinen Standesgenossen so viele Feinde

hatte, dem so viel Haß entgegengebracht wurde, und der doch Seinen Weg unbekümmert weiter ging. Wahrscheinlich bildete Simon sich ein, daß Jesus diese Einladung als eine hohe Ehre betrachten würde. Sein ganzes Verhalten beim Empfang und auch nachher läßt darauf schließen.

Der Herr nahm die Einladung an. Er trat in das Haus des Pharisäers. Wußte Er nicht, was für ein Mann Simon war? Kannte Er nicht dessen hochmütige Gesinnung? Wußte Er nicht, wie man Ihn empfangen und behandeln würde? Gewiß. Aber Er ging willig den Weg, den der Vater Ihn gehen hieß, mochte er Ihn auch weiterer Erniedrigung und Demütigung entgegenführen. Er war daran gewöhnt, mißachtet zu werden. Und wie war der Empfang? Gleichgültigkeit und Kälte gaben den Ton an. Simon hatte keinen Begrüßungsfuß für Ihn, kein Öl zum Salben, das Zeichen besonderer Ehrung, ja, nicht einmal Wasser für die Füße, das Geringste, was ein Gast erwarten konnte. Meint man nicht den Pharisäer nachlässig zu seinem Gaste sagen zu hören: „Bitte, setze dich nur hierhin, Lehrer!“? Damit glaubte er alles getan zu haben, was er Jesu schuldig war. „Er ging in das Haus des Pharisäers und legte sich zu Tische.“ Mehr wird uns nicht berichtet. Keine Wärme, kein Funke von Liebe, keine Spur einer Wertschätzung des erlauchten Gastes! Welch ein Schmerz muß es für den Herrn gewesen sein! Er fand wohl ein Haus, aber kein Herz!

Lieber Leser! Gehört dein Herz dem Herrn? Oder haben die Dinge der Welt mehr Wert für dich als Seine Person? Was nützt es, wenn wir

dies und das für Arme, für die Kirche, für die Mission u. geben, wenn unser Herz Ihm nicht gehört?

Ein schmerzlicher Vorwurf klingt aus den Worten des Herrn heraus, wenn Er später, während des Essens, zu dem Pharisäer sagt: „Ich bin in dein Haus gekommen, du hast mir kein Wasser auf meine Füße gegeben; du hast mir keinen Fuß gegeben; du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt“. Vorher hatte Er geschwiegen. Aber tief hatte Sein Herz die Vernachlässigung gefühlt.

Was war die Ursache des Verhaltens Simons? Auf eins haben wir bereits hingewiesen. In kurzen Worten ausgedrückt, war der Grund der: Er kannte den Herrn Jesus nicht, und er kannte sich selbst nicht. Wenn er Jesum gekannt hätte, wie Er war in Seiner Herrlichkeit und Schönheit, wenn er gewußt hätte, welch einen göttlichen, himmlischen Gast er beherbergte, wie würde er dann alles getan haben, um Ihn würdig zu empfangen! Simon kannte Jesum nicht, und deswegen konnte er auch nicht herzlich zu Ihm sein. Deswegen konnte er Ihm keinen Fuß geben und Sein heiliges Haupt nicht mit Öl salben. Armer Mann! War es Jesu Schuld, daß er Ihn nicht kannte? Wahrlich nicht. Der Herr hatte „öffentlich zu der Welt geredet; Er hatte allezeit in der Synagoge und in dem Tempel gelehrt, wo alle Juden zusammenkamen, und im Verborgenen hatte Er nichts geredet“. (Bergl. Joh. 18, 20.) Er hatte auch vor aller Augen Seine Zeichen und Wunder getan. Nein, es war nicht des Herrn Schuld, wenn Simon Ihn nicht kannte. Es war nur des Pharisäers Schuld. Er verlangte nicht da-

nach, Jesum als Heiland kennen zu lernen. Warum nicht? Weil er sich selbst nicht kannte. Hätte er das getan, wäre er nicht so blind über sich selbst gewesen, dann hätte er gewußt, welch ein armer, sündiger Mensch er in Gottes Augen war, und gewiß, dann hätte er gesucht, Jesum kennen zu lernen; er hätte mit Freuden seine Zuflucht zu Dem genommen, welcher nicht nur der Messias Seines Volkes war, sondern im Begriff stand, um der Sünden der Menschen willen Sein kostbares Leben zu opfern, zu Ihm, der allein ihm helfen konnte. Aber er kannte sich nicht.

Armer Pharisäer! Wir hören nichts davon, daß in seinem Leben eine Änderung eingetreten ist, und so müssen wir fürchten, daß er mit seiner Religion, seiner Gelehrsamkeit, seiner Schriftkenntnis, seinen guten Werken und was er sonst noch haben mochte ewig verloren gegangen ist.

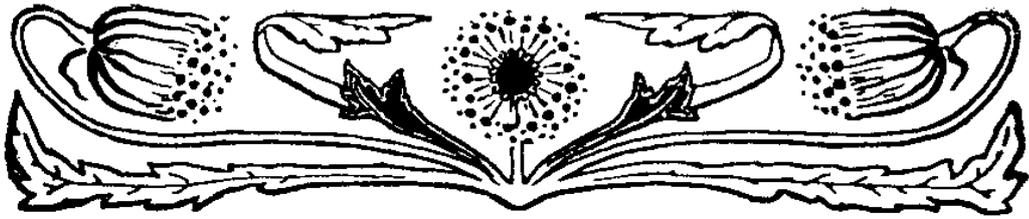
Es gibt auch heute noch eine große Zahl Menschen vom Schlage Simons, des Pharisäers: unbescholtene, ehrenwerte, religiöse Leute mit mancherlei guten Eigenschaften und Werken, aber Leute, die Jesum nicht kennen und sich selbst nicht kennen. Wenn man sie nach ihrem Verhältnis zu Gott fragen würde, so würden sie ohne weiteres antworten: Alles steht gut. Wie aber denkt Gott über solche? Ach! Sein Urteil lautet anders. Sie gehören, wie alle Menschen von Natur, zu den „Kindern des Zorns“. (Eph. 2, 3.) Wie ist das möglich? Hören wir, was der Herr Jesus sagt! „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich.“ (Joh. 14, 6.) Da haben

wir die Antwort. Der einzige Weg, um zum Vater, zu Gott, zu kommen, ist Jesus, nicht aber Religion, Ehrbarkeit, gute Werke usw. Alle diese Dinge, so schön sie den Menschen scheinen mögen, sind vor Gott nur die Ausflüsse einer sündigen Natur, sind deswegen unrein, ja, sogar hassenswert. Es gibt nur einen Weg zum Vaterherzen Gottes, den von Ihm selbst bereiteten Weg, und der heißt Jesus. Wer Jesum annimmt, hat ewiges Leben; wer nicht an Ihn glaubt, geht ewig verloren, der Zorn Gottes bleibt auf ihm.

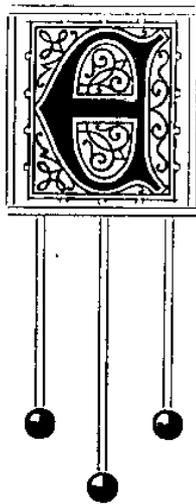
Bedenke dies, lieber Leser! Es ist eine ernste Wahrheit: „Niemand kommt zum Vater, als nur durch Ihn“. — „Wenn jemand mich liebt“, sagt der Herr, „so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“ (Joh. 14, 23.)

Zufall oder Gottes Fügung?

Vor einigen Tagen, so berichtete im vorigen Herbst die „Weserzeitung“, beobachtete ein Jäger in der Feldmark einen Habicht, der eine Taube geschlagen hatte. Bei diesem Mahle wurde der Raubvogel durch den Jäger gestört und mußte sein leckeres Mahl im Stich lassen. Als der Jäger sich die Taube näher besah, machte er die Entdeckung, daß es eine Briestaube war, welche eine Depesche bei sich trug. Ein Flugzeug war durch Versagen des Motors gezwungen worden, auf dem Meere niederzugehen, und hatte die Taube mit der Briespost fliegen lassen. Sofort eilte der Jäger zum nächsten Telegraphenamt, gab Mitteilung nach Wilhelmshaven und hatte nun die große Freude, von dort die Nachricht zu erhalten, daß infolge seiner Depesche die Bergung des Flugzeuges und die Rettung der Besatzung möglich gewesen sei.



Eine merkwürdige Reise.



Es war an einem Samstagnachmittag, als ich mich auf den Weg zum Bahnhof machte, um nach dem Dörfchen B. zu fahren. Die Zugverbindung war nicht die beste. Wenn man nicht einen täglich nur einmal verkehrenden Zug benutzte, der in wenigen Stunden das Ziel erreichte, so mußte man an einer Zwischenstation stundenlang auf den Anschluß warten. Ich hatte natürlich die Absicht, mit dem „guten“ Zuge zu fahren, aber siehe da, ich kam am Bahnhof an, gerade als der Zug aus der Halle fuhr. Das war recht verdrießlich. Zwar ging in zehn Minuten ein anderer Zug, aber der hatte eben keinen Anschluß; ich mußte nicht weniger als vier Stunden an der erwähnten Station sitzen. Doch es blieb keine andere Wahl. Mit sehr gemischten Gefühlen stieg ich ein.

Während ich ruhig in meinem Abteil saß, waren meine Gedanken fortwährend mit dem mir so ärgerlichen Mißgeschick beschäftigt, und unwillkürlich fuhr es mir durch den Sinn: „Welch einen häßlichen Klang hat doch das Wort zu spät! Und wenn dies schon auf Erden der Fall ist, wie

schrecklich muß dann erst die Wirkung dieses Wortes sein, wenn es einem Sünder dereinst in die Ohren gelst, der hienieden oft Gelegenheit hatte, seine unsterbliche Seele in Sicherheit zu bringen, es aber aus Sorglosigkeit, Gleichgültigkeit oder aus irgend einem anderen Grunde versäumt hat! Ich werde durch meine Unachtsamkeit einige Stunden später, als beabsichtigt, am Ziel anlangen. Wo aber auf der Schwelle der Ewigkeit das verzweifelte zu spät ausgerufen wird, da bedeutet es die Verdammnis des Unglücklichen.“ Diese Gedanken ließen mich meinen Ärger vergessen. Ich mußte an das Glück derer denken, die zur Zeit der Gnade Christum angenommen haben. Was die Ewigkeit betraf, konnte ich, Gottlob! ohne Sorge sein. Da gab es für mich, kraft des Erlösungswerkes Christi, kein zu spät. Nach einiger Zeit tauchte auch die Frage in mir auf, ob nicht der Herr in H., so hieß der Ort, wo ich umsteigen mußte, etwas für mich zu tun haben möchte. Ich sann nach, und plötzlich fiel mir ein, daß eine ältere Frau dort wohnte, mit der ich im Jahre zuvor verschiedene Male zusammengetroffen war. Sie hatte damals bekannt, an den Herrn zu glauben, war aber trotzdem nicht glücklich gewesen.

Ich hatte der Frau seiner Zeit versprochen, sie in H. zu besuchen. Aus diesem Besuch war aber bis heute nichts geworden. Nun war die Gelegenheit gegeben. Aber wo wohnte meine Bekannte? Zwar hatte ich mir ihre Wohnung aufgeschrieben, trug das Blatt aber nicht bei mir. Selbst ihr Name war mir entfallen. Da war guter Rat teuer. Doch ich verzagte nicht. War

es vom Herrn, daß ich die alte Frau besuchen sollte, so hatte Er Mittel und Wege, mich zu ihr zu führen. Und siehe da, plötzlich fiel mir die Straße ein, wo sie nach meiner Erinnerung wohnen mußte.

Wohlgemut stieg ich in S. aus und ging in die Stadt. Ein Herr, bei dem ich mich nach der Straße erkundigte, gab mir freundlich Auskunft. Nach etwa halbstündigem Umherwandern fand ich die Straße; doch sofort kamen mir Zweifel, ob es die richtige sei. Mißtrauisch betrachtete ich die großen vornehmen Häuser. Meine alte Bekannte war Kinderfrau. Sollte die in einer so feinen Straße wohnen?

„Ich bin doch hier in der . . . Straße?“ fragte ich einen Jungen.

„Gewiß, mein Herr. Zu wem wollen Sie?“

„Ja, das ist gerade die Sache, mein Junge“, erwiderte ich. „Ich habe den Namen vergessen. Doch ich will dir sagen, was ich weiß. Ich suche eine Witwe, eine alte dicke Frau. Sie ist Kinderfrau.“

„Nein, wo die Frau wohnt, kann ich Ihnen nicht sagen“, versetzte der Junge lachend.

Ich war über diesen Bescheid nicht sonderlich erstaunt, wenn auch nicht gerade erfreut. Langsam setzte ich meinen Weg fort, indem ich die Schilder an den Haustüren einer sorgfältigen Prüfung unterzog. Aber ich fand keinen Namen, der mich an meine Bekannte erinnert hätte. Was sollte ich tun? Ich wandte mich an einen Mann, der mich nach einigen Fragen in eine ärmliche Nebenstraße wies. Während ich langsam dahinschritt, winkte mir eine in einer Tür stehende Frau zu und er-

kundigte sich freundlich, wen ich suche. Ich gab ihr den gleichen Bescheid wie vorher dem Jungen, worauf sie meinte, die Betreffende könne wohl da und da, „jenseit der Brücke“, wohnen. Ich folgte auch diesem Winke, aber wieder umsonst. Etwas entmutigt beschloß ich, zum Bahnhof zurückzukehren. Auf dem Wege dahin kam ich an einer Straße vorbei, wo ich noch einen letzten Versuch machen wollte. Jemand wies mich zu einer Frau Wittenberg. Das mußte nach seiner Meinung die Gesuchte sein. Diese Überzeugung teilte ich nun zwar nicht, denn der Name Wittenberg war mir völlig fremd. Aber wer weiß? vielleicht war es der Herr, der mich dahin sandte.

So suchte ich denn Frau Wittenberg auf. Sie wohnte eine Treppe hoch, war alt und dick, hatte aber im übrigen nicht die geringste Ähnlichkeit mit meiner Bekannten.

Ich sagte „Guten Tag“ und fügte hinzu: „Nun, Frau Wittenberg, die, welche ich suche, sind Sie zwar nicht, aber vielleicht darf ich doch einen Augenblick bei Ihnen verweilen.“

„Sicher, mein Herr!“ erwiderte sie freundlich, indem sie voranging und mir einen Stuhl herbeiholte. Die Frau machte einen sehr angenehmen Eindruck. Auch das Zimmer war nett und freundlich.

Ich erzählte Frau Wittenberg, die mir gegenüber Platz genommen hatte, auf welche Weise ich zu ihr gekommen war, und fuhr dann fort:

„Ich wollte mit meiner Bekannten ein wenig über den Herrn Jesus reden. Vielleicht können auch wir uns über Ihn unterhalten. Es kommt

nichts von ungefähr, und so denke ich, daß der Herr uns nicht ohne Absicht zusammengeführt hat."

"Ich bin ganz einverstanden", versetzte sie; „sind Sie vielleicht der Stadtmissionar, der meine alte Mutter, Frau M., einigemale besucht hat?"

Ich erklärte ihr, daß ich weder Stadtmissionar sei, noch eine Frau M. kenne. Im Laufe der dann folgenden, sehr angeregten Unterhaltung erzählte Frau Wittenberg, daß der Herr sie schon in früher Jugend zu sich gezogen, und daß sie „in der vollen Liebe“ gestanden habe.

„Nun, dann sind Sie ja ein Kind Gottes“, versetzte ich erfreut, „und ich danke dem Herrn, daß Er mich zu Ihnen geführt hat; denn auch ich darf mich rühmen, den Gott aller Gnade als meinen Vater in Jesu Christo zu kennen.“

Ein Zug der Unsicherheit trat bei meinen Worten auf das freundliche Antlitz der Frau. Ich merkte, daß sie irgend etwas auf dem Herzen hatte.

„Ich fürchte“, hob sie nach einer kurzen Pause an, „daß ich die Tiefe meines verlorenen Zustandes nicht genug gefühlt habe.“

Ich nahm meine Bibel zur Hand und schlug Röm. 3 auf, jenes Kapitel, in welchem uns der verlorene Zustand und die ganze Bosheit des Sünders so deutlich vorgestellt werden, in dem aber auch andererseits die Gnade Gottes und die Kraft des Erlösungswerkes so wunderbar hervortreten. Während ich den Abschnitt las, gab meine Zuhörerin wiederholt ihre Zustimmung durch Zeichen zu erkennen. Als ich zu Ende war, versicherte sie mir nochmals, daß sie von ganzem Herzen und mit Vertrauen Jesum ergriffen habe, doch dann kam

wieder ihr „Aber“. Sie hatte die Bekehrungsgeschichte eines Mannes gelesen, bei dem eine so mächtige Änderung eingetreten war, daß jedermann sie ohne weiteres hatte wahrnehmen können. Da sie nun eine derartige Umkehr nicht erlebt hatte, fürchtete sie, sie möchte ihren sündigen Zustand nicht tief genug gefühlt haben.

Ich nahm wieder die Bibel zur Hand.

„Liebe Frau Wittenberg“, versetzte ich, „die Geschichte des Mannes, den Sie erwähnen, habe ich auch gelesen. Aber das ist ein durchaus anderer Fall. Zunächst hatte dieser Mann eine ganz andere Vergangenheit als Sie; ein wüstes, gottloses Leben lag hinter ihm. Da war eine besondere, gründliche Umkehr naturgemäß und am Platze. Doch nehmen wir wieder unsere Zuflucht zu Gottes Wort. Wir finden dort mehrere Bekehrungsgeschichten, die völlig voneinander abweichen. Denken wir zunächst an den Apostel Paulus, der sich den „ersten“ der Sünder nennt. Seine Bekehrung fand unter ganz absonderlichen Umständen statt. Ein Licht aus dem Himmel, das den Glanz der Sonne übertraf, warf ihn zu Boden, als er auf dem Wege nach Damaskus war. Er blieb drei Tage blind und aß und trank nicht. Hat Ihre Bekehrung etwa die geringste Ähnlichkeit mit der seinigen? Nein. Da erkennen Sie schon, wie Gott jeden Menschen besonders führt. Die zweite Bekehrung, an die ich denke, fand in noch viel kürzerer Zeit statt, wenn allerdings auch unter besonderen Umständen.“

„Sie meinen sicher den Räuber am Kreuz?“
fiel sie ein.

„Nein, an ihn dachte ich im Augenblick nicht, aber es ist gut, daß Sie ihn erwähnen. Denn die Befehrung dieses Mannes liefert Ihnen den Beweis, daß man nicht unbedingt lange Zeit in Unruhe und Sündennot zu sein braucht, um errettet zu werden. Ich dachte an den Kerkermeister zu Philippi, von dem wir in ApstgSch. 16 lesen. Dieser unglückliche Mann, der eben seinem Leben ein Ende machen wollen, rief Paulus und Silas zu: „Ihr Herren, was muß ich tun, auf daß ich errettet werde?“ Was antworteten nun die Apostel? Erwiderten sie: „Du mußt deine Sünden tief fühlen, mußt dich in den Staub beugen und viele Tage Leid tragen über dein vergangenes böses Leben!“? Nein, ermunternd riefen sie ihm zu: „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden, du und dein Haus!“ Und wir lesen weiter, daß der Mann noch in der gleichen Nacht „an Gott glaubend mit seinem ganzen Hause frohlockte“.

„Die dritte Befehrung, auf die ich Sie hinweisen möchte, ist wieder ganz anders geartet. Sie trägt einen lieblichen Charakter. Wir lesen da nichts von einer gewaltigen Änderung im Leben, wenn es auch natürlich einen Wendepunkt gab. Ich meine die schöne Geschichte von Lydia, der Purpurfrämerin. Draußen am Fluß, außerhalb der Stadt Philippi, hatte Paulus eine Unterredung mit einigen Frauen, die dort zum Gebet zusammenzukommen pflegten. Von einer von ihnen, Lydia aus Thyatira, lesen wir, daß der Herr ihr, während sie zuhörte, „das Herz auftat, daß sie acht gab auf das, was von Paulus geredet wurde“. Wie schön und ein-

fach ist das — ein Fall, wie er häufig vorkommt. Der Herr klopft an das Herz des Sünders; hört dieser auf die freundliche Stimme des Heilandes, so öffnet Er das Herz für das Wort des Lebens und gießt dann Seinen Heiligen Geist darin aus.“

Auf Grund dieser Beispiele aus dem Worte Gottes zeigte ich Frau Wittenberg, wie verkehrt es ist, sich ein Muster für die Befehrung zu suchen, und wie die Sicherheit der Errettung einzig und allein abhängt von dem großen, auf Golgatha vollbrachten Erlösungswerke Jesu Christi und von dem einfältigen, kindlichen Glauben an dieses Werk. Zu meiner Freude durfte ich wahrnehmen, daß meine Worte ihren Zweck nicht verfehlten. Die Beispiele aus der Schrift halfen der Frau über ihre Schwierigkeiten hinweg. Sie dachte nicht mehr an sich und ihre Gefühle, sondern richtete ihren Blick auf Den, der die Quelle aller Freude und alles Friedens ist. Im Anschluß an unsere Unterredung sprachen wir noch das eine und andere über das herrliche Teil, das dem Gläubigen bereit liegt.

Während des letzten Teils unseres Gesprächs setzte Frau Wittenberg den Wasserkessel aufs Feuer und bereitete mir eine gute Tasse Kaffee. Auch erzählte sie mir Verschiedenes aus ihrem Leben. Sie hatte keinen leichten Weg hinter sich. Dornen und Disteln waren auf ihrem Pfade reichlich gewachsen. Selbst jetzt, zu Jahren gekommen, mußte sie ihr täglich Brot noch sauer mit eigener Hand verdienen. Doch sie klagte nicht. Sie rühmte Gottes Gnade, die sie bei allen Schwierigkeiten bis zu diesem Tage erhalten hatte, und ihr Antlitz

glänzte vor Freude, als sie von den herrlichen Schätzen sprach, die für den aufbewahrt sind, der Jesum angenommen hat und liebt.

Die Zeit bei der mir jetzt so lieb gewordenen Gläubigen verflog nur zu schnell. Ich mußte zur Bahn, wenn ich meinen Zug nicht noch einmal versäumen wollte. Frau Wittenberg dankte herzlich für meinen Besuch. Doch ich wies ihren Dank zurück. Es war der Herr, der mich auf so merkwürdige Weise in ihr Haus geführt hatte. Ihm allein gebührte der Dank.

„Wenn wir uns hienieden nicht mehr wiedersehen sollten, dann im Himmel!“ Das waren Frau Wittenbergs letzte Worte, während sie mir herzlich die Hand drückte. Wohlgemut schritt ich dem Bahnhof zu. Wie hatte der Herr doch alles gut gemacht! Zwar hatte ich meinen Zweck nicht erreicht. Aber es war gewiß besser so.

Während ich noch am Bahnhof saß und die Erlebnisse dieses Nachmittags überdachte, schoß mir plötzlich ein Name durch den Kopf, und fast laut rief ich: „Die Alte hieß Frau Koos!“ Aber ich hatte jetzt keine Zeit mehr, mich nochmals auf die Suche zu begeben.

Damit ist meine Erzählung zu Ende. Möge sie dem gläubigen Leser zur Ermunterung dienen, aber auch dem unbefehrten zum Segen sein, damit er dasselbe Glück finde wie die Frau, mit der ich auf so merkwürdige Weise zusammengetroffen war!



„Gott ist Liebe.“

Vor einer Reihe von Jahren versammelte sich in dem Dörfchen L. allabendlich eine kleine Anzahl gläubiger Christen, um Gottes Segen auf Dorf und Umgegend herabzuflehen. Ihre Bitte war, daß viele Seelen, die jetzt noch ohne Gott und ohne Hoffnung dahinlebten, zum Heiland gebracht werden möchten.

Nicht lange vor dieser Zeit hatte ich angefangen, das Wort vom Kreuze zu verkündigen, und merkwürdigerweise erwachte in mir der besondere Drang, gerade obiges Dorf zu besuchen. Dieses Verlangen war mir selbst unerklärlich, denn das Dorf lag an 100 km von meinem Wohnort entfernt, und ich kannte niemand dort.

Ich teilte meiner Frau meine Gedanken mit; aber sie schüttelte den Kopf und erwiderte: „Es scheint mir nicht, daß du hingehen solltest, denn wir haben im Augenblick nur etwas über zwei Mark im Hause, und damit müssen wir noch einige Tage auskommen“.

Dieser Einwand war begründet. Trotzdem konnte ich das Gefühl nicht loswerden, daß ich gehen sollte.

Am folgenden Tage sprach ich mit einem Freunde über die Angelegenheit. In seinen Mienen malten sich Staunen und Überraschung.

„Wie merkwürdig!“ rief er. „Heute morgen habe ich einen Brief aus jenem Dorf erhalten, und zwar von einem alten Christen, in dessen Hause

schon seit acht Monaten regelmäßig Gebetstunden stattfinden. Er schreibt, er habe von einem jungen Prediger des Evangeliums gehört, und Gott habe ihm im Gebet gesagt: „Sende hin und laß ihn holen!“

Dieser deutliche Ruf machte jedem Zweifel ein Ende. Es war mir jetzt klar, daß ich der Stimme meines Herzens folgen mußte.

Das für die Hin- und Rückreise nötige Geld war bald beisammen, und am nächsten Samstagnachmittag machte ich mich auf den Weg. Kein Mensch war an dem kleinen Bahnhof, von dem aus ich noch anderthalb Stunden zu gehen hatte. Doch kam ich ohne Schwierigkeiten zur rechten Zeit in L. an.

Das Haus des alten Christen war unschwer zu finden. Es stand in einem Garten von ganz eigener Art. Während die Nachbarnleute meist Gemüse zogen, hatte er den Blumen den Vorzug gegeben. Ganz vorn an der Straße befand sich ein großes Beet, bepflanzt mit Blumen in leuchtenden Farben, die so angeordnet waren, daß man von außen deutlich die Worte las: „Gott ist Licht“, und „Gott ist die Liebe“.

Längere Zeit stand ich da und freute mich über dieses schöne und eindrucksvolle Zeugnis. Plötzlich vernahm ich eine Stimme im Innern des Hauses. Jemand betete. Ich klopfte an die Tür, worauf dieselbe Stimme rief: „Dem Herrn sei Dank! ich glaube, da ist er!“

Im nächsten Augenblick stand ich vor dem Bewohner des Hauses, einem ehrwürdig aussehenden Greise, und wurde aufs herzlichste von ihm begrüßt.

Als ich davon sprach, mit welcher Freude ich die Blumenprüche im Garten gelesen hatte, sagte er:

„Ja, fast alle, die durch unser Dorf kommen, bleiben stehen und lesen meine kleine Predigt, und jedesmal, wenn ich einen am Zaun erblicke, bitte ich den Herrn, daß Er das Wort an ihm segnen möge.“

Wir hatten zur Freude des Alten noch an demselben Abend eine Versammlung im Dorfe. Manche kamen, um zu hören, und einige gaben Gott die Ehre.

In den folgenden Wochen kam ich noch oft in das Dorf. Der Herr segnete meinen Dienst; viele wurden errettet.

Ein besonderer Fall steht mir noch in lebendiger Erinnerung, und ihn möchte ich zum Schluß erzählen.

Eines Abends, nach Beendigung der Versammlung, — die meisten Zuhörer hatten bereits das Zimmer verlassen, — fühlte ich eine schwere Hand auf meiner Schulter, und eine tränenerstickte Stimme flüsterte: „Ach, Johannes, ich muß ein paar Worte mit dir sprechen“.

Es war W., ein guter Bekannter, den ich bis dahin für einen Gläubigen gehalten hatte. Zu meiner Überraschung erfuhr ich jetzt, daß er noch nicht Frieden mit Gott besaß, sondern im Gegenteil viel von Zweifeln aller Art gequält wurde. Wir setzten uns zusammen und betrachteten miteinander die Stellen, die auf seinen Zustand Bezug hatten; auch beugten wir wiederholt gemeinsam unsere Kniee. Der Herr gab Gnade zu dieser Unterredung; als der Morgen anbrach, vermochte mein



armer Freund sich seiner völligen Errettung zu rühmen.

Kurz darauf verließ ich meine Heimat und brachte nahezu zwei Jahre im Ausland zu, wo mir ein anderer Wirkungskreis angewiesen wurde. Nach meiner Rückkehr führte einer meiner ersten Wege nach L. — Hier vernahm ich zu meiner Überraschung und Trauer, daß W., an den ich in der Zwischenzeit oft hatte denken müssen, nicht mehr unter den Lebenden weile. Er, der große starke Mann, war ziemlich plötzlich etwa vierzehn Tage vorher gestorben.

Am Schluß der Versammlung, die wir an diesem Tage hatten, erkundigte ich mich bei der weinenden Gattin nach den letzten Tagen des heimgegangenen Freundes. Frau W. teilte mir mit, daß ihr Mann nach seiner Befehrung nie glücklicher gewesen sei, als wenn er auf irgend eine Weise dem Herrn habe dienen dürfen. Eines Tages hatte er sich eine böse Erkältung zugezogen, die sich allmählich zu einer ernststen Erkrankung verschlimmerte. Der herbeigerufene Arzt schüttelte den Kopf und äußerte ernste Bedenken. W. nahm diese Nachricht völlig ruhig auf. Er wußte ja, daß Gottes Tun mit den Seinigen nur „Liebe“ ist. Er ruhte in den Händen seines himmlischen Vaters. Kurz vor seinem Heimgang versammelte er seine gläubigen Freunde um sein Bett und bat sie, noch einmal sein Lieblingslied zu singen:

„Ich warte auf Dein Kommen“.

Kurz darauf entschlief er, glücklich in der Liebe seines Herrn.

Pharisäer und Sünderin.

(Luk. 7, 36—50.)

II.

„**U**nd siehe, da war ein Weib in der Stadt, die eine Sünderin war; und als sie erfahren hatte, daß Er in dem Hause des Pharisäers zu Tische liege, brachte sie eine Mabasterflasche mit Salbe; und hinten zu Seinen Füßen stehend und weinend, fing sie an Seine Füße mit Tränen zu benezen; und sie trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes und küßte Seine Füße sehr und salbte sie mit der Salbe.“

Diese Frau trat auf den Schauplatz, kurz nachdem der Herr, wie wir im vorigen Heft sahen, die größte Vernachlässigung von seiten des Pharisäers erfahren hatte. Welch eine Erquickung muß es für Sein Herz gewesen sein, in diesem Augenblick eine Seele zu finden, die trotz aller Schwierigkeiten nicht ruhte, bis sie bei Ihm war und Ihn anrühren durfte!

Suchen wir uns eine Vorstellung zu machen von den Schwierigkeiten, die es für die Frau zu überwinden gab!

Da war zunächst das Haus des Pharisäers, das vornehme, fromme Haus! Da war dieser selbst, der stolze, religiöse, sittenstrenge Mann! Da waren die Gäste, sicherlich lauter Leute, die in dieses Haus und zu seinem Besitzer paßten! Und da stand nun das Weib, eine Sünderin, d. h. eine Person, die als Sünderin, als schlecht und sittenlos, in der

ganzen Stadt bekannt war, eine Frau, vor deren Berührung Simon zurückschreckte wie vor dem Biß einer giftigen Schlange, ein Menschenkind, das, in den Worten des Gleichnisses ausgedrückt, fünfhundert Denare schuldig war.

Welch eine Kühnheit von dieser Frau, in eine solche Umgebung zu treten! Aber sie kam. Sie ließ sich nicht zurückhalten durch den Gedanken an den Pharisäer und sein Haus, sie fürchtete nicht die finsternen, verächtlichen Blicke der Gästeschar. Sie hatte erfahren, daß Jesus im Hause weilte, Er, der allein die Bedürfnisse ihres armen Herzens zu stillen vermochte, und so faßte sie Mut, ging hinein und stellte sich hinten zu den Füßen des göttlichen Heilandes auf und — weinte.

Sie hatte eine Alabafterflasche mit Salbe mitgebracht, aber ihr Herz war noch voller als die Flasche. Sie mußte sich erst ausweinen an Jesu Herzen. Ach! die beiden Herzen verstanden einander: der Heiland, gekommen, um den Sünder glücklich zu machen, und sie, die Sünderin, gekommen, um sich durch Ihn glücklich machen zu lassen. Endlich hatte sie einen Platz gefunden, wo sie ihre Tränen, Tränen der Reue und der Liebe, frei fließen lassen konnte.

„Sie benetzte Seine Füße mit Tränen.“ Wie kostbar waren diese Tränen für das Herz des Herrn! Er entzog sich dem Weibe nicht, wie Simon es getan haben würde, der nicht begreifen konnte, wie Jesus diese Berührung duldete. Die Tränen waren für Ihn lauter kostbare Perlen, und Er verlangte nach dem Augenblick, wo Er die Weinende trösten und sie in Frieden hinsenden konnte. Er

wußte: Hier ist eine Seele, die mir vertraut, ein Auge, das einen Blick in mein Herz getan hat, ein Herz, das sich an mich klammert.

Aber das Weib tat noch mehr. Sie küßte — nicht etwa die Stirn des göttlichen Herrn, das würde sie nicht gewagt haben — nein, sie küßte Seine Füße, nachdem sie sie vorher mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet hatte. In der Tat, „sie hat viel geliebt“. Ihre Handlungen drückten ihre reine Liebe und Zuneigung aus.

Nun kam das Letzte. Nichts achtete diese Frau als zu teuer für die Person des geliebten Herrn und Lehrers. Sie weinte nicht nur, sie küßte nicht nur Seine Füße, nein, sie hatte ihr Geld für eine kostbare Salbe geopfert, um damit die Füße Jesu zu salben. Sie huldigte Ihm im Beisein der übrigen. Er war der Einzige, welcher der Salbung würdig war. Alles, was Simon zu tun versäumt hatte, geschah durch dieses Weib. Sie wußte, was Jesu zukam. Welch ein Augenblick im Hause des Pharisäers! Simon flüstert einige abfällige Worte: „Wenn dieser ein Prophet wäre, so hätte er erkannt, wer und was für ein Weib es ist, die ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin“. Das Weib tut ihr wunderbares Werk, und der Herr genießt die Handlungen einer zerknirschten und zugleich heiß liebenden Seele. Wahrlich, auch dies war eine Speise für Sein Herz, die niemand kannte. (Vergl. Joh. 4, 32.)

Wieder fragen wir: Was veranlaßte das Weib, also zu handeln? Und wieder lautet die Antwort: Zweierlei. Sie kannte den Herrn Jesus, und sie hatte sich selbst kennen gelernt. Sie war in

ihren Augen schuldig und verloren. Gern nahm sie den Platz des Schuldners der fünfhundert Denare ein. Aber sie wußte auch, daß da Einer war, der ihr helfen konnte und helfen wollte. Und dieser Eine war Jesus.

Der Herr ergreift jetzt selbst das Wort. Nachdem der Pharisäer durch seine Gedanken, die außer ihm nur Jesu bekannt waren, seinem Unglauben und Unwillen Ausdruck gegeben hat, sagt Er zu ihm: „Simon, ich habe dir etwas zu sagen“, und dann erzählt Er das bekannte Gleichnis von den zwei Schuldnern und nimmt in wunderbarer Gnade die Verteidigung des armen Weibes, das immer noch hinten zu Seinen Füßen kniet, in Seine göttliche Hand. „Siehst du dieses Weib?“ Ja, Simon sah es wohl. Genug hatte er sich über die Anwesenheit dieser sündigen Person, die so gar nicht in sein Haus paßte, geärgert. Aber was mußte er nun hören? Alles, was er in seiner Verblendung, seiner Selbstgerechtigkeit und seinem Hochmut zu tun veräuht hatte, das hatte dieses arme, verachtete Weib mit wunderbarem Verständnis, getrieben durch die Liebe ihres Herzens, in schönster Weise zur Vollendung gebracht. Wie beschämend für ihn! Wie zog er bei weitem den Kürzeren diesem Weibe gegenüber! Ja, sie stand gerechtfertigt da vor ihm, gerechtfertigt durch den Einen, den er nicht einmal für einen Propheten halten wollte, und der doch in jeden Winkel seines Herzens hineingeschaut hatte!

Das Weib ist nicht weinend aus dem Hause des Pharisäers heimgekehrt, oder, besser gesagt, wenn sie beim Heimgehen noch weinte, so waren es Freudentränen. Nicht nur ihre Verteidigung

übernahm Der, welchen sie so innig liebte, — Er drückte auch Sein göttliches Siegel auf ihren ganzen Zustand. Drei Worte, herrliche, kostbare Worte, durfte sie mitnehmen. Sie lauteten:

„Deine Sünden sind vergeben.“

„Dein Glaube hat dich errettet.“

„Gehe hin in Frieden!“

Ihre Sünden waren vergeben, die vielen, schrecklichen, die sie selbst in den Augen der Menschen zu einer „Sünderin“ gestempelt hatten. Frei durfte sie fortan das Haupt erheben. Selbst der Pharisäer hatte kein Recht mehr, auf sie zu weisen; denn Der, welcher allein Sünden vergeben kann, hatte ihr in seiner Gegenwart auf das ausdrücklichste völlige Vergebung erteilt. Ihr Glaube hatte sie gerettet, nicht ihre Buße, nicht ihre Tränen. Zwar war Jesus damals noch nicht gestorben. Aber auf Grund des Werkes, das bald auf Golgatha geschehen sollte, konnte ihr Glaube an Jesum, das fleckenlose Lamm Gottes, ihr jetzt schon zur Gerechtigkeit gerechnet werden. In Frieden konnte sie hingehen. Er, der „Frieden gemacht hat durch das Blut Seines Kreuzes“, hatte es ihr selbst gesagt. Sie besaß jetzt Frieden mit Gott, den niemand und nichts ihr rauben konnte. Was kümmerte es sie, daß die Gäste kopfschüttelnd einander zuraunten: „Wer ist dieser, der auch Sünden vergibt?“! Sie wußte, an wen sie geglaubt, auf wen sie ihr Vertrauen gesetzt hatte, und wem ihr ganzes Herz gehörte.

Glückliches Weib! Wer möchte ihr nicht gleichen? Welch ein Unterschied bestand jetzt erst recht zwischen ihr und dem selbstgerechten Pharisäer!

Er, mit den armseligen Lumpen seiner Selbstgerechtigkeit angetan, auf dem Wege zur ewigen Verdammnis, sie, mit göttlicher Gerechtigkeit bekleidet, auf dem Wege zur ewigen Herrlichkeit!

Lieber Leser! Wem möchtest du gleichen? Willst du ewig glücklich sein, so mußt du es machen wie die Sünderin und so, wie du bist, mit all deinen Sünden, zu Jesu eilen.

Suchend und gesucht.

D obwohl ich mitten in den Vergnügungen der Welt dahintrieb, so erzählt eine Jüngerin Jesu aus ihrem früheren Leben, machte sich doch in der Tiefe meiner Seele mit der Zeit ein gewisses Begehren nach Gott fühlbar. Meine Jugendjahre waren begleitet gewesen von den Gebeten einer treuen Mutter. Leider war ich ihr nicht gefolgt, da ich lieber die Welt sehen und genießen wollte. Ich war Erzieherin in einer angesehenen Familie. Die Stellung war angenehm, und ich hatte viel freie Zeit, so daß ich Kunst und Wissenschaft treiben und das Leben der Großstadt nach Gefallen mitmachen konnte. Nebenbei aber lernte ich auch einige Christen kennen, deren Einfluß ich mich nicht entziehen konnte. Vor allem bewies mir eine ältere gläubige Dame viel Liebe.

„Kind“, sagte sie einmal zu mir, während sie mich ernst ansah, „Kind, ich wünschte, Sie wären eine Christin!“

„Bin ich das denn nicht?“ gab ich zurück.
 „Ich gehe doch regelmäßig zur Kirche und tue auch nichts Böses!“

„Nein, in dem Sinne, wie Sie es meinen, nicht. Aber wenn ich Ihr Leben beobachtete, wie Sie der Eitelkeit dienen . . .“

Diese Worte erzürnten mich ernstlich, und ich würde die Dame nicht wieder besucht haben, wenn sie nicht so herzlich gut und freundlich zu mir gewesen wäre. Trotz meines inneren Widerstrebens konnte ich ihre Worte nicht loswerden. Am Ende mußte ich zugeben, daß sie Wahrheit enthielten, und ich beschloß daraufhin, gut und fromm zu werden. Aber ich kam nicht weit mit diesem Vorsatz. So oft ich mir vornahm, mein Leben Gott zu weihen, so oft litt ich Schiffbruch. Das machte mich tief unglücklich.

In dieser Zeit nahm ich eine andere Stelle an, als Reisebegleiterin einer sehr reichen und vornehmen Dame. Ich brauchte den Wechsel nicht zu bereuen. Die Dame war äußerst angenehm und liebenswürdig im Umgang, nur war sie, was ich schon damals bedauerte, völlig ungläubig. Nach ihrer Meinung gab es weder einen Gott noch einen Himmel. Sie wollte, wie sie sagte, ihren Himmel auf Erden haben. Wir machten weite Reisen nach Frankreich, in die Schweiz, nach Italien, Spanien und schließlich auch nach Marokko. Ich bekam auf diese Weise manch schönes Stück von der Erde zu sehen. Doch nahm inmitten meines jetzt so glänzenden Lebens im Innersten meines Herzens das Verlangen nach Gott zu. In Spanien suchte ich oft die Einsamkeit und das geheimnisvolle Halb-

dunkel der großen Kirchen auf, in dem Gedanken, die feierliche Stimmung, die dort herrschte, möchte mir helfen. „Über der Höchste wohnt nicht in Wohnungen, die mit Händen gemacht sind.“ Ich kam nicht weiter.

Von Spanien reisten wir nach Marokko. Ein wunderschönes Land; jeder Tag brachte neue Eindrücke. Aber was ich suchte, fand ich auch dort nicht.

Eines Abends stand ich allein auf der Veranda unseres Gasthofs. Die Sonne ging gerade unter und übergieß mit ihrem Farbenspiel den Hafen mit seinen vielen Schiffen, die Stadt mit ihren Moscheen und schlanken Minarets und die Felsen an der Küste des herrlichen blauen Meeres. Es war mir wunderbar zumute, gerade so als ob meine Seele der Ewigkeit entgegenschweben wollte.

In diesem Augenblick trat ein junger, in ein weißes wallendes Gewand gehüllter Araber aus dem Hause, schritt mit ernstem Antlitz in den Hof und warf sich hier zur Erde zum Gebet. Die letzten Sonnenstrahlen umspielten seine jugendliche Gestalt. Der Anblick ergriff mich tief. Mit welchem Ernst erfüllte dieser Jüngling seine religiösen Pflichten, die ihn doch — das wußte ich — Gott nicht näher bringen konnten, und ich, die ich von Jugend an in dem wahren Glauben unterwiesen worden war, die ich so viel von dem Heiland gehört hatte, ich war außerstande, wirklich zu beten! In bitterem Schmerz brach ich in Tränen aus, eilte in mein Zimmer, warf mich hier auf die Kniee und versuchte zu beten. Aber trotzdem ich an diesem Abend von ganzem Herzen zu Gott schrie, fand ich Ihn nicht.

Nach einiger Zeit kehrten wir nach Hause zurück. Ich hatte angefangen, in der Bibel zu lesen. Jetzt besuchte ich eine Kirche nach der anderen, aber den ersehnten Frieden fand ich auch auf diesem Wege nicht. O wie nichtig und eitel erschien mir jetzt alles, was früher den Inhalt meines Lebens ausgemacht hatte! Es kostete mich manchmal wirkliche Überwindung, meine Herrin hierhin und dorthin zu begleiten.

In dieser Zeit lud mich ein Herr, der häufig in unser Haus kam, ein, ihn in eine christliche Versammlung zu begleiten, die in der Nähe abgehalten und Sonntags oft von Scharen von Menschen besucht wurde. Nach einigem Zögern willigte ich ein.

Ich brauchte es nicht zu bedauern, der Einladung gefolgt zu sein. Schon die Persönlichkeit des Redners, aus dessen Blicken herzliche Liebe sprach, verbunden mit einem heiligen Ernst, machte Eindruck auf mich. Und als er seinen Vortrag begann, wußte ich, daß er zu mir redete. Nie zuvor hatte ich die Bedeutung des Kreuzes von Golgatha so verstanden wie an diesem Abend. Gottes Geist wirkte mächtig in meinem Herzen. In der folgenden Nacht hatte ich noch einen schweren Kampf zu bestehen. Satan wollte seine Beute nicht loslassen. Aber ich rief: „Herr Jesus, rette mich! Du bist doch für Sünder gestorben!“

Da wurde es hell in mir. Selige Freude erfüllte mein Herz. Ich war erlöst! Lange hatte ich den Herrn gesucht. Aber noch viel länger hatte Er mich gesucht, und endlich hatte Er Seine Gnadenabsicht erreicht.

Gottes freundliches Sorgen.

Ein altes gläubiges Mütterlein in Ostfriesland hatte vor kurzem nur ein wenig Gemüse zum Mittagessen. Fleisch und Fett entbehrte sie infolge des Krieges und ihrer Armut schon lang. Während sie nun ihr Gemüse zurechtmachte und ans Feuer setzte, dachte sie: „Wenn du etwas Fett zu deinem Gemüse hättest, das wäre doch schön“; und unwillkürlich richtete sich ihr Auge nach oben, zu dem Gott, der dem Vieh sein Futter gibt und das Rufen der jungen Raben hört. (Ps. 147, 9.)

Während sie noch so sinnt, kommt ein großer Hund, der etwas im Maule trägt, auf ihr Häuslein zu, läuft in den Hausgang und gleich darauf wieder fort. Als sie die Tür öffnet, liegt ein Stück frisches Fett davor, sauber und unverfehrt.

In einem sächsischen Dorfe ging vor wenigen Tagen eine junge Christin heim, nach langem, schwerem Leiden. Mit den Thyrigen redete sie oft von ihrem Sterben, als wenn's zur Hochzeit ginge. Am letzten Morgen sagte sie zu ihrem Vater: „Ich hätte so gern einen Apfel“. Der Vater hätte den Wunsch seines Kindes mit Freuden erfüllt, aber woher im Juli einen Apfel nehmen? „Ich weiß, es ist unmöglich“, meinte sie dann, „aber ich habe ein solches Verlangen nach einem Apfel. Doch ich will nicht mehr daran denken.“

Am Nachmittag macht ihre Schwester einen Gang ins Dorf. Da ruft ihr ein fremdes Mädchen zu, ob sie nicht ihrer Schwester einen Apfel mitnehmen wolle. Ihre Mutter, die in Chemnitz gewesen sei, schicke ihn; sie habe den Apfel im Schaufenster liegen sehen und dabei sogleich an die kranke Anna denken müssen.

Als man der Kranken den Apfel brachte, schlug sie die Hände zusammen und rief: „O Du wunderbarer Gott! Wie läßt Du Dich zu uns herab!“

Kurz darauf entschlief sie in Frieden.



Der Traum eines Mohammedaners.



Ali Khan war ein achtenswerter Mann. Er erfüllte treu die Pflichten seiner Religion, gab Almosen, versäumte nie die vorgeschriebenen Gebete und beobachtete streng die Fasten.

Ali Khan war stolz auf seinen Wandel. Das konnte man schon seiner äußeren Haltung ansehen. Stets ging er einher wie jemand, der von der Höhe seiner Heiligkeit herabblicken kann auf die Schlechtigkeit der Menschen um sich her. Man war so an diesen Anblick gewöhnt, daß das Erstaunen groß war, als Ali Khan eines Tages mit niedergeschlagenen Blicken auf der Straße erschien.

„Wie kommt's, Ali Khan, daß du so traurig ausiehst?“ fragte ihn ein Freund. „Ist einer der Deinigen krank geworden?“

„Nein“, lautete die Antwort. „Niemand bei mir ist krank. Auch habe ich kein Unglück zu beklagen. Aber ich habe einen Traum gehabt, der mich beunruhigt. Gerade bin ich auf dem Wege zu meinem Oheim, dem weisen Suleiman, um ihn zu bitten, mir den Traum auszulegen.“

„Geh lieber nicht zu dem alten Suleiman“, warnte der andere. „Er hat viele christliche Bücher gelesen und fremde Lehren angenommen. Wie könnte er dich beraten?“

„Suleiman hat mir oft weisen Rat erteilt, und deshalb will ich ihn auch jetzt fragen.“

Kurz darauf trat Ali Khan bei dem Oheim ein, begrüßte ihn in landesüblicher Weise und begann dann, ihm sein Anliegen vorzutragen.

„Ich träumte“, so erzählte er, „daß ich durch die Pforte des Todes ging. Mein Leib war mit gewohnter Feierlichkeit ins Grab gelegt worden, und ich wartete darauf, daß die beiden Engel des Todes kommen würden. Was jedoch geschah, war nicht in Übereinstimmung mit dem, was man uns gelehrt hat. Wo ich mich befand, weiß ich nicht. Ich sah eine große goldene Wage, deren Spitze bis in die Wolken reichte, und ich wußte, daß auf ihren beiden Schalen meine guten und schlechten Taten gegeneinander abgewogen werden würden. Engel in schimmernden weißen Gewändern standen bereit, mich ins Paradies zu geleiten, falls meine guten Werke die Schale zur Rechten nach unten ziehen würden. Doch an der anderen Seite stand Satan und lauerte darauf, mich zu seiner Beute zu machen. Ich hatte indessen keine Angst vor ihm; ich wußte ja, daß nur das Paradies mein Teil sein konnte. Darauf sah ich, wie die Diener Satans große, in schwarzen Stoff gehüllte Päckchen herbeischleppten, in denen sich, wie mir schnell klar wurde, meine sündigen Taten befanden. Ich war erstaunt über die Anzahl und den Umfang der Päckchen und erschrak über ihr Gewicht. Dinge, die

ich als Jugendtorheiten betrachtet, Taten, die ich längst vergessen hatte, ließen die linke Schale tiefer und tiefer sinken. Jetzt begann ich zu zittern. Satan musterte mich mit höhnischen und triumphierenden Blicken, als ob er mich bereits als sein Eigentum betrachte. „Bringt jetzt seine bösen Worte herbei!“ rief er plötzlich. Ich erschrak aufs tiefste. Worte hatte ich stets als bedeutungslos angesehen. Nie hatte ich gedacht, daß Worte, im Ärger oder Zorn geäußert, Sünde sein könnten, besonders die meinen nicht, die doch meist besser gewesen waren als die meiner Mitmenschen. Doch sie wurden gebracht — schwarze Kugeln von verschiedener Größe, alle aber schwer wie Blei. Ganze Scharen spottender und grinsender Geister kamen mit den Kugeln herbei und warfen sie mit teuflischem Vergnügen in die linke Schale. Ich muß Zehntausende gesprochen haben, denn ihre Anzahl war erschreckend groß. Die Schale sank so tief, als ob sie mitten in die Hölle sinken wollte. Aber es sollte noch schlimmer kommen. „Bringt jetzt seine bösen Gedanken!“ befahl Satan. Ich meinte in den Boden versinken zu müssen und konnte mich nicht enthalten zu rufen: „Sind wir denn auch für unsere Gedanken verantwortlich?“

„In Gottes Wort steht geschrieben, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse ist“, unterbrach Suleiman den Erzähler. „Gedanken können also auch Sünden sein. Sie verunreinigen den Menschen.“

„Obgleich die bösen Gedanken mir nur wie eine dunkle Wolke erschienen“, fuhr Ali Khan fort, „hatten sie doch sichtbarlich ein schweres Gewicht.“

Die Schale sank sofort in einen furchtbaren Abgrund hinab, aus welchem rote Flammen und dicker Rauch aufstiegen. Ich wäre wahnsinnig geworden, wenn mich der Gedanke nicht aufgerichtet hätte, daß meine guten Werke auch ein beträchtliches Gewicht haben müßten. Denn ich meinte gar viele getan zu haben. „Beeilt euch! beeilt euch!“ rief ich den Engeln zu. „Legt meine guten Taten und Worte, meine Gebete, Almosen und Fasten in die andere Schale!“ Die Engel gehorchten. Langsam und mit ernstern Gesichtern brachten sie eine Anzahl Päckchen herbei, die in weißen Stoff gehüllt waren, so wie die anderen in schwarzen. Doch der Oberste der Engel sprach zu mir: „Nur das, was aus Liebe zu Gott getan ist, hat Gewicht. Was um des Gewinnes oder des Verdienstes willen geschah, wiegt so leicht wie Federn.“ Man legte nun die Päckchen in die Schale, und was mußte ich sehen? Die ganze Menge meiner guten Taten hatte so gut wie kein Gewicht. Sie ließen die andere Schale auch nicht um Strohhalmbreite in die Höhe gehen. Mein Fasten, meine Waschungen und Pilgerfahrten hatten nicht den geringsten Wert. „Aber meine Gebete!“ rief ich voller Verzweiflung. „Jahrelang habe ich doch fünfmal am Tage gebetet. Wenn meine bösen Worte so schwer wiegen, so muß das doch auch mit den guten der Fall sein.“ Aber wieder wurde ich enttäuscht. Die guten Engel, die meine Gebete ebenfalls in weißen Päckchen herbeibrachten, gaben sie den bösen Geistern, durch deren Berührung sie unmittelbar schwarz wurden. Darauf wurden sie zu meinem Entsetzen ebenfalls in die Schale geworfen, in der das Böse sich befand.“

„Ich kann dir erklären, wie das ist“, sagte Suleiman. „Du hast bisher Gottes Namen nur in Hochmut, Eitelkeit und Unreinheit des Herzens ausgesprochen, und das ist Sünde. Eines der Gebote, die Gott Seinem Volke Israel gab, lautet: „Du sollst den Namen Jehovas, deines Gottes, nicht zu Eitlem aussprechen; denn Jehova wird den nicht für schuldlos halten, der Seinen Namen zu Eitlem ausspricht“. Und hast du im Grunde den Namen Gottes je anders als zu Eitlem ausgesprochen? Darum sind deine Gebete dir zur Sünde geworden. — Aber was hast du noch mehr im Traume gesehen, Ali Khan?“

„Ich sah, wie die bösen Geister auf mich zukamen und die Hände nach mir ausstreckten. Dann bin ich aufgewacht. O Suleiman, hast du je von einem solch schrecklichen Traum gehört?“

„Ich habe sogar Ähnliches gesehen, Ali, nicht im Schlaf, sondern bei vollem Bewußtsein. Ich habe alle meine Taten, Worte und Gedanken im Lichte der Wahrheit erblickt, und meine Seele hat gezittert beim Bernehmen der Worte: „Du bist auf der Wage gewogen und zu leicht erfunden worden“. Ich habe eingesehen, daß ich nichts besaß, was in die Schale zur Rechten hätte gelegt werden können.“

„Müssen denn alle Menschen mit der linken Schale in den furchtbaren Abgrund sinken? Kann nichts in die rechte Schale geworfen werden, was zu ihren Gunsten spricht?“ rief Ali Khan entsetzt.

„Gewiß!“ versetzte Suleiman eifrig. „Wir sind nicht dem Elend preisgegeben. Ich sah, wie in die rechte Schale ein Tropfen von dem Blute

Jesu, des Gottessohnes, fiel, das Er für Sünder vergossen hat, und in demselben Augenblick stieg die Schale, welche bisher durch das schwere Gewicht meiner bösen Taten und Worte so tief nach unten gezogen worden war, leer in die Höhe. Alles Böse war für immer verschwunden. In der Freude meines Herzens rief ich mit dem Manne Gottes aus: „Du, du zogest liebevoll meine Seele aus der Vernichtung Grube; denn alle meine Sünden hast du hinter deinen Rücken geworfen“.

„Aber, Suleiman“, rief Ali Khan bestürzt. „Bist du denn ein Christ?“

„Durch Gottes Gnade ja!“ lautete die ruhige Antwort. „Ich weiß, daß allein das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, imstande ist, alle Sünden zu tilgen, deren unser Gewissen und Gottes Wort uns für schuldig erklären.“ —

Ob Ali Khan durch seinen merkwürdigen Traum zum Herrn geführt worden ist, kann ich leider nicht sagen. Ich hielt den Traum aber für des Mitteilens wert; er redet zu manchem christlichen Bekenner, der auf seine eigenen Werke, auf das eigene gute Leben vertraut, die gleiche ernste Sprache wie zu dem selbstgerechten Mohammedaner.

Gottes Urteil über den Menschen lautet:

„Da ist kein Gerechter, auch nicht einer; da ist keiner, der Gott suche Denn es ist kein Unterschied, denn alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes.“
(Röm. 3, 10. 11; 22. 23.)

Verschmähte Rettung.

Es war eine stürmische Winternacht. Der Wind heulte und wälzte schaumgekrönte Wogen auf die Küste zu. Die Strandwache war in steter Bereitschaft. Scharfe Augen suchten die Finsternis draußen zu durchdringen. Mochte Gott allen gnädig sein, die bei diesem Wetter in die Nähe der Küste verschlagen wurden!

Plötzlich — die Turmuhr der nahen Kirche hatte eben die Mitternachtsstunde verkündet — erscholl ein dumpfer Kanonenschuß. Ein Schiff war in Gefahr. Raketen flammten auf, und in ihrem Schein erblickte man nicht weit von der Küste entfernt ein mittelgroßes Fahrzeug, das auf einen Felsen aufgelaufen zu sein schien. Im Nu war das Rettungsboot bemannt. Zwölf tapfere, todesmutige Männer griffen nach den Rudern, und mit Anspannung aller Kräfte ging es hinaus in die tobende See.

Eine Anzahl Menschen hatte sich auf den Schuß hin am Strand eingefunden, und alle beobachteten in atemloser Spannung das Boot, das bald von den Wellen hoch emporgehoben wurde, bald in ihrem Schoße zu versinken schien. Ein zweiter Schuß ertönte, ein dritter.

Die Rettungsmannschaft, die wohl wußte, wie viel von ihr abhing, spannte die äußerste Kraft an, und endlich war das Schiff erreicht. Es schien auf dem Punkt, in Stücke zu zerschellen. Eine Gruppe bleicher, in Todesangst zitternder Menschen drängte sich auf dem Deck zusammen. Aber was

das Blut der an Gefahren reichlich gewöhnten Rettungsleute schier in den Adern gerinnen machte, das war nicht der Anblick dieser Unglücklichen, sondern vielmehr der des Kapitäns, welcher, bis zur Besinnungslosigkeit betrunken, mit geladenem Revolver vor seinen Fahrgästen stand und unter fürchterlichen Flüchen jeden zu erschießen drohte, der sich unterstehen würde, das Schiff zu verlassen.

Was sollte geschehen? Niemand wagte dem rasenden Manne zu trotzen; kostbare Minuten verrannen, Minuten, von denen jede einzelne verhängnisvoll werden konnte.

In diesen Augenblicken der höchsten Not löste sich aus der Gruppe der auf Deck Befindlichen ein Mann, trat, ein großes scharfes Messer in der Hand, entschlossen auf den Kapitän zu und sagte: „Bedenken Sie, was Sie tun. In dem Augenblick, wo Sie Miene machen zu schießen, haben Sie meine Klinge im Leibe.“

Dieses entschlossene Auftreten hatte den gewünschten Erfolg. Der Kapitän schrak zurück vor der Festigkeit und dem Messer des kühnen Mannes, und die Ausschiffung der Frauen und Kinder konnte ohne Behinderung von seiner Seite vonstatten gehen.

Das Boot brachte seine kostbare Ladung an Land und stach sogleich wieder in See. In drei oder vier Fahrten gelang es der tapferen Besatzung, sämtliche Insassen des dem Untergang geweihten Schiffes in Sicherheit zu bringen. Nur der Kapitän blieb zurück. Vergebens forderte man ihn auf, in das Rettungsboot zu steigen. Vergebens sagte man ihm, daß sein Schiff in kürzester Zeit eine Beute der Wellen sein würde. Fluchend schwur er jeden

zu erschließen, der sich ihm nähern würde. Viermal machte die Rettungsmannschaft den Versuch, den un sinnigen Mann zur Vernunft zu bringen. Alles umsonst. Dem Führer des Bootes, der für das Wohl der ihm Unterstellten verantwortlich war, blieb schließlich nichts übrig, als ohne ihn umzukehren.



Vom Lande aus versuchte man noch einmal, den Unglücklichen zu retten. In der schwachen Hoffnung, daß die unmittelbare Todesnot ihn veranlassen möchte, die angebotene Hilfe noch im letzten Augenblick anzu-

nehmen, schoß man Raketen mit einem dünnen Seil über das Schiff. Aber auch dieses Mittel schlug fehl. Zweimal konnte man beobachten, wie der Rasende das Seil zerschnitt, das ihn mit dem festen Boden verband. Einen Augenblick danach barst das Schiff auseinander. Zwei Tage später spülten die Wogen den Leichnam ans Land. —

Du schüttelst den Kopf über die Torheit, ja, den Wahnsinn dieses Mannes. Aber hast du ein Recht dazu? Machst du es, wenn auch in anderer Hinsicht, nicht ähnlich wie er? Millionen wenigstens handeln in Fragen, die das Wichtigste für den Menschen, die ewigen Güter, betreffen, genau so töricht wie jener Kapitän. Millionen werden gewarnt und immer wieder gewarnt, dem ewigen Tode zu entrinnen, Millionen wird wieder und wieder das Rettungsseil zugeworfen. Umsonst. Sie stoßen alle Hilfe von sich!

Hunderttausende haben in den Tagen, in denen wir stehen, willig ihr Leben für ihr irdisches Vaterland geopfert. Wahrlich, sie verdienen alle unsere Hochachtung und ein dankbares Gedenken. Wenn sie nur alle, ehe es in den Tod ging, ihre Sachen mit Gott geordnet hatten! Der Leib mag zerfallen, aber die Seele, was wird aus ihr?! Das ist die über alles wichtige, ausschlaggebende Frage. Aber ach! wie wenig Beachtung wird ihr geschenkt! Ist das nicht eine Torheit, über die man mit Recht den Kopf schütteln muß?

Mein Freund, wer du auch sein magst, denke an deine Seele! Suche Frieden und Sicherheit für sie in Jesu Opferblut!

—...—

Schätze im Himmel.

(Lies Luf. 16, 1—9.)

Im zweiten Kapitel des Epheserbriefes schreibt der Apostel Paulus an die Gläubigen: „Denn wir sind Sein Werk, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, welche Gott zuvor bereitet hat, auf daß wir in ihnen wandeln sollen“. (V. 10.) Betreffs des nicht wiedergeborenen Menschen urteilt die Schrift, daß da niemand sei, der Gutes tue, niemand, der Gott suche. (Vergl. Röm. 3, 11. 12.) Auf Grund unserer eigenen Werke, der Werke der sündigen Natur, gibt es keine Rechtfertigung. Sie ist allein möglich durch die Gnade, mittelst des Glaubens. Haben wir aber Frieden mit Gott, stehen wir in Gottes Gnade und dürfen uns in der Hoffnung der Herrlichkeit Gottes rühmen, so sind wir fähig und dazu berufen, gute Werke zu tun und in den Fußstapfen Jesu Christi zu wandeln.

Diese Lehre entwickelt der Herr in den fünf Gleichnissen von Luf. 15 und 16, in welchen wir eine vollständige Darstellung der Heilslehre finden. Der durch Jesum gesuchte und gefundene, durch den Heiligen Geist ins Licht gebrachte Sünder wird von Gott, dem Vater, in Liebe angenommen, mit den Kleidern des Heils angetan und in die Gemeinschaft mit dem Vater gebracht, der sich über die Bekehrung des Verlorenen mit unaussprechlicher Freude freut. Aus Gnaden angenommen und passend gemacht für Gottes heilige Gegenwart, vermag der Sünder ins Vaterhaus zu treten und in Gemeinschaft mit Gott voranzugehen. Das alles

wird uns in den drei Gleichnissen vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Geldstück und vom verlorenen Sohne (Kap. 15) vorgestellt.

Darauf kommt die wichtige Frage des Wandels an die Reihe; sie wird im Anfang des 16. Kapitels, in dem Gleichnis von dem ungerechten Verwalter, behandelt und beantwortet. Ich wiederhole nochmals, nicht um gerechtfertigt zu werden, um Vergeltung zu finden, oder um sich überhaupt angenehm zu machen vor Gott, soll der erlöste Sünder zu Gottes Ehre wandeln. Er ist das alles durch die Gnade geworden und kann es auf keine andere Weise werden. Aber weil die Gnade Gottes ihm so viel geschenkt hat, ist er als ein Gerechtfertigter und Geheiligter berufen, zur Ehre Gottes zu wandeln und eine entsprechende Gesinnung an den Tag zu legen.

Die Lehre des letztgenannten Gleichnisses gibt der Herr Jesus selbst in den Worten wieder: „Und ich sage euch: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn er zu Ende geht, man euch aufnehme in die ewigen Hütten“. Im 8. Verse lesen wir, daß „der Herr den ungerechten Verwalter lobte“, nicht etwa wegen seiner Ungerechtigkeit, sondern wegen seiner Vorsicht. Der Mann handelte zweifellos schlecht und wird deswegen auch ausdrücklich „der ungerechte Verwalter“ genannt. Aber er war klug und vorsichtig, denn er benutzte die ihm noch verbleibende Zeit und Gelegenheit, um seine Zukunft sicher zu stellen. Das war verständig gehandelt, und das sollten auch wir tun. „Die Söhne dieser Welt sind klüger als die Söhne des Lichts gegen ihr eigenes Ge-

schlecht.“ Die Kinder dieser Welt pflegen für die Zukunft zu sorgen, d. h. für ihre Zukunft auf dieser Erde. Das beweisen die vielen Feuer-, Vieh-, Reise-, Hagelschlag- und Lebensversicherungen, Spar-einrichtungen, die Invaliden- und Rentenkassen und wie diese an und für sich wohlthätigen Veranstaltungen alle heißen. So sollten auch die Kinder des Lichts für ihre Zukunft besorgt sein, eine Zukunft, die für sie nicht auf Erden, sondern im Himmel liegt, deren Inhalt nicht aus zeitlichen, sondern aus ewigen Gütern besteht. Entsprächen sie nach Möglichkeit dieser Berufung, wie viel Glück würden sie dann um sich her verbreiten, und welche herrliche Schätze würden sie sich im Himmel sammeln!

Diese beiden Dinge will der Heiland uns lehren: Glück in unserer Umgebung zu verbreiten und zugleich uns Schätze zu sammeln in den Himmeln. Er sagt zu Seinen Jüngern: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!“ Der Mammon ist das Geld. Am Gelde klebt Ungerechtigkeit. Nimm ein Markstück zur Hand! Wieviel Böses mag mit dieser Mark schon geschehen sein! Zu welcher schmutzigen Geschäften, für welche sündige Zwecke mag sie schon Verwendung gefunden haben! Ja, wer sagt dir, ob nicht selbst Blut daran klebt? Welch ein Elend hat die Sucht nach dem gleißenden Metall schon über die Menschheit gebracht! Der Ausdruck „ungerechter Mammon“ ist also nur zu berechtigt. Aber wie viel Gutes können andererseits die Kinder Gottes mit diesem Mammon der Ungerechtigkeit stiften! Sie können Armen, Witwen und Waisen helfen. Sie können durch ihre Gaben am Werke des Herrn teilnehmen, indem sie die

Arbeiter in Gottes Weinberg unterstützen. Sie können die Verbreitung des Wortes Gottes und guter Schriften, mit einem Wort, sie können das Wachstum der Gemeinde Gottes auf Erden fördern helfen. Tun sie das, so machen sie sich Freunde. Denken wir an Dorcas in Joppe. Die Schrift bezeugt von diesem Weibe, daß sie „voll guter Werke und Almosen war, die sie übte“. Als sie nun gestorben war und Petrus auf Wunsch der Brüder nach Joppe kam, traten „alle Witwen weinend zu ihm und zeigten ihm die Leibröcke und Kleider, welche die Dorcas gemacht hatte, während sie bei ihnen war“. Da war nicht eine Witwe, welche Dorcas durch ihr Geld und ihre guten Werke sich nicht zur Freundin gemacht hätte. Auch wir erinnern uns so manchen Bruders, so mancher Schwester, die ihr Leben in den Dienst ihrer Mitmenschen und der Kinder Gottes gestellt haben, und die dann, als sie von uns gingen, von allen tief betrauert wurden.

„Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn er zu Ende geht“, — das will sagen, wenn ihr sterben solltet, — „man euch aufnehme in die ewigen Hütten“, in die himmlischen Wohnungen. An dieses „sich Freunde machen“ ist also eine Verheißung geknüpft. Der, welcher in dieser Weise hienieden gelebt und dem Herrn in den Seinen gedient hat, soll bei seinem Eingehen in den Himmel dort mit Freuden aufgenommen werden. Ähnlich wie man hienieden einen teuren, hochgeschätzten Freund empfängt, von dessen Freundschaft man Beweise hat. Den läßt man nicht durch ein kleines Hinterpförtchen ins Haus ein. Man öffnet die Haustür weit und

empfängt ihn mit allen Ehren. So wird auch demjenigen ein weiter Eingang in das ewige Reich unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus dargereicht werden, der in seinem Glauben an Christum die Tugend, die Erkenntnis, die Enthaltbarkeit, das Ausdauern, die Gottseligkeit und die Liebe darreicht. (Vergl. 2. Petr. 1, 5—7. 11.) Die guten Werke, die wir hienieden geübt haben, folgen uns nach oben nach. Auf diese Weise sammeln wir uns Schätze im Himmel, wo sie durch nichts und durch niemand verdorben oder gestohlen werden können.

Lieber Leser! Bist du der Vergebung deiner Sünden auf Grund des kostbaren Blutes Christi gewiß, hast du Frieden mit Gott, so stelle auch dein Leben in den Dienst des Einen, dessen Liebe zu dir so unendlich groß ist. Gebrauche deine Gaben und deine Kräfte zu Seiner Ehre! Benutze dein Geld und Gut, um dir Freunde damit zu machen! Lebe nicht für diese Erde! Sammle dir keine Schätze hienieden! Sie werden alle vergehen. Nichts zeigt ihre Vergänglichkeit besser als die heutige Zeit. Denke an deine Zukunft, ans Vaterhaus droben und an die Freude, womit du dort empfangen werden wirst, wenn du auf Erden für den Himmel gelebt hast!

„Sammelt euch nicht Schätze auf der Erde, wo Motte und Rost zerstört, und wo Diebe durchgraben und stehlen; sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Rost zerstört, und wo Diebe nicht durchgraben noch stehlen; denn wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein.“ (Matth. 6, 19—21.)

„Es ist nie zu spät, sich zu ändern!“

Nathan N. war Dorfschuhmacher und Dorf-
orakel in einer Person. Letzteres will sagen,
daß man ihn als den weisesten Mann im ganzen
Dorf betrachtete, bei dem jederzeit Rat und Hilfe
zu holen waren. Wußte man nicht aus noch ein,
flugs ging man zur Schusterwerkstatt. Man brauchte
hier nicht lange um Gehör zu bitten. Ein Druck
auf die Türklinke genügte, um einem den Zugang
zu Meister Nathan zu verschaffen. Da saß er auf
seinem Schusterschemel, unaufhörlich mit Flickern
und Lappen beschäftigt, niemals untätig, und doch
stets bereit, während er ruhig weiterarbeitete, ein
ratendes, tröstendes oder mahnendes Wort zu
spenden.

Meister Nathan war stets guter Laune. Er
hoffte selbst von allen Dingen das Beste, und sein
Wunsch war, daß auch andere den Umständen die
beste Seite abgewinnen möchten. Er hatte auf
diese Weise schon viel Nutzen gestiftet. Ja, Meister
Nathan war in Wahrheit ein Segen für das ganze
Dorf. Er war ein gottesfürchtiger Mann und liebte
seinen Heiland von ganzem Herzen; sein größter
Wunsch war, auch seine Mitmenschen auf Ihn hin-
zuweisen.

Eines Tages erhielt Meister Nathan den Besuch
einer Frau, die von dem alten, erfahrenen Gläubigen
einen Rat betreffs ihres Sohnes wünschte, der das
Brot der Faulheit aß und seine eigenen Wege ging.

„Verlieren Sie den Mut nicht, Frau W.!“
tröstete der alte Schuhmacher, nachdem die Frau

ihm ihr Leid geklagt hatte. „Georg ist ja leider auf einem verkehrten Wege, aber es steckt ein guter Kern in ihm. Es wird gewiß noch alles gut werden.“

„Ich weiß es nicht“, versetzte die Mutter betrübt. „Georg ist kein Junge mehr. Er weiß genau, was er tut. Seine Jugend hat er durch seine Trägheit verpfuscht. Wenn es nur mit seinem ganzen Leben nicht auch so geht!“

„Aber, Frau W., seien Sie doch nicht so verzagt! Sie wissen doch, daß es nie zu spät ist, sich zu ändern.“

„Aber steht nicht geschrieben, daß, wenn ein Knabe Böses sät, er es auch ernten wird?“

„Nun, so heißt es nicht gerade“, versetzte der Alte lächelnd. „Zwar steht geschrieben, daß der Mensch das ernten wird, was er sät; aber es gibt auch andere Stellen. Sie wissen doch, daß die Bibel mehr als einmal von Buße und Vergebung redet, sowie von Menschen, die eine neue Schöpfung geworden sind.“

„Ach ja, Nathan, da haben Sie recht. Gott segne Sie für dieses Wort! Welch eine Freude würde es für meinen Mann und mich sein, wenn Georg wirklich eine neue Schöpfung würde!“

„Ja, das wäre herrlich. Aber wir können das natürlich nicht machen. Das vermag Gott allein. Aber doch können wir auch unsererseits etwas tun. Wir können beten.“

„Ja, das ist wahr, das können wir. Nun, guten Morgen, Nathan! Wollen Sie nicht vergessen, auch für meinen Sohn zu beten?“

„Ich werde daran denken, Frau W.“ —

Georg W. war kein sogenannter „schlechter Mensch“, wenn es auch fast den Anschein hatte, als ob er einer werden würde. In der Schule war er unverbesserlich träge gewesen, und seine Faulheit eröffnete dem großen Feind der Seelen ein weites Wirkungsfeld. Man hat die Faulheit wohl „des Teufels Kopfstiffen“ genannt. Mit Recht. Auch Georg ließ sich mehr und mehr vom Bösen umgarnen.

Nathan hielt sein Versprechen. Er betete für den abgeirrten Sohn, flehte auch viel um eine Gelegenheit, in der Stille ernst mit dem Jüngling reden zu können. Und siehe da, der Herr antwortete darauf.

Eines Tages — mehrere Wochen waren seit der Unterhaltung verflossen — erschien Georg in der Schusterwerkstatt. Nathan dankte im Stillen dem Herrn für die Erhörung seines Gebets und bat um Weisheit und um das rechte Wort.

„Nun, Georg“, begann er freundlich, nachdem er den jungen Mann begrüßt hatte, „was kann ich für dich tun?“

„Ich hab' 'nen dummen Riß im Schuh“, erwiderte der Gefragte, indem er sich setzte und dem Meister den Fuß entgegenhielt. „Die Schuhe werden alt, aber ich hab' keine anderen. Ist noch was daran zu flicken, oder sind sie zu schlecht dazu?“

Nathan nahm den Fuß in die Hand und untersuchte den Schuh.

„Nein, mein Junge“, erklärte er dann. „Der Schade kann noch geheilt werden. Zieh den Schuh nur aus. Ich will mich sofort daran machen.“

Georg tat, wie ihm geheißen war. Aufmerksam sah er zu, wie die alten, aber flinken Finger

die nötigen Vorkehrungen trafen, das geeignete Stück Leder abschneiden, es klopfen und glätteten und auf den Riß pappten.

„Arbeiten Sie gern, Meister Nathan?“ fragte er plötzlich. Der Meister hatte bis dahin keine Silbe gesprochen, sondern gewartet, ob nicht sein Besucher das Wort ergreifen würde.

„Sicher, mein Junge, sehr gern. Es ist mir immer ein wahres Vergnügen zu beobachten, wie die Arbeit unter meinen Händen fortschreitet. Auch bin ich stets dankbar dafür, daß ich mein eigenes Brot essen kann und nicht von anderen abhängig bin.“

„Ich muß gestehen, daß das beständige Nichtstun mir auch leid zu werden beginnt“, kam es jetzt ein wenig zögernd über Georgs Lippen.

„Wirklich, mein Junge? Das freut mich zu hören“, versetzte Nathan, während er aufschaute und den jungen Mann mit seinen klaren Augen anblickte.

„Ja“, erwiderte Georg, „das ist jetzt schon einige Zeit so.“

„Gott sei Dank!“ rief der Schuster. „Das ist die Antwort auf meine Gebete.“

Georg warf dem Alten einen überraschten Blick zu.

„Beten Sie denn für mich, Nathan?“ fragte er.

„Das tue ich schon seit Wochen Tag für Tag.“

„Aber weshalb denn?“

„Weil es mein Wunsch ist, daß endlich einmal eine Änderung bei dir Platz greife. Du könntest ein Segen sein statt eines Fluches, Georg, wenn dein Weg ein anderer würde.“

Georg schaute eine Zeitlang nachdenklich vor sich hin.

„Nein“, hob er dann in trübem Tone wieder an, „es kann jetzt nichts mehr helfen. Zum Ändern ist es zu spät. Was soll ich anfangen? Ein Geschäft zu erlernen, bin ich zu alt. Und um Landwirt zu werden, bin ich zu schwach. Nein, es ist zu spät!“

„Es ist nie zu spät, sich zu ändern“, versetzte der alte Meister mit Nachdruck, während er seine Arbeit eifrig fortsetzte. „Was hier diesen Schuh angeht, so kommt freilich die Zeit, wo das Leder verschliffen und nichts mehr daran zu flicken oder auszubessern sein wird. Aber mit dem Menschen ist das anders, Georg. Für ihn ist es nie zu spät, sich zu ändern, nie zu spät, den bösen Weg zu verlassen, nie zu spät, seine Sünden zu bereuen und seine Zuflucht zu dem Heiland zu nehmen. Er sagt, daß, wer da will, zu Ihm kommen kann, und: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. Also kannst auch du zu Ihm gehen, Georg, wenn auch dein bisheriges Leben verpfuscht ist. Nein, zur Änderung ist es nie zu spät — d. h. hier auf Erden nicht. Wirst du in dem Zustand, in dem du dich jetzt befindest, aus dieser Welt abgerufen, dann freilich ist keine Änderung, keine Hilfe mehr möglich. Darum tut Eile not.“

„Aber ich kann mich selbst doch nicht anders machen, als ich bin.“

„Nein, das kannst du auch nicht. Aber Gott vermag es. Er kann einen neuen Menschen aus dir machen, und dann kannst du mit frischem Mut von vorn anfangen. Wenn du wirklich deine Sünden und deinen ganzen verlorenen Zustand einsehst

und bereuſt, wenn du dich damit zu Jeſu wendest und Ihn um Vergebung deiner Sünden bitteſt, ſo wird ſie dir werden. — Hier, Georg, haſt du deinen Schuh zurück. Wandle damit von heute an auf neuen Wegen!“

Georg ſagte nicht viel auf die Predigt des alten Meiſters. Aber von dieſem Tage an ſah man ihn häufig in der Schuſterwerkſtatt. Mit Staunen nahm das ganze Dorf die Veränderung wahr, die ſich allgemach an dem jungen Manne, der biſher nur durch ſein faules, leichtfertiges Leben bekannt war, vollzog.

Eines Tages erſchien Frau W. wieder bei Meiſter Nathan, um ihm zu danken und ihm zu erzählen, welch große Dinge der Herr an ihrem Sohne getan hatte.

„Georg iſt ſo verändert“, berichtete ſie unter Freudentränen, „daß wir ihn faſt nicht wiedererkennen. Er kann nicht genug tun, um ſeinem Vater und mir Freude zu machen, und nimmt uns die Arbeit geradezu aus der Hand. O Nathan, wie ſoll ich Ihnen danken!? Nächſt dem Herrn iſt alles Ihr Werk.“

„Nein, Frau W., das ſtimmt nicht. Der Herr hat von Anfang bis zu Ende alles allein getan. Wir alle können nur Flickwerk liefern, aber der Herr ſchafft Neues, und das hat Er bei Georg getan. Gelobt ſei Sein Name dafür! Sehen Sie jezt, daß es wahr iſt, was ich Ihnen damals ſagte: „Es iſt nie zu ſpät, ſich zu ändern!““

Zufall oder Gottes Fügung?

Uber die merkwürdige Rettung eines Kameraden machte vor längerer Zeit ein Soldat folgende Mitteilungen an die Eltern des Betreffenden:

„Am 7. 10. 15 rückte unser Regiment in die Stellung, wo Ihr Sohn gekämpft hatte. Inzwischen war diese bereits von anderen Truppen besetzt gewesen, die wir wiederum ablösten. Das feindliche Feuer hatte in den Gräben arge Verwüstungen angerichtet. Wir begannen sogleich mit Aufräumarbeiten. Mit einigen Leuten wurde ich dazu kommandiert, einen Gang frei zu legen. Da wir uns tagsüber wegen starker Beschießung nicht sehen lassen durften, wurde die Dunkelheit zum Arbeiten benutzt. Gegen $\frac{1}{2}$ 7 Uhr führte ich meine Leute an die Arbeitsstelle und gab die nötigen Anweisungen. Nach einiger Zeit kroch ich aus irgend einem Grunde auf und hinter die Deckung. Als ich kurz darauf wieder in den Graben zurückkehren wollte, stiegen von feindlicher Seite gerade Leuchtflugeln auf, wodurch ich gezwungen wurde, mich platt auf den Boden zu werfen. Während ich so dalag, vernahm ich ein schwaches Rufen und Klopfen unter mir. Vorsichtig untersuchte ich den Platz und fand Reste eines völlig verschütteten Unterstandes. Schnell kroch ich darauf in den Graben, holte mir einen Kameraden herbei, mit dem ich die Stelle nochmals untersuchte, und dann machten wir bei dem Herrn Leutnant Meldung von unserer Entdeckung. Er erlaubte uns, den Unterstand auszugraben, um nachzusehen, ob noch

Lebende darin seien. Drei Mann erboten sich freiwillig mitzuhelfen. Es war eine mühsame und gefährliche Arbeit, denn der Feind feuerte fortwährend. Dreimal gruben wir vergebens einen Gang ins Innere. Wir mußten äußerst vorsichtig zu Werke gehen, damit nicht der Balken, der, wie wir fanden, allein noch die Decke des Unterstandes trug, nachgab und der letzte Überlebende, Ihr Sohn — die übrigen waren sämtlich tot — auch noch verschüttet wurde. Rassen*) hörte uns natürlich kommen und rief fortwährend: „Jung! Jung!“ Es war zwei Uhr durch, als wir den Ärmsten endlich aus seiner qualvollen Lage befreien konnten. Er lag auf dem Bauch, ein kleiner Balken hinten über dem Rücken, sodaß er sich nicht hatte erheben können. Daß er noch lebte, war ein Wunder, denn volle zehn Tage hatte der Unglückliche in seinem Grabe zugebracht. Das Pochen war dadurch verursacht worden, daß er mit dem linken Fuß an ein Brett hinter sich trat. Sprechen konnte er nicht mit uns; auch erkannte er uns wohl kaum. Doch begann er zu zählen, ein Zeichen, daß die Lebensgeister durch das Zuströmen der frischen Luft wieder rege wurden. Wir wickelten ihn in eine Decke und brachten ihn zum Herrn Assistenz-Arzt, der sich alle erdenkliche Mühe mit ihm gab. Ein Löffel Kognak und ein Gläschen Rotwein war das erste, was Rassen zu sich nahm. Dann sagte er: „Mich friert“. Der Arzt war sehr zufrieden mit seinem Zustand und versicherte mir: „Den behalten wir bestimmt am Leben“.

*) ein ostfriesischer Vorname.

Meine Kompanie war ganz begeistert, als wir mit dem Geretteten ankamen. Es wurden uns Beförderung und Auszeichnungen anderer Art in Aussicht gestellt. Diese sind nun freilich ausgeblieben, aber was schadet das? Wir haben unsere Pflicht getan und ein kostbares Menschenleben gerettet. Dieses Bewußtsein ist auch etwas wert. Und im übrigen gebührt aller Dank Gott. Denn auch ich hätte Rassen nicht gefunden, wenn Gott mich nicht an den Platz geführt hätte.“ —

So weit der Bericht des Kameraden. Ich kann hinzufügen, daß Rassens Befinden, obwohl er immer noch an den Folgen der Schreckenstage leidet, sich zusehends bessert. Gott hat in Seiner Gnade wunderbar über den Mann gewacht. Denn Er, nicht der Zufall war es, der ihn vor völligem Verschüttetwerden behütet, und der dann den Kameraden so unerwartet an den von niemand gekannten Platz geführt hat. Gott tut auch heute noch Wunder. Möchten doch die Menschen sich durch Seine Güte zur Buße leiten lassen!

Harre des Herrn!

Was dich quäle, was dir fehle,
Harre deines Herrn, o Seele!
Denn Er ist dir nimmer fern:
Seele, harre deines Herrn!

Macht der Zweifel dich erbeben,
Hält dich finstre Nacht umgeben,
Licht bringt dir Sein Morgenstern:
Seele, harre deines Herrn!

J. St.



Christus, auferweckt nach den Schriften.



Die Festpredigten sind schwierig, und die Osterpredigt ist die schwierigste von allen“, so sprach seufzend ein junger Pfarrer zu sich selbst, der zum erstenmal über die Auferstehung Jesu aus den Toten predigen sollte. „Ich weiß ja schon, was ich sagen soll“, fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräch fort. „Kein versiegelter Grabstein, keine Wache römischer Kriegsknechte konnte verhindern, daß die Seele Jesu in den Himmel ging, und daß die Kunde von Ihm aus dem Grab in die weite Welt drang. Aber die ungebildeten Leute hier herum denken anders über die Auferstehungsgeschichte. Sie glauben nichts weniger, als daß Jesus leibhaftig aus dem Grabe auferstanden sei. Wie soll ich nun die dummen Bauern vom Gegenteil überzeugen? Darf ich es überhaupt wagen, ihnen damit zu kommen? Und doch, Professor N.'s Beweise sind deutlich und klar. Es kann von nichts anderem als von einer geistigen Auferstehung die Rede sein.“

Der junge Prediger versank in tiefes Sinnen, aus welchem ihn ein Klopfen an der

Tür störte. „Da ist Bauer Bollmann“, meldete das Dienstmädchen.

Der Bauer trat ins Zimmer, ein dickes, blühend aussehendes Männlein mit einem ziemlich verlegenen, wenig gewizten Gesichtsausdruck. Auf Einladung des Pfarrers nahm er diesem gegenüber Platz.

Man unterhielt sich über allgemeine Dinge. Schließlich, als das Gespräch ein wenig ins Stocken geraten war, meinte der Bauer in von Herzen kommendem, bedauerndem Tone: „Sie haben doch in diesen Tagen arg viel Mühe und Arbeit, Herr Pfarrer. So häufig predigen zu müssen . . .!“

Der Prediger, der mit seinen Gedanken noch bei der Auferstehungsgeschichte war, nickte beistimmend mit dem Kopf, und da er aus den Worten Bollmanns schließen zu können glaubte, daß dieser wohl eines Sinnes mit ihm sein möchte, versetzte er:

„Ich freue mich, daß es wenigstens einen unter euch gibt, der ein Verständnis dafür hat, wie schwierig für mich die Osterpredigten sind. Dem gegenüber treten zu müssen, was im Volke gleichsam von Vater auf Sohn vererbt worden ist, es laut und öffentlich auszusprechen, daß Jesus nicht leiblich aus dem Grab auferstanden, sondern daß Sein Leib, wie alle anderen, in Staub zerfallen ist, das, lieber Freund, ist wahrlich keine leichte Aufgabe. Sie verstehen das.“

Der Bauer riß die Augen auf und schaute den Pfarrer bestürzt an.

„Nein“, versetzte er kopfschüttelnd, „das meinte ich nicht. Ich wollte nur sagen, Sie hätten zu

Ostern so viel zu predigen: dreimal nacheinander! Um alles in der Welt möchte ich Sie nicht veranlassen zu leugnen, was sicher geschehen ist, und statt dessen die Unwahrheit zu predigen. Nein, gewiß nicht. Erzählen Sie uns ruhig, was in der Bibel steht.“

„Dann sind Sie also nicht der Ansicht, daß Jesus nur dem Geiste nach auferstanden ist?“

„Dem Geiste nach, Herr Pfarrer? Wie sollte ich dazu kommen? Wenn nur der Geist des Herrn auferstanden wäre, so wäre doch das Grab nicht leer geworden. Auch wäre es zwecklos für die Jünger gewesen, hinzugehen, um sich zu überzeugen, daß der Geist des Herrn nicht mehr im Grabe war. Und wer hätte sagen können, daß der Geist am dritten Tage auferstanden war?“

„Aber das alles steht in den Evangelien!“

„Gerade darum!“ sagte Bollmann mit einem Blick, der deutlich verriet, daß er dem Gedanken-gang des Predigers hier nicht zu folgen vermochte.

„Aber, lieber Freund! wissen Sie auch, daß die Evangelien wohl erst einige Hundert Jahre nach dem Tode Christi erdichtet worden sind? Die Sache hat sich jedenfalls so zugetragen: Die Apostel haben niemals eine andere als eine geistige Auferstehung gelehrt. Aber da man das je länger je weniger verstand, hat man schließlich eine Auferstehung des Leibes daraus gemacht.“

„So?“ fragte Bollmann erstaunt. „Das hab' ich nicht gewußt. Steht das auch in der Bibel?“

„Nein“, lautete die Antwort, „natürlich nicht.“

„Ist denn die ganze Bibel erdichtet?“ fragte der Bauer weiter.

„Es ist wohl kein Zweifel“, versetzte der Prediger, eine bestimmte Antwort vermeidend, „daß der Römerbrief, die beiden Korintherbriefe und der Galaterbrief wirklich von Paulus geschrieben worden sind. Was die anderen Bücher des Neuen Testaments betrifft, so kann man über ihre Entstehung nur wenig sagen.“

„Nun, das mußte ich nicht“, sagte der Bauer kopfschüttelnd. „Aber warten Sie, Herr Pfarrer, ich will Ihnen helfen. Ich weiß Rat. Sagten Sie nicht eben, die beiden Korintherbriefe hätte Paulus wirklich geschrieben?“

„Ja, daran zweifelt niemand.“

„So hat er also auch das fünfzehnte Kapitel aus dem ersten Brief geschrieben?“

„Natürlich.“

„Nun, Herr Pfarrer, in diesem Kapitel sagt Paulus bestimmt, daß der Herr Jesus am dritten Tage auferstanden und von einer ganzen Anzahl Leute wiederholt gesehen worden sei.“

„Ja, aber was soll mir das helfen?“

„Nun, mir scheint, damit können Sie beweisen, daß Paulus eine leibliche Auferstehung gepredigt hat.“

„Er hat aber Jesum nicht selbst gesehen, er hat alles nur von den Aposteln gehört“, wandte der Prediger ein.

„Das mag sein. Jedenfalls haben ihm diese aber von einer leiblichen Auferstehung erzählt, woraus folgt, daß auch die Apostel bereits gepredigt haben, daß der Heiland dem Leibe nach auferstanden ist. Das als Antwort auf Ihre Behauptung vorhin. Aber ich möchte gern nochmals auf

1. Kor. 15 zu sprechen kommen. In Vers 3 und 4 lesen wir: „Denn ich habe euch zuerst überliefert, was ich auch empfangen habe: daß Christus für unsere Sünden gestorben ist, nach den Schriften; und daß Er begraben wurde, und daß Er auferweckt worden ist am dritten Tage, nach den Schriften“. Darauf berichtet der Apostel von sechs Erscheinungen des lebenden Herrn, und wenn wir die Schriften hinzurechnen, so haben wir sogar sieben Zeugnisse von einem leiblich auferstandenen Christus. Die Zeugen sind außer den Schriften Kephäs, die Zwölfe, fünfhundert Brüder auf einmal, Jakobus, alle Apostel; und „am letzten von allen“, sagt der Apostel, „erschien Er auch mir“.

Der Pfarrer sah sein Gegenüber einen Augenblick ganz erstaunt an. Eine solche Bibelkenntnis hatte er bei dem einfachen Landmann nicht vermutet. Dann sagte er:

„Gewiß, lieber Pollmann, das steht da. Aber alles kommt auf die Auffassung an. Ein Gegenstand ist für unser leibliches Auge sichtbar. Wir können diesen Gegenstand aber auch mit dem geistigen Auge wahrnehmen. Nun glaube ich, daß die Apostel den Herrn Jesus auf die letztgenannte Weise gesehen haben“

„Ja, das kann wohl sein“, gab der Bauer verlegen zurück. „Aber sehen Sie, Herr Pfarrer, nur finde ich es dann doch sonderbar, daß der Herr Jesus so vielen Leuten zu gleicher Zeit vor den Geist gekommen sein soll. Einmal waren es ja nicht weniger als fünfhundert. Wenn mir etwas vor den Geist kommt, dann sieht meine

Frau noch lange nichts davon. Und mir kommt nichts vor den Geist, wenn ich nicht zuvor daran gedacht habe. Wirklich, es tut mir leid, Herr Pfarrer, aber Ihre Meinung kann nicht richtig sein. Gerade fällt mir auch ein, daß die Jünger mit dem auferstandenen Herrn gewandelt, gesprochen und sogar gegessen haben. Vor allem das Letztere kann man sich doch nicht so fest einbilden, daß man später nicht einmal erkennt, daß alles nur eine Täuschung war."

"Ja, aber das alles steht nur in den Evangelien."

"Freilich; aber Paulus bestätigt die Evangelien."

"Nun, Bollmann, wir wollen dieses Gespräch lieber abbrechen. Glücklicherweise steht oder fällt unsere Seligkeit nicht mit der Tatsache der leiblichen Auferstehung des Herrn."

"Aber, Herr Pfarrer, sind Sie da nicht im Irrtum? Es steht geschrieben: „Wenn Christus nicht auferweckt ist, so ist also auch unsere Predigt vergeblich, aber auch euer Glaube vergeblich“. Und einige Verse nachher sagt der Apostel: „Wenn Christus nicht auferweckt ist, so ist euer Glaube eitel; ihr seid noch in euren Sünden. Also sind auch die, welche in Christo entschlafen sind, verloren gegangen.“"

"Sie sind also der Ansicht, Bollmann, daß man ohne diesen Glauben dem Heiland nicht nachfolgen, nicht Sein Jünger sein kann?"

"Ich kann nicht anders, als daran festhalten, Herr Pfarrer. Oft hat der Herr, wenn Er nach einem Zeichen für Seine Sendung gefragt wurde, auf Seine Auferstehung hingewiesen. Denken Sie

doch nur an das Zeichen des Propheten Jonas. Wenn es keine wirkliche Auferstehung gibt, dann ist dieses Zeichen unsinnig; in diesem Falle hätte der Herr entweder Seine Zuhörer betrogen, um sie los zu werden, oder Er hätte sich selbst betrogen, indem Er sich einbildete, etwas Unmögliches tun zu können. Im ersten Falle wäre Er ein Betrüger, im zweiten ein Schwärmer. Einem solchen Menschen aber könnte ich mich nicht anvertrauen und wünschte auch nicht, ihm zu folgen. Aber ein solcher ist der Herr Jesus nicht. Er ist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, und Er ist als Sohn Gottes in Kraft erwiesen dem Geiste der Heiligkeit nach durch Toten-Auferstehung.“ (Matth. 16, 16; Röm. 1, 4.)

Der junge Prediger blickte den Bauer lange und ernst an. Was der einfache Mann gesagt hatte, gab ihm zu denken. Er fühlte das Bedürfnis, allein zu sein. Mit den Worten: „Ich wollte einmal gern hören, wie Sie über diesen Gegenstand denken“, erhob er sich und gab damit das Zeichen zum Abbruch der Unterredung.

Raum hatte die Tür sich hinter dem Besucher geschlossen, als der junge Prediger in seinen Lehnstuhl zurücksaß und sich in tiefes Nachsinnen verlor. Gedanken stürmten auf ihn ein, die ihm zwar nicht neu waren, aber die er bis dahin nicht annehmen zu können gemeint hatte. Die Worte des ungelehrten Mannes entfernten den Vorhang, den menschliche Weisheit und Gelehrsamkeit vor seine Augen gezogen hatten.

„Ja, es ist so“, sagte er schließlich zu sich selbst, „nicht einmal als Vorbild, selbst nicht als

ein vertrauenswürdiger Lehrer kann Jesus dargestellt werden ohne die leibliche Auferstehung. Bisher hatte ich sie nicht nötig, weil ich von der Macht Christi über den Tod, von der Annahme Seines Opfers von seiten Gottes und von der Wahrheit, daß Er Gottes Sohn ist, nichts wissen wollte. Aber was soll ich von Jesu predigen, wenn ich Ihn nicht einmal als Vorbild, als edlen Menschen ohne Lug und Trug, darstellen kann? Denn auch das kann ich nicht, wenn ich nicht an Seine leibliche Auferstehung glaube. Damit fällt alles. Bollmann hat recht. Jesus wäre ein Betrüger. Und es ist wahr, auch Paulus spricht bereits davon, daß er den Auferstandenen mit seinen leiblichen Augen gesehen habe. Ja, ja, es ist so. Mit der Beugnung der leiblichen Auferstehung des Herrn fällt auch alles andere bis aufs Letzte zusammen. Die Leute, welche die Auferstehung die Grundlage des Glaubens nennen, haben recht. Jetzt kann ich auch verstehen, daß nichts anderes als der Geist des Glaubens es ist, der die Gläubigen zu allen Zeiten gestärkt und gestützt hat, selbst in der Stunde des Todes.“

Ich breite einen Schleier über das, was in diesen Tagen weiter zwischen dem jungen Pfarrer und dem auferstandenen Herrn und Heilande vorgegangen ist. Aber eines möchte ich noch sagen: Als Ostern kam, da verkündigte er in aller Einfachheit die Auferstehung des Herrn Jesus aus den Toten nach den Schriften.

Gericht und Gnade.

I.

Gott ist Liebe. Das will sagen: Der Grundzug Seines Wesens ist vergebende Liebe und tiefes Erbarmen. „So wahr ich lebe, spricht der Herr, Jehova, ich habe kein Gefallen am Tode des Gesetzlosen, sondern daß der Gesetzlose von seinem Wege umkehre und lebe!“ (Hesek. 33, 11.) Und: „Unser Heiland-Gott will, daß alle Menschen errettet werden.“ (1. Tim. 2, 4.)

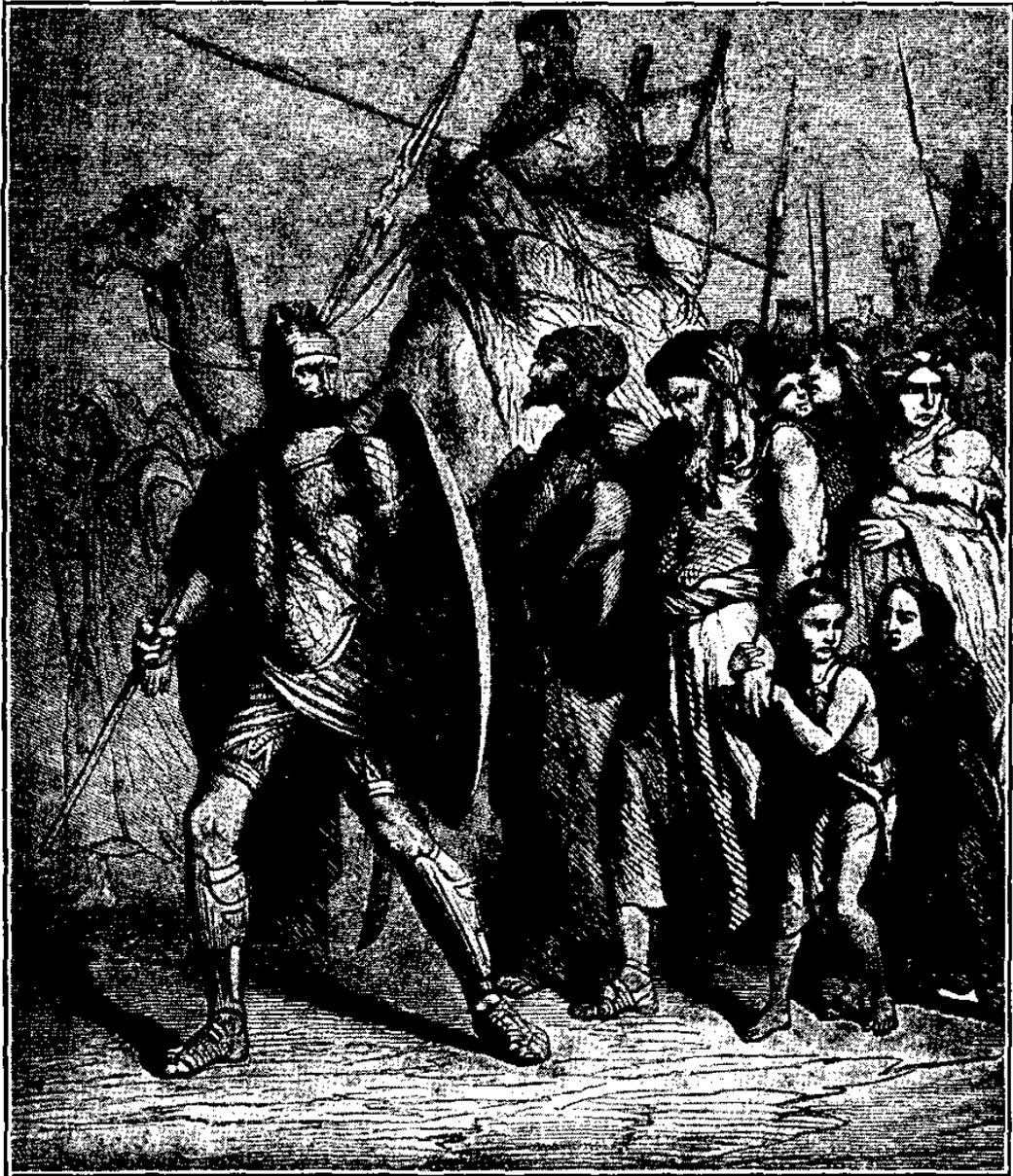
Aber, wirst du einwenden, hat Gott nicht manch furchtbare Gerichte über diese Erde gebracht, und tut Er es nicht noch? Wie ist das mit Seiner Liebe und Seinem Erbarmen zu vereinbaren? Ich antworte mit einer Gegenfrage: Ist der ein guter Vater, der seinen Sohn ungestraft alles Böse verüben läßt? Ist das eine gute Regierung, die jeden Bösewicht frei schalten und walten läßt? Ich denke, die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer. Wenn Gott Gerichte über diese Erde gebracht hat, so war das eine zwingende Notwendigkeit. Gott konnte um Seiner Gerechtigkeit willen und zur Aufrechthaltung der Ordnung nicht anders handeln.

Das erste große Gericht, welches die Erde traf, war die Flut, die zur Zeit Noahs alle Menschen bis auf acht, die durch die Arche gerettet wurden, verschlang. Es war ein fürchterliches Gericht. Aber denken wir nur nicht, daß es Gott leicht geworden wäre, die Menschheit, ja, die ganze Schöpfung also zu schlagen! Gott handelte nicht

eher so, als bis es sich erwiesen hatte, daß „alles Gebilde der Gedanken des menschlichen Herzens nur böse war den ganzen Tag“, bis „alles Fleisch seinen Weg verderbt hatte auf Erden“. (1. Mose 6, 5. 12.) Der Mensch hatte es so schlimm getrieben, daß es Gott „reute, den Menschen gemacht zu haben“, ja, daß es „Ihn in Sein Herz hinein schmerzte“. (B. 6.)

Welche Worte! Furchtbare Dinge müssen in jenen Tagen auf der Erde geschehen sein. Trotzdem aber die Dinge so lagen, ließ Gott das Gericht nicht ohne vorherige Warnung hereinbrechen. Er ließ durch Noah, den einzigen gerechten Mann, der Gnade fand in Seinen Augen, den Menschen Gerechtigkeit predigen, und das nicht eine kurze Zeit, nein, über hundert Jahre lang. Seine „Langmut harrete in den Tagen Noahs, während die Arche zugerichtet wurde“. (1. Petr. 3, 20.) Jeder Tag, den Noah an der Arche, diesem wunderbaren, von Gott selbst genau bestimmten Rettungsbau, arbeitete, hätte ein Tag des Heils für die Menschen werden können. Aber sie hörten nicht. Jedenfalls haben sie Noah verhöhnt und verspottet. Wie kam doch dieser Mann dazu, mitten auf dem Trockenen ein so gewaltiges Schiff zu bauen? Sicherlich hat sich die Kunde von dieser „Narrheit“ überallhin verbreitet, wo damals Menschen wohnten. Aber keiner hörte. Gottes Langmut harrete, harrete voll sehnlichen Verlangens, daß die Menschen von ihren bösen Wegen umkehren möchten. Aber ein Jahr nach dem anderen, ein Jahrzehnt nach dem anderen verstrich, und keiner, keiner tat Buße! Dann kam die Flut, und alles verschied.

Das war das erste allgemeine Gericht Gottes über die Menschheit. Das zweite Gericht, über welches ich einige Worte sagen möchte, brach nicht



Israel wird gefangen nach Assyrien geführt.

über die ganze Erde, sondern über ein einzelnes Volk herein. Ich meine das Gericht der Wegführung von Israel und Juda nach Assyrien und Babylon.

Viele Jahrhunderte waren nach der großen Flut dahingegangen. Die Menschen hatten sich sehr vermehrt und über die ganze Erde hin zerstreut. Wenig mehr wird uns im Worte Gottes über die Völker im allgemeinen mitgeteilt. Schon in den ersten Kapiteln, die auf die Beschreibung des Gerichts der Flut folgen, beginnt die Geschichte Abrahams, des Stammvaters Israels, und mit geringen Ausnahmen beschränkt sich die Schrift von da an auf die Schilderung der Geschichte des „auserwählten Volkes“.

Es war um das Jahr 721 vor Christi Geburt. Israel und Juda wohnten seit Jahrhunderten im Lande der Verheißung. Aber die Tage seines Bleibens waren gezählt. Unendliche Mühe hatte das Volk, „das abgesondert wohnte und unter die Nationen nicht gerechnet wurde“ (4. Mose 23, 9), seinem Gott bereitet, unendliche Geduld war von seiten Jehovas nötig gewesen, um es zu tragen. Aber endlich war das Sündenmaß dieses Volkes, und zwar zunächst des Zehnstämmereichs Israel, voll. Wir lesen in 2. Kön. 17, wie Salmaneser, König von Assyrien, gen Samaria zog, die Hauptstadt des Landes nach dreitägiger Belagerung einnahm und das Volk gefangen nach Assyrien führte. Um nimmer wiederzukehren zog Israel nach Assyrien. Das Volk, das stets voller Geringschätzung auf die anderen Nationen herabgeblickt hatte, das sich mit Stolz das Volk Jehovas nannte, war in die Hand seiner Feinde gegeben, mußte sein Land verlassen und unter den Völkern, die es verachtete, seinen Wohnsitz nehmen. Israel ist, wie gesagt, aus der Gefangenschaft nicht wieder zurückgekehrt. Wohin

die zehn Stämme verstreut worden sind, wer kann es sagen? Gott allein weiß es.

Auch über Israel kam das Gericht erst, nachdem alle anderen Versuche Gottes, es auf den rechten Weg zurückzubringen, fehlgeschlagen waren. 2. Kön. 17 enthält eine gedrängte Aufzählung der Schandtaten, die das Volk in den vorhergegangenen Jahrhunderten begangen hatte, sowie der fortwährenden Versuche Jehovas, sein Herz zu erreichen.

Die große Decke.

„Sie schreien, und Jehova hört, und aus allen ihren Bedrängnissen errettet Er sie.“
(Ps. 34, 17.)

Die Dämmerung des Herbstabends begann sich herabzusinken auf die Wiesen und Felder, die zu einem im Norden Schwedens gelegenen Bauernhof gehörten. Die Luft war recht kühl, wie das in jenen Landstrichen im September häufig der Fall ist, und der Himmel hatte jene blaugraue Farbe angenommen, welche den ersten Nachtfrost anzukünden pflegt.

In dem Garten neben dem Hause lief ein junger Mann mit hastigen Schritten auf und nieder. Er schien in trübe Gedanken versunken. Es war Johann, der älteste Sohn des Hauses, der in kurzem die Hochschule besuchen sollte, um Medizin zu studieren. Johann war von jeher ein fleißiger, aufgeweckter Knabe gewesen, der in der Dorfschule solche Fortschritte machte, daß sein Lehrer den

Eltern geraten hatte, ihrem Sohne eine möglichst umfassende Schulbildung zu geben. Da nun Johann selbst keinen sehnlicheren Wunsch besaß, als zu studieren, so hatte sich Vater Willemssen entschlossen, seinen Ältesten zunächst das Gymnasium der nahen Stadt besuchen zu lassen. Das Weitere würde sich dann später finden. Inzwischen waren Jahre vergangen. Johann hatte den in ihn gesetzten Hoffnungen voll und ganz entsprochen und vor einigen Wochen nach glänzend bestandener Prüfung das Reisezeugnis der Anstalt erhalten. Der Weg zur Universität war frei.

Es wäre nun so weit alles in Ordnung gewesen, wenn nicht mittlerweile sich ein ernstes Hindernis eingestellt hätte, das alle Pläne des Jünglings über den Haufen zu werfen drohte. Das letzte Jahr war in landwirtschaftlicher Hinsicht sehr ungünstig gewesen. Infolge des anhaltenden Regens war die Heuernte mißraten, während der Roggen durch Hagelschlag erheblich gelitten hatte. Noch stand der Hafer, der in jenen Gegenden erst Ende September geerntet wird. Von dem Ausfall dieser Ernte hing es ab, ob Johann studieren konnte oder nicht, denn Vater Willemssen war nicht reich. Es war für ihn ein großes Opfer, dem Sohne den Besuch der Hochschule zu ermöglichen.

„Ja, mein Junge“, hatte er noch eben gesagt, „ich fürchte, aus deinem Studium wird nichts. Wenn es mit dem Hafer schlecht ausläuft, dann hab' ich kein Geld für dich übrig. Dann mußt du mir auf dem Hofe helfen. Denn ich kann den Knecht dann nicht länger behalten. Daß ich nun auch gerade so viel Hafer gebaut habe! Und er steht so schön!“

Es war ein fast lieblosender Blick gewesen, mit dem der Bauer bei diesen Worten das riesige Haferfeld gemessen hatte, das sich bis zum Horizont ausdehnte. Aber dann hatte sein Auge einen sorgenvollen Ausdruck angenommen, als er es zum Himmel wandte, der in seiner durchsichtigen Klarheit nichts Gutes verhieß.

Schweigend hatte der Sohn die Worte des Vaters hingenommen. Zu antworten vermochte er nicht, denn es stürmte in seiner Seele. Also umsonst hatte er in der Schule sein Bestes getan, umsonst so manche Früchte der Wissenschaft gekostet, die ihn nach mehr verlangen ließen!

Der Vater hatte ihn verlassen. Er war allein geblieben mit seinen trüben Gedanken. Dann und wann zügelte er seine Schritte, um einen ängstlichen Blick zum Himmel empor zu senden, an dem ein Stern nach dem anderen sichtbar wurde. Das für ihn doppelt wehmütige Geräusch eines fallenden Blattes traf ab und zu sein Ohr. Im übrigen war es still. Eine tiefe Ruhe herrschte in der Natur. Aber gerade diese vollkommene Ruhe, diese friedliche Stille bedeuteten für den Jüngling die Zerstörung seiner liebsten Hoffnung. Wie dankbar wäre er jetzt für das zu anderen Zeiten oft so ärgerliche Pfeifen und Heulen des Regenwindes gewesen! Er suchte sich einzubilden, daß die Luft milder würde; manchmal meinte er auch ein Lüftchen aus dem Süden zu verspüren. Aber es war alles nur Täuschung. Der Wetterhahn auf der Scheune wies unbeweglich nach Norden, und das Thermometer sprach allzu deutlich. Die dünne Quecksilbersäule sank beständig. Vorhin waren es noch sechs

Grad gewesen, soeben noch fünf, und jetzt waren es nur noch drei.

„Ja, es gibt Frost diese Nacht, und vielleicht morgen noch mehr“, seufzte Johann und starrte düster vor sich hin. Er hatte Gott stets in kindlichem Glauben um Segen für sein Studium gebeten, hatte Ihm oft seinen Wunsch, Arzt zu werden, vortragen. Bis dahin war der Weg geöffnet gewesen, und nun sollte ein Nachtfrost vielleicht alle seine Hoffnungen zerstören? In dieser Stunde fürchtete Johann, mit seiner Hoffnung möchte er auch seinen Glauben zu Grabe tragen.

Noch einen letzten Blick warf er aufs Thermometer. Zwei Grad! „Ja, es gibt Frost, und wie es scheint, starken Frost“, wiederholte er dumpf. „Dann ist es aus!“

„Was ist aus?“ fragte eine helle Kinderstimme hinter ihm. Es war die kleine Stina, Johanns fünfjähriges Schwesterchen, das, von dem großen Bruder unbemerkt, in den Garten getreten war.

„Mit meinem Studieren ist's aus, wenn der Hafer erfriert. Aber davon verstehst du nichts, Stina, und brauchst es auch nicht, denn du kannst doch nichts daran ändern. Das kann überhaupt kein Mensch.“

„Tut dir das denn so arg leid, wenn du nicht studieren kannst?“ fragte das kleine Mädchen mitleidig und zugleich ein bißchen verlegen, da sie nicht recht wußte, was sie aus dem traurigen Ton in des Bruders Stimme machen sollte.

„Ja, das tut mir so sehr leid, denn . . .“ Der Sprecher brach plötzlich ab. Er hatte Mühe, ein heftiges Schluchzen zurückzudrängen.

Stina warf ihrem Bruder einen besorgten Blick zu. Was sein Kummer mit dem Erfrieren des Hafers zu tun hatte, verstand sie natürlich nicht, aber daß dies eine böse Sache sein mußte, wußte sie aus den Gesprächen der Eltern, denn diese hatten noch eben ihre Besorgnisse über den zu erwartenden Nachtfrost ausgetauscht. Sie sann nach, wie sie dem Bruder helfen könne. Plötzlich glaubte sie ein Mittel gefunden zu haben.

„Kannst du und Vater denn den Hafer nicht zudecken?“ fragte sie. „Mutter hat doch auch über die Blumenbeete da ein altes Kleid gehängt! Dann kann der Nachtfrost nichts schaden.“

„Dummes Ding!“ sagte Johann, der trotz seines Kummers das Lachen über den köstlichen Einfall der kleinen Schwester nicht zurückhalten konnte. „Das ist doch nicht möglich. So große Decken gibt's ja gar nicht, die für das ganze Feld ausreichen.“

Das kleine Mädchen sah recht enttäuscht aus. Sie verstand, daß ihr Bruder recht hatte. Mit einemmal aber begannen ihre Augen wieder zu glänzen. „Johann“, rief sie im Tone tiefster Überzeugung, „Gott kann wohl eine große Decke über das Hafersfeld breiten.“

In diesem Augenblick rief die Mutter nach der Kleinen, welche gehorsam ins Haus eilte. Johann war wieder allein. Neue Gedanken stürmten auf ihn ein. Sollte Gott ein Wunder tun? Waren Wunder überhaupt möglich? Bestanden sie nicht nur in der Einbildung kleiner Kinder und unwissender, abergläubischer Seelen? Er warf noch einen Blick auf das Thermometer, das bis auf ein Grad gesunken war, und ging dann seufzend ins Haus.

Es dauerte an diesem Abend lang, bis er den ersehnten Schlaf und damit wenigstens für kurze Zeit Vergessen seiner trüben Gedanken fand. Am nächsten Morgen würde er wohl seine Hoffnungen begraben müssen, und damit, das fühlte er mit tiefem Schmerz, würde auch noch anderes in ihm ersterben. Ach, wenn er doch noch glauben könnte wie sein kleines Schwesterchen! Aber das konnte er nicht mehr. Ohnmächtig stand er den Gesetzen der Natur gegenüber. Und Gott? Würde Er noch einen Ausweg schaffen können? Das eben war sein ernstester Zweifel, und das drückte ihn tief zu Boden.

Ruhig lag die kleine Stina in ihrem Bettchen und schlief den festen Kinderschlaf. Sie hatte vorher den Herrn Jesus gebeten, daß Er eine große Decke über das Haferfeld breiten möchte, damit ihr großer Bruder studieren könne. Im Traume sah sie nun, wie eine große Schar Engel vom Himmel auf die Erde herabstieg, die eine ungeheure, weiße und glänzende Decke in den Händen hielten und sie sorgfältig über das ganze weiße Haferfeld breiteten, damit der Frost nicht darankommen könne. Sie jauchzte im Traum. Wie glücklich würde Johann sein!

Lange bevor Stina aus ihren Träumen erwachte, war Johann bereits aufgestanden und hinausgegangen. Draußen traf er seinen Vater, den die Sorgen ebenfalls nicht hatten schlafen lassen. Seine Augen strahlten.

„Nun sieh mal da!“ rief er seinem Sohne fröhlich zu, indem er auf das Haferfeld wies, das ganz von einer weißen Nebelschicht bedeckt war, „Gott hat unseren Hafer vor dem Erfrieren bewahrt.“

Er kann es auch weiter tun. Und sieh nur, auch der Wind hat sich gedreht!"

Johann stand sprachlos da. Einen Augenblick schaute er auf den Nebel, der wie eine dichte Decke den Hafer einhüllte, schaute auf den Wetterhahn, der günstigen, warmen Wind ankündete, und dann eilte er in sein Schlafzimmer zurück, fiel auf seine Kniee und betete. Er fühlte tief, welch eine schwere Sünde er begangen hatte durch seinen Zweifel und seinen Unglauben, und voll tiefer Beschämung rief er zu Gott um Vergebung und um Erbarmen.

Jahre sind vergangen. Es ist ein nebliger Venzmorgen. Doch trotz des trüben Wetters herrscht in der Universitätsstadt reges Leben und Treiben. Viele Studenten haben ihr Schlußexamen bestanden und sollen heute zur Doktorwürde erhoben werden. Unter den festlich gekleideten jungen Leuten, die Straßen und Park beleben, gewahren wir auch Johann Willemssen mit seiner Schwester, die gekommen ist, um Zeuge seines Glücks zu sein. Ihre Augen, die vor Freude strahlen, ruhen mit schwesterlichem Stolz auf der kräftigen, männlichen Gestalt an ihrer Seite. Sie freut sich so, daß Gott ihn sein Ziel hat erreichen lassen, und dankt Ihm im Herzen dafür, daß Er die Arbeit ihres Vaters in den vergangenen Jahren so sichtbar gesegnet hat.

„Wenn doch nur die Sonne scheinen wollte!“ sagt sie plötzlich zu ihrem Bruder. „Der Nebel paßt gar nicht zu dem Festtag heute.“

„Findest du nicht, Stina?“ antwortet der junge Arzt mit einem Blick, aus dem tiefer Ernst, mit inniger Dankbarkeit gepaart, spricht. „Ich

meine, der Nebel paßt gerade für uns zum heutigen Tage. Weißt du nicht mehr, wie du an jenem Abend, der alle meine Hoffnungen zu zerstören drohte, um eine große Decke für das Haferfeld gebetet hast? Der Nebel, welchen Gott damals sandte, hat nicht nur meine Zukunft gerettet, sondern er hat, was noch viel mehr wert ist, meinen Glauben gerettet, der in Gefahr war, völlig zu ersterben. Nein, ich könnte mir heute kein besseres Wetter wünschen, als gerade diesen Nebel. Er erinnert mich an Gottes unverdiente Güte. Ihm sei ewig Dank, daß ich Ihn heute kennen darf als meinen Gott und Vater in Christo!"

Zwei Brandstifter.

Die Scheune des alten Beit war abgebrannt. Man vermutete Brandstiftung, und der Verdacht fiel auf Schulz, einen Tagelöhner, der schon oft von Beit ermahnt und auf das Ende seines traurigen Lebenswandels aufmerksam gemacht worden war. Schulz haßte deswegen seinen alten Nachbar. Er konnte dessen Gespräche über den Heiland, der auf Golgatha an des Sünders Statt gestorben ist, nicht ausstehen und verhärtete sein Herz mehr und mehr. So oft er konnte, suchte er den alten Mann zu ärgern. Doch dieser störte sich nicht daran, sondern ging ruhig seinen Weg. Das ärgerte Schulz noch mehr. „Ich werd' dich schon noch kriegen!" dachte er manchmal ingrimmig, wenn er es auch nicht laut zu sagen wagte.

Eines Abends stand Beitz's Scheune in Flammen. Das Gericht kam und untersuchte die Sache. Es wurde nachgeforscht, ob Beitz einen Feind habe, und der Verdacht fiel, wie gesagt, auf Schulz. Doch war es unmöglich, ihm etwas Bestimmtes nachzuweisen, wenn auch jedermann ihn für den Täter hielt. Schulz wurde freigesprochen. Mit trotzig erhobenem Haupte verließ er den Richtsaal und frohlockte im Innern ob der trefflich geglückten Tat. Die Bemerkungen der Bauern, die aus ihren Gefühlen kein Hehl machten, kümmerten ihn nicht. Wenigstens schien es so. Er hatte sogar noch die Frechheit, seinem alten Nachbarn beim Vorbeigehen höhnisch zuzurufen: „Werdet wohl selbst der Brandstifter sein, he!“

„Ich hoffe, einer zu werden“, versetzte der Alte ruhig.

Schulz mußte indessen bald zu seinem Schaden erfahren, daß „der Gesezlose viele Schmerzen hat“. (Ps. 32, 10.) Keiner der Dorfbewohner wollte fernerhin mit ihm zu tun haben, keiner ihm Arbeit geben. Seine Frau und Kinder begannen Mangel zu leiden, und sie würden vor Hunger und Elend umgekommen sein, wenn nicht eine liebevolle Hand Hilfe gebracht hätte. In aller Stille trugen Beitz und seine Gattin Kleider und Lebensmittel ins Nachbarhaus; auch bot Beitz dem Nachbar Arbeit auf seinen Äckern an. Dieser tat lange Zeit so, als bemerke er nicht, von welcher Seite all das Gute komme. Als er aber eines Abends von Beitz's Feldern nach Hause kam und die Frau des alten, so bitter gehaßten Mannes am Lager seines kranken Weibes sitzen sah, da brach sein hartes Herz.

Weinend rief er: „Ich kann's nicht mehr aushalten. Eure Wohltaten brennen mir in der Seele wie Feuer.“

Darauf ging er zu Beit, bekannte ihm reumütig seine Schuld und erklärte, sich dem Gericht stellen zu wollen. Doch der Alte versetzte: „Tut das nicht. Wo kein Ankläger ist, da ist auch kein Richter. Der Brand in Eurer Seele ist mir mehr wert, als meine abgebrannte Scheune. Sorgt nur dafür, daß dieses Feuer nicht ausgeht!“

So war der alte Beit auch ein Brandstifter geworden.

Ein Quadratmeter Himmel.

Ein Missionar reiste durch Arabien. Irgendwo fand er eine arme, in Lumpen gekleidete Frau, deren Hütte so haufällig war, daß sie über ihrem Kopf einzustürzen drohte. Trotz ihrer Armut sah die Frau aber durchaus nicht niedergeschlagen, sondern eher glücklich aus. Darüber wunderte sich der Missionar, und er knüpfte ein Gespräch mit ihr an.

„Wie arm und verlassen bist du doch!“ begann er.

„Das ist so“, erwiderte das arme Weib. „Aber trotzdem braucht mich kein Mensch zu bemitleiden. Mancher in der Welt hat es noch schlechter als ich. Ich gehe nämlich in den Himmel. Und wenn ich hier auch arm bin, dort werde ich es gut haben.“

Diese Worte vernahm der Missionar mit Staunen.

„Bist du dessen ganz sicher, daß du in den Himmel kommst?“ forschte er.

„Ja, ganz sicher“, rief sie. „Hier steht es.“

Damit reichte sie dem Fremden ein Säckchen, das an einer Kordel um ihren Hals hing. Sie öffnete es selbst und holte behutsam ein schmutziges Stück Papier hervor. Der Missionar las die Worte:

„Ich Unterzeichneter, Priester des Propheten in . . . , erkläre hierdurch, daß ich Frau M. für 135 Piaster ein Stück vom Himmel verkauft habe in der Größe eines Quadratmeters.“

Mit glänzenden Augen teilte die arme Frau dem Missionar mit, daß der Priester bereits einen Bericht über den Verkauf zum Himmel gesandt habe, und daß sie im Jenseits nur das Papier vorzuzeigen brauche, um sicher ihren Platz im Himmel zu bekommen.

Der Missionar empfand tiefes Mitleid mit der armen Betrogenen, die alles, was sie in der Welt besaß, hergegeben und sich selbst die größten Entbehrungen auferlegt hatte, um sich einen Platz im Himmel zu sichern. Er gewann es nicht über sich, sie ihrer Täuschung und ihrem zeitlichen und ewigen Elend zu überlassen, sondern nahm sie mit in seine Wohnung und übergab sie der Sorge seiner Gattin. Diese begegnete der Ärmsten mit vieler Liebe. In dem Missionshause erfuhr die arme Araberin, was allein dem Menschen ein Unrecht an den Himmel gibt. Sie vernahm das Evangelium von Jesu Christo, dem Gottessohne, der Sein Leben für Sünder dahingegeben hat. Mit der Zeit öffnete sich ihr Herz dieser nie gehörten Botschaft.

Sie glaubte und erhielt so „ohne Geld und ohne Kaufpreis“ einen Platz im Himmel, und zwar auf Grund des untrüglichen, lebendigen Wortes Gottes.

Es war für das gläubige Ehepaar ein ergreifender Augenblick, als ihre Hausgenossin nicht lange vor ihrem Tode das Stück Papier verbrannte, für das sie einst ihr Besitztum gegeben, und auf das sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatte.

Welch ein Betrüger ist Satan! Er nahm dem armen Weibe alles was sie hatte für eine falsche, trügerische Hoffnung. Und welch ein Heiland ist Jesus Christus! Er überließ die arme, betrogene Seele nicht ihrem äußeren und ewigen Elend, sondern sandte ihr Seinen Boten, damit er der Wahrheit Zeugnis gebe.

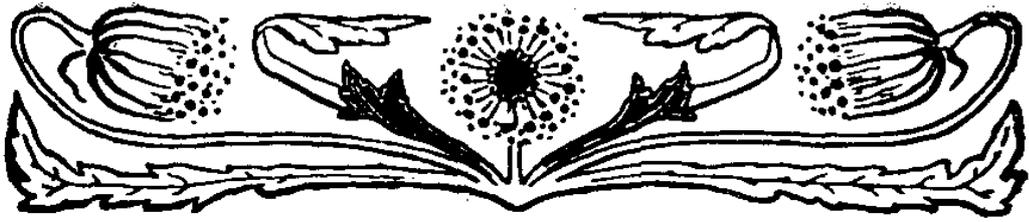
„Ihr müßet von neuem geboren werden.“

(Joh. 3, 7.)

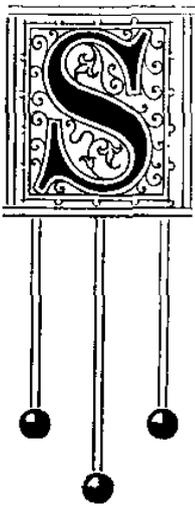
Man kann:

wünschen selig zu sterben, wie Bileam,	4. Mose 23, 10.
opfern, wie Kain,	1. Mose 4, 3.
weinen, wie Esau,	1. Mose 27, 38.
zittern, wie Felix,	Apostelg. 24, 25.
eifern für Gott, wie Israel,	Röm. 10, 2.
am Gottesdienst teilnehmen, wie Korah,	4. Mose 16.
Sodom verlassen, wie Lots Weib,	1. Mose 19, 26.
lange Gebete halten, wie die Pharisäer,	Matth. 23, 14.
weissagen, wie Saul,	1. Sam. 10, 10.
Lampen haben, wie die fünf törichten Jungfrauen,	Matth. 25, 1—13.
nahe sein dem Reiche Gottes,	
wie der Jüngling und Agrippa,	Matth. 19, 16—22. Apostelg. 26, 28.

und dennoch verloren gehen!



Die Beine verloren, aber die Seele gerettet.



ie hatten lange plaudernd beieinander gesessen, der alte Peters und Alexander Jung, der Nachtwächter. Die Hauptkosten der Unterhaltung hatte Jung getragen. Er hatte sich dabei so aufgeregt, daß er fast außer Atem gekommen war. Als er endlich schwieg, nahm Peters bedächtig das Wort.

„Ja, Nachbar“, sagte er kopfnickend, „da habt Ihr freilich Geduld nötig. Selbst nicht ordentlich imstande sein, ein krankes Weib daheim haben, und dabei noch beständig Sorgen von wegen des täglichen Brotes, das ist keine Kleinigkeit. Aber . . .“

„Na, endlich seht Ihr also ein, daß ich recht habe“, fiel Alexander dem Alten ins Wort; „ich kann Euch versichern, es ist zum Rasendwerden. Ich weiß mir wahrhaftig keinen Rat mehr, wenn ich an die kommenden Tage denke. Wo soll ich kräftige Nahrung für meine Frau hernehmen, da alles jetzt so entsetzlich teuer ist?“

„Ja, lieber Freund“, nahm Vater Peters wieder das Wort, „Menschen-Rat ist hier eitel.

Das beweisen Eure eigenen Worte. Wenn Ihr nur endlich zu der Einsicht kommen wolltet, daß ein Anderer hier helfen muß, nicht ein Mensch, sondern Er, der dort oben thront. Denn der allein kann Euch helfen."

Der Nachtwächter sah seinen alten Nachbar einen Augenblick fragend an. Dann aber verzogen sich seine Züge zu einem höhnischen Lächeln, und spöttisch entgegnete er: „Ach, Ihr meint wohl, ich solle anfangen zu beten. So reden die Frommen immer, wenn sie keinen Rat mehr wissen oder einen lästigen Frager los sein wollen. Beten? Meinetwegen betet, so viel Ihr wollt. Mir fällt's nicht ein, denn helfen tut's nicht."

Peters verlor seine Ruhe keinen Augenblick.

„Das ist doch wunderbar, was Ihr da sagt“, erwiderte er in seiner bedächtigen Art. „Mir hat das Beten stets geholfen, und wenn ich meine Bibel aufschlage, so lese ich da immer und immer wieder, wie das Beten dem einen zum Leben, dem anderen zur Genesung und dem dritten zur Rettung aus Not und Gefahr geholfen hat. Was aber das Wichtigste ist: Wie viele hat es dahin gebracht, in Jesu Blut Vergebung aller Sünden und ewiges Leben zu finden!“

„Kann sein, daß das alles in der Bibel steht“, versetzte Jung geringschätzig, „aber Ihr werdet doch nicht alles glauben wollen, was man da lesen kann!“

„So, Nachbar? Ihr meint also, das Wort Gottes wäre wie ein Menschenbuch, und Ihr hättet nicht nötig, Euch um alles zu kümmern, was Gott in Seinem Worte sagt? Ihr nehmt das heraus,

was Euch gefällt, und an das andere glaubt Ihr nicht? Da ist es freilich kein Wunder, wenn Gott Euch nicht hilft, falls Ihr es Euch einmal einfallen lassen solltet, zu Ihm zu beten. Er ist ein heiliger Gott, vor dem der Mensch ein Nichts, ein Stäublein ist. Mein, Nachbar, Euch kann Gott nicht helfen, und Ihr dürst Ihm noch dankbar sein, daß Er schweigt und auf Euer Murren, Klagen und Widersprechen nicht in einer Weise antwortet, die Euch noch weniger gefallen möchte."

Die ernstesten Worte des alten Mannes schienen ihren Eindruck auf den unzufriedenen Nachtwächter nicht zu verfehlen. Er fand nicht gleich eine Antwort. Endlich murmelte er:

"Mein, beten, das tu' ich einmal nicht. Meine Frau sagt jeden Tag so und so viele Gebete her, ohne daß es ihr irgend etwas hilft. Es macht sie nicht gesund und bringt uns nicht ein Stücklein Brot ins Haus."

"Das glaube ich schon", erwiderte Peters. "Was nützt es, Gebete herzusagen? Wenn Euer Junge ein Butterbrot haben will und käme zu Euch und sagte ein Verschen auf, das er in der Schule oder sonstwo gelernt hat, was würdet Ihr dazu sagen? Würdet Ihr nicht rufen: „Junge, sag' mir, was du haben willst, und komm mir nicht mit so 'nem dummen Vers!“? Und wenn er dann mit seinem auswendig gelernten Verschen fortführe, würdet Ihr ihm nicht alles andere als ein Butterbrot geben? Nun, ähnlich verhält es sich mit gelernten Gebeten. Gott hört auf das einfältige Gebet, das aus dem Herzen kommt. Er hört sogar das Stammeln der Kinder. Ein aus-

wendig gelerntes Gebet aber hat vor Ihm gar keinen Wert. Darum, Nachbar, versucht einmal wirklich zu Gott zu beten, d. h. tretet mit Euren Bitten so vor Gott hin, wie ein Kind vor den Vater tritt.“

Doch Jung war nicht zu überzeugen.

„Ich bleibe dabei: Beten hilft nichts“, behauptete er hartnäckig. „Hilf dir selbst, so lange es geht! Das ist meine Losung. Dann braucht man hinterher auch nicht „Danke!“ zu sagen.“

Damit stand er auf, nahm die Mütze vom Nagel und wünschte „Guten Abend“.

Der alte Peters machte noch einen Versuch, den Mann zur Einsicht zu bringen. „Hört, Nachbar“, sagte er ernst. „Laßt Euch warnen! Gott läßt sich nicht spotten.“

Doch der Nachtwächter hörte nicht mehr. Er war bereits auf dem Wege zum nächsten Wirtshaus, wo er regelmäßiger Stammgast war.

Es war Winter, und es herrschte strenge Kälte. Der alte Peters saß hinter dem warmen Kachelofen und war gerade damit beschäftigt, seine Schuhe mit einem Paar Filzpantoffeln zu vertauschen.

„Ich bin doch froh, daß ich nochmals bei Frau Jung war“, sagte er zu seiner Schwester. „Endlich ist sie dahin gekommen, wo ihr schon längst Erleichterung hätte werden können, nämlich zum Kreuze. Wunderbar, welche eine Änderung das bewirkt! Mit ihrem armen Manne dagegen geht es leider immer mehr bergab. Wir haben zusammen für ihn gebetet. Möchte Gott darauf antworten! Er ist ja ein Erhörer des Gebets.“

Am nächsten Tage machte ein merkwürdiges Gerücht die Kunde im Städtchen. Der Nachtwächter Jung war am Tage vorher nicht nach Hause gekommen, war auch die letzten beiden Nächte nicht im Dienst gewesen. Die Kranke machte sich die größte Sorge. Wo mochte ihr Mann sein? Niemand wußte es. Man hatte ihn zuletzt zwei Abende vorher betrunken sein Stammlokal, das Wirtshaus, verlassen sehen. Mehr konnte kein Mensch sagen.

Wir wollen verraten, wo der Nachtwächter sich befand. Die Lage, in die er sich durch eigene Schuld gebracht hatte, war alles andere als beneidenswert. Er war an dem betreffenden Abend taumelnd und schwankend auf dem Wege nach Hause gewesen. Durch die Kälte des Nestes seiner Besinnung beraubt, war er in einen noch nicht ganz vollendeten Neubau geraten, in welchem die Arbeit der großen Kälte wegen eingestellt worden war. In der Meinung, in seinem eigenen Hause zu sein, war er zwei Treppen hinaufgestolpert, hatte oben an eine Tür geklopft und war, als niemand ihm auftrat, fluchend vor der Tür auf den Boden gesunken und alsbald in tiefen Schlaf gefallen.

Als er am folgenden Morgen zitternd vor Kälte aufwachte, glühte sein Kopf, aber seine Beine waren steif wie ein Brett. Nachdem er sich über seine Lage einigermaßen klar geworden war, wollte er aufstehen und nach Hause gehen. Aber die Glieder versagten ihm den Dienst. Er begann, mit den Armen um sich zu schlagen, und er fühlte, wie sein Oberkörper dadurch ein wenig wärmer wurde; aber die Beine vermochte er nicht zu bewegen. Der

Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Mußte er hier liegen bleiben und erfrieren oder verhungern? Er rief um Hilfe, aber niemand hörte ihn. Eine Stunde nach der anderen verging. Unfähig sich zu erheben, lag der unglückliche Mann auf derselben Stelle, wo er am Abend zuvor hingesunken war. Seine Beine waren noch ebenso steif wie vorher. Endlich fiel er vor Angst und Erschöpfung aufs neue in Schlaf. Aber bald weckte die Kälte ihn wieder auf. Seine Leiden nahmen stündlich zu. Hunger und Durst quälten ihn. „Mein Gott! mein Gott!“ jammerte er. Er erschraf vor seinen eigenen Worten. Gab es denn einen Gott? Und wenn ja, hatte er ein Recht, zu Ihm zu rufen? Wie manchesmal hatte er über Ihn gespottet! „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ klang es ihm in den Ohren. Dann trat das Bild des alten Peters vor seinen Geist. Wie oft hatte der alte Mann ihm gegenüber Gottes Erbarmen gerühmt und gesagt, daß Er die Gebete höre, die wirklich Gebete seien! Er hatte ihm kürzlich noch zugerufen: „Gott wird Euch zu finden wissen. Sein Arm ist nicht verkürzt.“ Aber er hatte geantwortet: „Das wollen wir mal abwarten!“

O hätte er das doch nicht gesagt, hätte er das doch nicht gesagt! Er stöhnte. Was hätte er jetzt darum gegeben, wenn er all das Böse, das er verübt, all die häßlichen Worte, die er gesprochen, all die unreinen, gottlosen Gedanken, die er je in seinem Herzen gehegt, hätte zurücknehmen können! Hatte seine Frau nicht davon gesprochen, daß eine Stunde kommen würde, wo man Rechenschaft geben müsse von jedem unnützen Wort?

Damals hatte er sie ausgelacht, aber jetzt lachte er nicht mehr. Mit Angst und Entsetzen dachte er an das Gericht, das nach dem Tode kommt. Und diese Stunde mußte für ihn bald schlagen, das fühlte er. Der Tod, wie lange würde er noch auf sich warten lassen? Und dann kam das Gericht, dieses furchtbare Gericht vor dem Richterstuhl Dessen, den er bisher nur geschmäht hatte. Alle seine bösen Taten, seine gotteslästerlichen Worte würden ihn anklagen, und auf ewig würde er verloren gehen. Was sollte er nur anfangen? Da lag er machtlos am Boden. Wenn er nur könnte, wie gern würde er zu seiner Frau gehen, sie um Vergebung all des Unrechts bitten, das er auch ihr angetan hatte, und ein neues Leben beginnen! Aber für das alles war es jetzt zu spät.

Zu spät? War es wirklich zu spät? Hatte Peters nicht gesagt, daß es auf Erden nie zu spät wäre? Hatte er ihn nicht häufig auf den Räuber am Kreuz hingewiesen, der dort wegen seiner Untaten hing, und der dennoch von der Richtstätte aus ins Paradies gegangen war? Wenn das wahr war, dann gab es auch für ihn, den elenden Sünder, vielleicht noch Gnade. Und ehe der unglückliche Mann selbst recht wußte, was er tat, begann er zu beten. Er faltete die steifen Hände, so gut es ging, und rief zu Gott: „Herr, hilf mir! O Gott, erbarme Dich über mich! Sei mir gnädig!“ Hohl und dumpf tönten die Worte wieder in dem langen, leeren Gang. Es kam keine Antwort. Aber als Jung schließlich völlig erschöpft den Kopf an die Wand lehnte, da zog ein wunderbares Gefühl in sein Herz ein. Es wurde ihm so wohl zumute,

daß er selbst darüber erstaunt war. Es war ihm, als ob er nicht mehr auf dem kalten, harten Flur liege, sondern als ob jemand ihn in die Arme genommen habe, an dessen Schulter er das müde Haupt warm und weich bette.

„O Gott, hilf mir! O Gott, rette mich!“ kam es wieder und wieder über seine Lippen, „tue es um Jesu willen!“ Diesen Zusatz hatte er öfters von seiner Frau vernommen, und er sprach die Worte nach, ohne sich über ihren tiefen Sinn klar zu sein. Aber sie kamen aus einem gebeugten und zerschlagenen Herzen und stiegen so hinauf zum Thron der Gnade.

Auf der Straße spielte eine Anzahl Jungen.

„Hu! ist das kalt!“ rief einer. „Wißt ihr, was wir tun? Wir wollen Verstecken spielen in dem neuen Hause. Da ist doch niemand drin!“

Gesagt, getan. Der ganze Trupp stürzte ins Haus. Einige liefen in den Keller, andere stiegen auf den Speicher. So fanden sie den halberfrorenen Mann, totenbleich, ohne Bewußtsein. Schnell holten die Größeren Hilfe herbei, und eine gute Stunde später lag Jung wohlgebettet im Krankenhaus. —

„'s ist eigentlich ein Jammer, daß er mit dem Leben davongekommen ist!“ sagten die Leute einige Tage nach der Rettung des unglücklichen Nachtwächters mitleidig zueinander. „Beide Beine abgenommen und obendrein noch die Lungen krank! Was hat der noch vom Leben?“

Doch der also bedauerte Mann urteilte anders.

„Ja, Nachbar“, sagte er zu dem alten Peters, als dieser ihm nach seiner Wiederherstellung einen

Besuch abstattete, „ich hab's erfahren, und ich sag' es jedermann, der es hören will: Es liegt eine Kraft im Gebet! Ich bin ein lebendiger Beweis dafür.“ Der Sprecher machte eine Pause und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Wißt Ihr noch“, hob er dann aufs neue an, „was Ihr vergangenes Jahr zu mir gesagt habt, als ich nichts konnte als klagen und murren? Ihr sagtet: Gott kann Euch einmal auf eine Weise antworten, die Euch noch weniger gefallen möchte. Diese Antwort habe ich erhalten.“ Damit wies er auf seine hölzernen Beine. „Aber wie groß ist andererseits Seine Gnade gewesen, daß Er mich am Leben gelassen hat und hat mich den Heiland finden lassen. Ich weiß jetzt, daß alle meine Sünden getilgt sind in Christi Blut.“

„Ja, ja“, erwiderte der Alte, indem er bedächtig mit dem Kopf nickte, „es gibt kein herrlicheres Wort als das in Jes. 53: „Um unserer Missetaten willen war Er zerschlagen, die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm“.“

Auch ein „Mann des Wunders“.

Die Begebenheit, die ich erzählen möchte, liegt etwa zweihundert Jahre zurück. Sie hat sich in einer Stadt zugetragen, die bekannt war wegen der Gottlosigkeit und Bosheit ihrer Bewohner. Ein solcher Haß tat sich unter diesen Leuten kund gegen alles, was an Gott und Seinen Gesalbten, Jesum Christum, erinnerte, daß ein Mann, der einen Boten des Evangeliums in seinem Hause auf-

genommen hatte, von den Nachbarn an den Haaren durch die Stadt geschleift wurde. Und doch ließ die göttliche Gnade sich nicht zurückstoßen, sondern fuhr fort, auch in diesem Sodom zu wirken.

Wieder einmal hatte ein Evangelist es gewagt, an dem berüchtigten Ort die Botschaft der Gnade zu verkündigen. Aber kaum zu Wort gekommen, hatte er flüchten müssen um seines Lebens willen. Einer von denen, welche in der Heze gegen den „religiösen Schwärmer“ an der Spitze gestanden hatten, ein gebildeter, begabter und geistreicher Mann, kam am Abend des Tages, an dem man dem Evangelisten so übel mitgespielt, mit drei gleichgesinnten Gefährten in einem Wirtshause zusammen, um sich hier über den schwärmerischen Fremdling noch einmal recht lustig zu machen. Die Vier hatten sich eine Bibel verschafft, und es wurde beschlossen, jeder von ihnen sollte der Reihe nach eine Predigt halten über die erste beste Stelle, auf die sein Auge fallen würde. Hauptsache war, den Evangelisten möglichst getreu nachzuahmen.

Unter Spotten und Lachen machte man sich an die Ausführung des bösen Vornehmens. Einer nach dem anderen trat vor und tat sein Bestes, um den Boten der göttlichen Gnade lächerlich zu machen. Als Letzter kam der oben erwähnte Mann an die Reihe. Im Bewußtsein seiner Rednergabe sprang er auf eine Erhöhung mit der Versicherung, „jetzt würden sie aber etwas zu hören bekommen“. Man reichte ihm die Bibel. Er öffnete sie, und sein Auge fiel auf die Worte des Herrn in Luk. 13, 5: „Wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle gleicherweise umkommen“.

Diese Worte trafen das Herz des gottlosen Mannes wie ein glühender Pfeil, den der Geist Gottes tief in sein Inneres trieb. Mit starren Augen stand er da und blickte auf die Worte in



dem unscheinbaren Buch. In einem Augenblick war sein Gewissen erwacht. Seine Sünden standen mit erschreckender Deutlichkeit vor ihm. Eine Zeitlang

versagte seine Zunge ihren Dienst. Plötzlich aber öffneten sich seine Lippen, und aus der Fülle des Herzens heraus begann er zu reden, — er predigte, nicht spottend, sondern im vollen Bewußtsein seines verlorenen Zustandes. Zuerst hielten die Zuhörer die Sache für Verstellung und begannen bereits, der glänzenden Leistung Beifall zu spenden. Aber gar bald merkten sie zu ihrem grenzenlosen Erstaunen, daß es furchtbarer Ernst war, mit dem ihr Freund ihnen die Gefahr des ewigen Verlorengehens vorstellte. Jedes Lächeln erstarb; keiner wagte den Sprecher zu unterbrechen. Die Bestimmtheit und der zwingende Ernst seiner Ausführungen nahmen die Männer, die so leicht vor nichts zurückschreckten, völlig gefangen, und dieser Wechsel der Gefühle, der sich deutlich auf ihren Gesichtern ausprägte, schien das in dem Herzen des Sprechers Gewirkte noch zu vertiefen. Er hat später manchmal bekundet: „Wenn ich je in meinem Leben unter dem Beistand des Geistes Gottes gesprochen habe, so war es bei jener Gelegenheit“.

Als er von der Erhöhung herabstieg, wurde kein Wort mehr über den Zweck des Zusammenseins gesprochen. Diese Abendunterhaltung hatte einen zu unerwarteten Ausgang für jeden der Beteiligten genommen. Vor allem der Mann, zu dessen Herzen Gott in so auffallender Weise geredet hatte, war in einer unbeschreiblichen Stimmung. In tiefster Seelennot eilte er nach Hause. Seine Buße war echt und wahr. Wie vieles hatte er zu bekennen, über wie vieles Buße zu tun! Seine Sündenschuld war groß. Aber Gott ist reich an Barmherzigkeit. „Wo die Sünde überströmend ge-

worden, ist die Gnade noch überschwenglicher geworden." (Röm. 5, 20.) Auch dieser große Sünder empfing durch den Glauben an Jesum Christum Vergebung und Frieden. Ja, der Mann, der einst ein Anführer im Bösestun gewesen war, wurde durch die Wunder der göttlichen Gnade ein Führer im Guten. Jene Predigt, die er im Gefühl seines verlorenen Zustandes in völliger Zerknirschung gehalten hatte, war nicht seine erste und letzte. Öffentlich rühmte dieser Mann noch lange Jahre als ein Bote des Evangeliums die ihm widerfahrne Gnade und wurde vielen ein Wegweiser zum ewigen Heil, sowie den Gläubigen ein Förderer und Helfer auf ihrem Pilgerpfade durch die Welt. Mit glücklichem Herzen durfte er etwa zwanzig Jahre später im Frieden eingehen in die Freude seines Herrn, als ein „Mann des Wunders“, „ein Brandscheit, das aus dem Feuer gerettet“ war. (Vergl. Sach. 3, 2. 8.)

Gericht und Gnade.

II.

Die Strafe, welche Israel, das Zehnstämme-reich, für seine Untreue und Sünde empfing, hätte, sollte man meinen, Juda, den Stammesbruder, zur Besinnung bringen sollen. Aber das Menschenherz ist böse und arglistig. Genau das Gegenteil trat ein. Manasse, einer der letzten Könige von Juda, trieb es ärger, als es je zuvor geschehen war. Er vermaß sich sogar, ein Götzenbild im Tempel zu Jerusalem aufzustellen, in dem

Hause, von welchem Jehova zu David und Salomo gesagt hatte: „In dieses Haus und in Jerusalem, das ich aus allen Stämmen Israels erwählt habe, will ich meinen Namen setzen ewiglich“. (2. Kön. 21, 7.) Welch eine furchtbare Verhärtung gab sich in dieser Handlung kund! Und von Manasse verleitet, tat das Volk mehr Böses als die Nationen, welche Jehova vor den Kindern Israel vertilgt hatte. (B. 9.) So bewies auch Juda, daß es reif war zum Gericht. Wohl suchte noch einmal der fromme König Josia dem zunehmenden Verderben Einhalt zu tun, aber vergebens. Josia selbst fiel in verhältnismäßig jungen Jahren im Kampf gegen Neko, den Pharao von Ägypten, und nach seinem Tode gab es kein Halten mehr. Als Nebukadnezar von Babel wider Juda heraufzog, gab Jehova Volk und Land in seine Hand. „Jehova wollte nicht mehr vergeben.“ (Kap. 24, 4.) Auch Juda wurde in die Gefangenschaft geschleppt. Indessen durfte ein Teil des Volkes später wieder nach Jerusalem zurückkehren. Es gab in seiner Mitte noch treue Männer, wie aus den Büchern Esra, Nehemia, Esther und Daniel hervorgeht. Gott wirkte in vieler Herzen ein tiefes Gefühl über ihren Zustand. Das bezeugt uns der 137. Psalm, in welchem die Sehnsucht der „Kinder der Wegführung“ nach Jerusalem in rührender Weise zum Ausdruck kommt. Durch Gottes großes Erbarmen wurde diese Sehnsucht gestillt. Ein Teil des Volkes kehrte nach Jerusalem zurück und machte sich daran, Tempel und Stadt wiederaufzubauen. Es kam eine Zeit, von welcher man sagen konnte, daß „das Haus gekehrt und

geschmückt war". Aber wieder war es nur vorübergehend. Zum Götzendienst zwar kehrte Juda nicht zurück. Der Buchstabe des Gesetzes wurde genau befolgt. Aber mehr und mehr trat bloße Form an die Stelle der Kraft. Mehr und mehr wandten sich die Herzen von Gott ab. Das trat am deutlichsten zutage, als der Herr Jesus in der Mitte Seines Volkes erschien. Ach! wohl hielt Er Seinen Einzug in Jerusalem, der Stadt des großen Königs, aber es geschah — um dort zu sterben. Man verwarf und kreuzigte Ihn! Traf nun Gottes Blitzstrahl das entartete Volk, das seinen Messias dem schimpflichsten Tode übergeben hatte? Nein. Abermals gab Gott Zeit zur Buße und Umkehr. Wiederum „harrte Seine Langmut“ lange Jahre. Erst im Jahre 70 trat das endgültige Gericht ein. Jerusalem wurde in Schutt und Trümmer gelegt und das Volk in alle Länder zerstreut.

Und nun kommt das Wunderbarste. Seit der Kreuzigung des Sohnes Gottes sind nahezu 1900 Jahre verflossen. 1900 Jahre lang ist das Evangelium der Gnade Gottes, der um der Errettung des Sünder willen Seinen Sohn in den Tod gab, den Menschen verkündigt worden. 1900 Jahre lang hat Gott um der Auserwählten willen alle Gottlosigkeit und Sünden der Menschen, die so groß, so himmelschreiend sind, daß außer Ihm niemand nur ihren Anblick ertragen könnte, in Langmut hingehen lassen. An 1900 Jahre irren auch die Juden auf der Erde umher, vielfach verachtet und gemieden, vielfach eine einflußreiche Rolle spielend, im Herzen aber noch ebenso weit

von Gott entfernt, wie zur Zeit Christi. Aber hat Gott deswegen die Juden verstoßen? Nein. Er betrachtet Israel auch heute noch als Sein Volk, das freilich für eine Zeit beiseite gesetzt ist, das aber doch Sein Volk bleibt, und dem noch heute das Wort gilt: „Denn die Berge mögen weichen und die Hügel wanken, aber meine Güte wird nicht von dir weichen und mein Friedensbund nicht wanken, spricht Jehova, dein Erbarmer“. (Jes. 54, 10.) Wie und wann aber wird Gott mit Seinem Volke wieder anknüpfen? Darüber noch ein kurzes Wort.

Gott hat bis heute, wie gesagt, die Bosheiten der Menschen in Langmut getragen, wenn Er auch in gelegentlichen Gerichten, wie gegenwärtig durch den Völkerring, mit gewaltigem Ernst zu ihnen geredet hat. Aber diese Langmut wird ein Ende nehmen, und zwar ein plötzliches Ende. „Wenn sie sagen: Friede und Sicherheit! dann kommt ein plötzliches Verderben über sie, und sie werden nicht entfliehen.“ Das Gericht kommt, es ist bereit, und alle, die von ihm ereilt werden, werden schonungslos darin umkommen. Bei den bisherigen Gerichten gab es noch Gnade. Noah fand Gnade, viele Juden fanden Gnade, die heutige Zeit, so schrecklich sie ist, ist noch eine Zeit der Gnade. Das Endgericht aber kennt keine Gnade. Die Tür, die so lang offen gestanden hat, wird verschlossen werden. (Siehe Matth. 25, 10—12.) Die Bewohner der christlichen Länder, die so lang Gelegenheit hatten, das Evangelium zu hören, werden dann ein furchtbares „Zu spät!“ hören müssen. Aber kurz vorher wird Gott sich Seines irdischen

Volkes, der Juden, wieder annehmen und viele aus ihnen und eine unzählige Schar aus den Nationen der Erde erretten. Allerdings werden auch über sie schreckliche Heimsuchungen kommen, Tage, wie sie nie gewesen sind. Aber trotz aller Furchtbarkeit wird es für sie ein Gericht zur Läuterung sein. Gott wird tiefe Reue und Buße in ihren Herzen wachrufen und sie dann führen zu überströmender Erquickung. Der kommende Zorn wird sie nicht erreichen. Doch über alle, die ihr Herz verhärtet und ihr Ohr verschlossen haben, wird ein Gericht ohne Gnade kommen. Für sie wird es kein Erbarmen mehr geben. Sie werden Gott als ihrem Richter gegenübertreten müssen, der alles wägt nach Seiner göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit, und dem keiner entfliehen kann.

Wie stehst du im Blick auf dieses Gericht, mein lieber Leser? Wenn du nicht weißt, daß Jesus dein Gericht am Kreuze getragen hat, so muß es an dir vollzogen werden. Aber Gott sei Dank! noch ist Gnadenzeit. Noch ladet Jesus dich freundlich ein, zu Ihm zu kommen und deine Sünden abwaschen zu lassen in Seinem Blute. Wer heute an Ihn glaubt, der kommt nicht ins Gericht, der geht, wenn er stirbt, zu Jesu ins Paradies, oder er wird von Ihm selbst bei Seiner baldigen Wiederkunft ins Vaterhaus droben geführt. Denn bevor die Wogen des Gerichts sich über die Erde ergießen, wird Jesus wiederkommen, nicht sichtbarlich für alle, sondern nur für die Seinigen, nicht auf die Erde, sondern in die Luft. (Siehe 1. Thess. 4, 17.) Dann werden alle Seine

auf Erden lebenden Erkauften verwandelt, die in Ihm Entschlafenen auferweckt, und alle zusammen werden aufgenommen werden, um für immer bei Jesu zu sein.

Das ist die Hoffnung des Christen. Sie ist ebenso köstlich, wie die Erwartung des Gerichts von seiten des Ungläubigen schrecklich ist. Gott gebe, daß alle Leser dieser Zeilen die Hoffnung des Christen teilen möchten!

Ein Gottesgericht.

Ein Reisender wünschte die große Irrenanstalt „Bedlam“ in London zu besichtigen. Er erhielt die erbetene Erlaubnis, und einer der Wärter führte ihn durch das weitläufige Gebäude, in welchem so viel Elend zu sehen ist. Zum Schluß nahte man einer Zelle, in der, wie der Wärter vorbeireitend bemerkte, dem Besucher ein überaus trauriges Schauspiel sich bieten würde.

Die Tür öffnete sich, und der Fremde sah vier Männer vor sich, die auf Stühlen saßen. Die Stühle standen genau im Viereck; je zwei der Männer saßen einander gegenüber und starrten sich unverwandt an. Keiner gab einen Laut von sich; keiner machte eine Bewegung. Die Ähnlichkeit der Gesichtszüge verriet, daß die vier unglücklichen Männer Brüder waren.

„Tag und Nacht sitzen sie so auf ihren Stühlen“, erzählte der Wärter. „So essen und trinken, so schlafen sie. Nur zu einer Tagesstunde tritt eine

Änderung ein, und zwar mittags zwölf Uhr. Sobald der letzte Glockenschlag ertönt, stimmen die Vier, ohne irgend ein Zeichen und ohne jede Bewegung, aus voller Brust einen Choral an. Ist er zu Ende, so tritt wieder die frühere Stille ein. Wesenlos starren sie aufs neue einander an, als ob nichts geschehen wäre.“

Der Reisende war aufs tiefste erschüttert durch den furchtbaren Anblick und die Erzählung des Wärters. Auf seine Fragen erfuhr er noch folgendes über den Ursprung der schrecklichen Krankheit:

Die vier Männer stammten aus einem achtbaren Hause und hatten eine gute, christliche Erziehung genossen. Leider war der gottesfürchtige Vater früh gestorben, und die Söhne waren den Händen eines leichtsinnigen Vormundes anvertraut worden, der sich kaum um sie kümmerte. Nur zu bald schwanden die guten Eindrücke der väterlichen Erziehung. Die jungen Leute suchten die Vergnügungen der Welt auf. Statt die Sünde zu fliehen, besuchten sie mit stets wachsender Begierde die Stätten, an denen Satan seine Netze ausspannt, um die Menschen zu fangen. Die Stimme des Gewissens, die im Anfang Einspruch gegen ihr gottloses Tun erhob, wurde gewaltsam zum Schweigen gebracht. Die Sünden der vier Jünglinge schrieten zum Himmel.

Da geschah etwas Furchtbares. Wieder einmal hatten die Brüder eine Nacht in wilden Ausschweifungen zugebracht. Am Morgen, es war ein Sonntag, gingen sie, aus den Stätten des Lasters und der Sünde kommend, gegen zwölf Uhr an einer Kirche vorüber, und einem von ihnen kam der un-

selige Gedanke in den Sinn, den Gottesdienst zu stören. Sein Vorschlag fand lauten Beifall. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten die Bier wie Besessene in die Kirche, gerade als die Orgel mit vollen, brausenden Akkorden einen Choral zu spielen begann, den sie in ihrer Jugend oft gehört und gesungen hatten. Schon mehrmals hatte gerade dieses alte Kirchenlied ernst und mahnend zu ihnen geredet; diesmal packte es die bösen Männer mit unwiderstehlicher Gewalt. Es blieb keine Kraft in ihnen, um ihren Plan auszuführen. Gottes Hand traf die schuldigen Sünder. In einem Augenblick verloren alle Bier ihren Verstand. Als Irresinnige brachte man sie aus der Kirche.

„Und so sitzen sie nun schon sieben Jahre steif und unbeweglich auf ihren Stühlen“, schloß der Wärter seine Erzählung. „Nur die Mittagsglocke löst für kurze Zeit das Band ihrer Zunge. Wie auf Kommando singen sie dann gemeinschaftlich das Lied, das ihnen vor sieben Jahren wie ein Donner Schlag in die Ohren geklungen sein muß und sie alle ihres Verstandes beraubt hat.“

„Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ Dieses Bibelwort gilt heute noch ebenso wie je zuvor. Wohl ist Gott langmütig und barmherzig. Nicht immer folgt der Sünde die Strafe so schnell wie in dem oben berichteten Falle. Gott läßt dem Menschen Zeit zur Buße. Aber, „Er läßt sich nicht spotten“. Einmal kommt für jeden Menschen die Abrechnung. „Wir müssen alle vor dem Richterstuhl Christi offenbar werden, auf daß ein jeder empfangen, was er in dem Leibe getan, nach dem er gehandelt hat, es sei Gutes oder Böses.“ Wehe

dann einem jeden, der nicht geborgen ist hinter dem Blute, das einst auf Golgatha floß, als der Sohn Gottes das Gericht über die Sünde und für den Sünder erlitt. Ein ewiges, schreckliches Gericht wird ihn treffen, das Gericht eines heiligen Gottes, dem die Sünde ein Greuel ist, — und niemand wird entfliehen.

Heute rot — morgen tot.

Noch nie hatte man Nellie A.—, die in einem großen Geschäft arbeitete, so fröhlich gesehen wie an einem Samstag kurz vor Weihnachten. Sie sang fast den ganzen Tag.

„In der Tat, Nellie“, meinten ihre Gefährtinnen, „du bist heute gut aufgelegt.“

„Das glaube ich auch“, versetzte sie. „Hab' ich nicht allen Grund dazu? Heut' bin ich zum letztenmal hier. Nächste Woche um diese Zeit hab' ich's gut; meint ihr nicht auch?“

„Da hast du recht“, antworteten die Mädchen. Sie alle wußten, daß Nellie in der folgenden Woche Hochzeit feiern wollte.

Alles war fertig, von der Aussteuer an bis zu dem neu eingerichteten Heim. Nellie wartete nur noch auf den glücklichen Tag, wo sie als Braut vor den Traualtar treten würde. Mit vergnügtem Lächeln nahm sie die Glückwünsche ihrer Mitarbeiterinnen entgegen, sagte ihnen allen Lebewohl und machte sich auf den Heimweg. —

Als Nellie nicht lange nachher nach Hause kam, sah sie müde und abgespannt aus, ganz anders als wenige Stunden zuvor.

„Ich fühle mich nicht wohl“, sagte sie zu ihrer Mutter; „ich will mich deshalb vor dem Abendbrot noch etwas legen.“

Als der Tee fertig war, ging die Mutter, um ihre Tochter zu wecken.

„Ich kann heute nichts essen“, lautete die Antwort. „Laß mich noch ein wenig schlafen. Vielleicht geht's dann besser.“

Aber statt besser wurde es immer schlimmer. Die besorgten Eltern sandten zum Arzt. Er kam sofort, untersuchte die Kranke und sagte kopfschüttelnd:

„Überaus bedenklich, wenn nicht hoffnungslos. Zu viel Arbeit und Aufregung!“

Die armen Eltern waren fassungslos. Sie konnten die Aussage des Arztes nicht für richtig halten und ließen deshalb einen zweiten holen. Aber dieser bestätigte nur die Aussage seines Kollegen. Er verschrieb noch etwas und empfahl sich.

Die ganze Nacht hindurch wurde an Nellies Krankenbett gewacht. Gegen Morgen hörte die Mutter, die für kurze Zeit das Wärteramt an eine Freundin abgetreten hatte, die Tochter rufen: „Komm, Mutter! — Bald brauche ich dich nicht mehr.“

Die Mutter eilte herbei, aber ehe sie noch das Lager ihres Kindes erreicht hatte, sank der Kopf der Kranken hintenüber, und Nellie A. war tot. — —

In der Straße, in welcher Nellie gewohnt hatte, drängten sich ein paar Tage später die Menschen. Nelliess Leichenbegängnis fand statt. Gerade wurde der über und über mit Blumen und Kränzen bedeckte Sarg hinausgetragen und in den schön geschmückten Leichenwagen geschoben.

„Wer wird denn hier beerdigt?“ fragte ein Neugieriger.

„Wissen Sie das nicht? — Haben Sie denn nicht von dem traurigen Fall gehört? Es ist die arme Nellie A. — Vorige Woche war sie noch ganz gesund; in diesen Tagen sollte sie heiraten, und jetzt wird sie begraben.“

So war es. In ihr Brautkleid gehüllt, mit Blumen geschmückt, so lag Nellie A., einem schönen Wachsбилde gleich, im Sarge. „Wir wollen sie in ihren Brautkleidern zur letzten Ruhe bestatten“, hatten ihre Freundinnen weinend gemeint. „Sie waren für sie bestimmt, und sie soll sie auch tragen.“

So fuhr man Nellie A. zum Friedhof.

Heute rot — morgen tot! Buchstäblich war dieses Wort an dem armen jungen Mädchen in Erfüllung gegangen. War sie auf den Tod vorbereitet? Wird sie dereinst aus ihrem Grabe auferstehen, um in das Bild ihres Herrn verwandelt zu werden und mit Jesu in die ewige Herrlichkeit einzugehen? Oder wird sie weiter-schlummern in dem engen, stillen Kämmerlein, bis alle Toten aufgeweckt werden, um vor dem großen weißen Throne des Gerichts zu erscheinen und wegen ihrer Sünden auf ewig verdammt zu werden? Gott weiß es!

Heute rot — morgen tot! Auf unzählige Scharen trifft dieses ernste Wort gerade in unseren Tagen zu! Welch eine überreiche Ernte hält der Tod auf den vielen Schlachtfeldern, in den Lazaretten und in den kriegführenden Ländern selbst. O Menschenkind, bedenke dein Ende! Laß dich warnen! Heute ist der Tag des Heils. Entfliehe dem kommenden Zorn!

Nicht auszusingen.

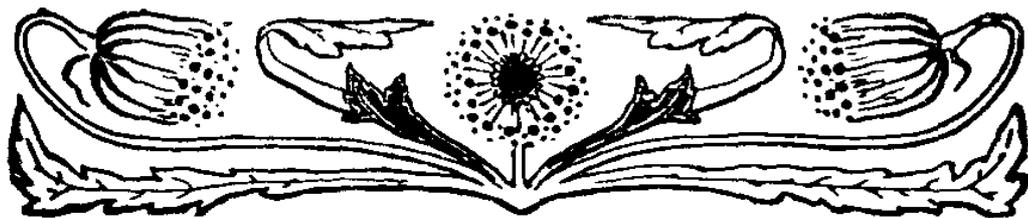
Du kamst vom Himmel, uns zu dienen,
Entsagtest Deiner Herrlichkeit,
Und bist in Knechtsgestalt erschienen
Und trugst der Armut dürftig Kleid.

Dein mitleidsvolles Auge suchte,
Was tief in Wüsten sich verlor;
Du segnetest, wo man Dir fluchte,
Und blicktest still zu Gott empor.

Die Kranken machtest Du gesunden
Und brachst den Hungrigen Dein Brot,
Du goßest Öl in alle Wunden
Und halfst den Armen aus der Not.

Du hast die tiefste Schmach getragen
In unermesslicher Geduld,
Und liebest an das Kreuz Dich schlagen,
Zu sühnen armer Sünder Schuld.

Und hätt' ich mehr als tausend Zungen,
Und säng' ich heut' und alle Zeit,
Hätt' ich doch niemals ausgesungen
Das Lied von Jesu Herrlichkeit.



Der „Wandel ohne Wort“.



In einem geschmackvoll ausgestatteten Gemach saß eine junge Frau. Der Abend brach herein, und das durch einen bunten Schirm angenehm gedämpfte Licht einer Lampe fiel auf die matten Züge der untätig Dastehenden. Es war nicht Krankheit, was die junge Frau so trübe blicken ließ. Der Grund mußte ein innerer sein. Ab und zu machte sie eine Bewegung, wie um sich zu erheben. Auch zogen sich ihre Brauen wohl einmal düster zusammen, aber gleich darauf lagerte wieder der vorige schmerzliche Ausdruck auf dem lieblichen Gesicht. Lange schien sie mit einem Entschluß zu ringen. Schließlich aber stand sie auf, trat in den Hausgang und kleidete sich zum Ausgehen an.

Als sie fertig war, ging sie langsam, scheinbar immer noch unentschlossen, in ein anstoßendes Zimmer. Hier saß vor einem großen Schreibtisch ihr Mann. Er war, oder schien wenigstens, so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er die Eintretende nicht beachtete.

Die Frau brach das Schweigen. Mit zitternder Stimme fragte sie:

„Heinrich, gehst du heute Abend nicht mit zur Kirche? Soll das nun unser Neujahrsabend sein?“

Es kam keine Antwort. Die Schatten, die um den Mund der jungen Frau lagen, vertieften sich. Einen Augenblick schien es, als ob sie sich verlegt zurückziehen wolle. Doch sie bezwang sich und fragte in ruhigerem Ton: „Ist es dir denn recht, wenn ich allein gehe?“

Immer noch Stille. Dann aber klang es, hart und verdrossen:

„Natürlich, du mußt wieder deinen Willen haben. Meinetwegen lauf' in die Kirche! Deinem Manne einmal eine Freude machen, das ist ja nicht nötig. Aber geh nur deinen Weg, und sieh, wie du fertig wirst!“

Während des Sprechens hatte der Mann sich seiner Frau halb zugewandt; jetzt drehte er sich mit einem Ruck herum, wandte ihr wieder den Rücken und beugte sich aufs neue über seine Arbeit.

„Mann!“ versetzte die Frau ruhig: „Du weißt wohl, daß ich dir gern eine Freude mache. Aber ins Theater gehen, nein, das kann und mag ich nicht. . .“

„Hör' auf mit deinem Geschwätz!“ fuhr der Mann auf. „Stets tust du, was du willst. Nun, so werde ich es auch so machen. Du gehst in die Kirche, und ich ins Theater. Und nun tu mir den Gefallen und laß mich in Ruhe! Du langweilst mich!“

„Gut, Mann“, erwiderte die Frau. Eine scharfe Entgegnung drängte sich ihr auf die Lippen. Aber glücklicherweise vermochte sie sie zu unterdrücken. Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich und verließ das Zimmer.

Mit traurigem Herzen ging sie zur Kirche. Ihre grübelnden Gedanken verließen sie nicht. Wie ganz anders hatte sich ihre Ehe gestaltet, als sie erwartet hatte! Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie gehofft hatte, ihr Weg würde mit lauter duftenden Rosen bestreut sein. Aber statt der Rosen waren Dornen und Disteln aufgeschossen. Dann durchfuhr sie der Gedanke, ob sie wohl recht gehandelt habe ihrem Manne gegenüber. „Wäre es am Ende“, fragte sie sich, „nicht besser gewesen, wenn ich nachgegeben hätte und mit ihm gegangen wäre?“ Doch da war es, als höre sie das Wort des Herrn: „Wenn jemand zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater und seine Mutter und sein Weib und seine Kinder . . ., so kann er nicht mein Jünger sein“. Dieses Wort beruhigte sie. Dennoch betrat sie die Kirche mit traurigem Herzen, und die Predigt machte wenig Eindruck auf sie. Ihre Gedanken weilten daheim, bei ihrem Gatten, den sie von Herzen liebte, aber dem sie doch nicht in allem zu Willen sein konnte, weil sie Jesum lieben gelernt hatte, und weil es ihr um Seinetwillen unmöglich war, fernerhin der Welt zu dienen. Gewiß, ihr Weg war jetzt ein dornenvoller, es gab manchen Kampf zu kämpfen. Aber sie mußte ausharren.

Mit diesen Gefühlen hörte sie die Predigt an. Manches entging ihr. Nur das eine und andere

Wort blieb haften. Eins der Worte lautete: beten.

„Ja“, sagte sie leise zu sich, „beten, das ist das Einzige.“ Sie faltete die Hände, und ein inbrünstiges Flehen stieg aus ihrem Herzen zum Thron der Gnade empor.

Herr N. saß immer noch in seinem Zimmer. Doch arbeitete er nicht mehr. Auch auf seinem Gesicht lag ein Zug, der verriet, daß er alles andere als glücklich war. Auch er hatte sich seine Ehe anders vorgestellt. Und doch, hatte er wirklich Ursache, mit seiner Frau unzufrieden zu sein? War sie ihm nicht eine sorgende, liebevolle Gattin? Wenn nur ihre überspannten Ideen nicht gewesen wären! Aber trotzdem: bei ruhiger Überlegung mußte er sich sagen, daß sein Benehmen über Gebühr unfreundlich, ja, grob und häßlich gewesen war. Er hatte sich vergessen und seine Annie in einer Weise behandelt, derentwegen er sich jetzt Vorwürfe machen mußte. Annie hatte sich besser benommen. Sie war ruhig geblieben trotz ihrer lebhaften Veranlagung. Er war selbst erstaunt darüber, daß sie mit ihrem feinen Ehrgefühl sich seine Worte und sein ganzes Benehmen so still hatte gefallen lassen. Ob das nicht doch vielleicht der Einfluß ihres Christentums war?

Ins Theater ging er heute Abend nicht mehr. Die Lust dazu war ihm vergangen. Er nahm das Abendblatt zur Hand und begann zu lesen. Aber der Inhalt interessierte ihn nicht. Rasch durchflog er die Spalten, bis er an den Anzeigenteil kam.

Plötzlich schrak er zusammen. Was stand da? „Heute verschied plötzlich“, so begann eine Todesanzeige, „infolge eines traurigen Unfalls . . .“ War es möglich? Noch heute Morgen hatte er den Herrn, dessen Tod da mitgeteilt wurde, gesprochen. Er war gesund gewesen wie immer. Und jetzt sollte er schon tot sein? Hastig trat er zum Fernsprecher und bat ein Familienglied des Betreffenden an den Apparat. Es war so. Sein Freund war tot. Kurz nachdem er ihn verlassen hatte, war er von einem Kraftwagen überfahren worden.

Ganz fassungslos kehrte er in sein Zimmer zurück. Wenn das nun ihm begegnet wäre! Er schaute auf die Uhr. Wie blieb doch seine Frau heute Abend so lange aus! Die schreckliche und so unerwartete Nachricht hatte ihn ganz unruhig gemacht. Ernste Gedanken kamen und ließen ihn nicht mehr los. Einmal würde auch für ihn die Todesstunde schlagen. Wozu hatte er dann gelebt? Und was barg die Zukunft für ihn in ihrem dunklen, geheimnisvollen Schoß?

Nach einiger Zeit stand er auf. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Er wollte seine Frau bezüglich ihres Glaubens auf die Probe stellen. Zeigte sie sich gekränkt, so war es nichts mit ihrem Christentum. Begegnete sie ihm aber auch bei ihrer Heimkehr so ruhig wie vorher, so bewies sie damit, daß ihr Standpunkt richtiger war als der seinige, und er wollte in diesem Fall ihr sein Unrecht abbitten.

Es schlug halb neun Uhr, als die Frau des Hauses zurückkehrte. Sie war nicht wenig erstaunt,

ihren Mann noch daheim zu treffen. Er hatte doch ins Theater gehen wollen! Die Entdeckung, daß er seinen Entschluß geändert hatte, trieb ihr das Blut in die Wangen. Es kostete sie Mühe, ihre Gefühle zu beherrschen. Sollte der merkwürdige Umstand gar eine Antwort sein auf ihr Gebet? Oder hatte ihr Mann nur auf sie gewartet, um abermals seinen Spott und Verdruß an ihr auszulassen? Was sollte sie tun? Sollte sie den Gatten, der wieder an seinem Schreibtisch saß, begrüßen, oder sollte sie sich stillschweigend zurückziehen?

Ein heftiger Kampf entbrannte in ihrem Innern. Eine Stimme flüsterte ihr zu: „Hast du vergessen, wie dein Mann dich eben noch behandelt hat? Ist es nicht genug, daß du auf seine häßlichen Redensarten geschwiegen hast?“ Doch auch eine andere Stimme ließ sich vernehmen, und diese Stimme riet, nochmals die Hand zur Versöhnung zu bieten. In der Tat, der Kampf war nicht leicht für die so schwer gekränkte Frau. Aber Jesus blieb Sieger. Frau Annie dachte an ihr Gebet, und da wußte sie, was sie zu tun hatte. Sie trat auf ihren Mann zu und sagte, wenn auch mit unsicherer Stimme: „Guten Abend, Heinrich!“

Einen Augenblick blieb es still. Dann tönte die Antwort zurück: „'n Abend, Annie!“ Mehr nicht. Auch die Frau sagte nichts weiter. Das harte Wort: „Du langweilst mich!“ lag ihr noch in den Ohren. Doch wieder trat die Gestalt des Heilands vor ihr Auge. Wieviel Schmach und Feindschaft war Ihm von den Menschen angetan

worden! Aber hatte das irgendwie vermocht, Seine Liebe zu ihnen zu erschüttern? War Er nicht trotzdem den schweren Weg bis ans Ende gegangen? Hatte Er nicht trotzdem das große Werk der Erlösung vollbracht? Ja, sie wollte den unteren Weg gehen. Leise legte sie ihre Hand auf des Gatten Schulter, beugte sich vornüber, um ihm gerade in die Augen schauen zu können, und fragte:

„Bist du mir noch böse, Heinrich? . . .“

Weiter kam sie nicht. Hastig schob ihr Mann seinen Stuhl zurück, sprang auf, schloß Annie in seine Arme und küßte sie. Und sie? Hestig schluchzend barg sie ihr Haupt an seiner Brust.

So standen sie schweigend eine Zeitlang. Keines fand ein Wort. Dann machte Frau Annie sich los und verließ das Zimmer. Sie fühlte das Bedürfnis, einige Augenblicke allein zu sein, und ihrem Mann erging es nicht anders.

An diesem Abend herrschte nach langer Zeit wieder einmal eine frohe Stimmung in den behaglichen Räumen. Es war keine jubelnde Freude. Die ließ die Erinnerung an die zurückliegenden Stunden nicht aufkommen. Aber die Liebe war wiedergekehrt, und die Hoffnung begann in beider Herzen aufzuleben, daß doch noch alles anders werden könnte. Und die Glückwünsche, die man beim Übergang ins neue Jahr wechselte, waren vielleicht noch nie so aufrichtig gemeint gewesen wie diesmal.

Friedlich saß man sich am nächsten Morgen beim Frühstück gegenüber. Als es neun Uhr schlug, sagte der Mann plötzlich — seine Stimme klang

dabei etwas unsicher —: „Sag', Annie, wolltest du heute Morgen nicht zur Kirche?“

Die junge Frau glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Aber, Heinrich?“ erwiderte sie ganz erstaunt.

„Ich dachte eigentlich daran, mit dir zu gehen“, antwortete er, die Augen niederschlagend.

Die junge Frau war ganz beschämt. Eine solche Antwort auf ihr Gebet hatte sie nicht erwartet.

„O Heinrich, wie herrlich!“ rief sie aus übervollem Herzen. „Ich will mich sofort zum Gehen fertig machen.“

Seit diesem Tage ist Frau Annie nicht mehr ohne ihren Mann gegangen, um Gottes Wort zu hören. Und Gott segnete Sein Evangelium an dem bis dahin so harten Herzen. Heinrich N. lernte sich als verlorenen Sünder erkennen. Er lernte die Kniee beugen und um Gnade rufen. Seine Gebete blieben nicht unerhört. Nach einiger Zeit fand er Frieden durch das Blut des göttlichen Opferlammes.

Tief war seine Dankbarkeit der Gattin gegenüber, die den geliebten Mann in Wahrheit durch ihren Wandel ohne Wort gewonnen hatte. (Vergl. 1. Petr. 3, 1.) „Den Frieden meines Herzens“, sagte er später manchmal zu ihr, „habe ich nächst Gott dir zu verdanken. Wärest du an jenem Neujahrsabend nicht den unteren Weg gegangen, dann lebte ich wohl heute noch mitten in der Welt.“



Das Wort des Lebens.

In unserer so ernsten Zeit haben viele Tausende zur Bibel gegriffen, die sich bis dahin nicht um Gottes Wort gekümmert hatten. Mancher gelehrte Mann hat im Schützengraben seinen Göthe oder Kant mit der Bibel vertauscht und darin ewiges Leben gefunden. Die Bibel ist das untrügliche und bleibende Wort Gottes, und nur wer auf diesem Felsen steht, hat sicheren Grund unter den Füßen. Alles übrige ist Menschenwort und deshalb trügerisch. Wohl dem, dem die Bibel zur lieben, ständigen Begleiterin geworden ist! Er ist glücklich im Kampfgetümmel, glücklich in Not und Schwierigkeiten. Sein Friede, der Friede des Christen, braucht durch nichts erschüttert zu werden, denn er ist göttlicher Natur, und Gottes Friede wird nicht durch die Umstände berührt.

Gott sei Dank, daß Sein Wort sich noch heute als die Quelle alles Heils und Glücks erweist! Es ist auch heute noch das Wort des Lebens. —

An einem schönen Sommermorgen, so erzählt ein Christ, hatte ich in der nahen Stadt B. eine Besorgung zu machen. Auf dem Rückwege setzte ich mich nach Überwindung einer ziemlich steilen Strecke an den Weg, um ein wenig auszuruhen. Da kam ein alter Mann daher. Er bot mir freundlich „Guten Morgen“ und fragte mich, ob ich müde sei. Ich erwiderte, die Luft wäre mir infolge des Steigens etwas knapp geworden.

„Ja, ja“, meinte er, „das geht mir gerade so. Nur ist es bei mir eine Folge des Alters, was bei Ihnen wohl nicht der Fall ist.“

Ich versetzte, bei mir sei es durch Krankheit verursacht. Während ich noch mit dem Alten sprach, war es mir, als flüstere mir eine Stimme zu: „Schließe dich diesem Manne an“. Ich stand auf, und wir gingen zusammen weiter. Ich bat den Herrn um Seine Leitung. Er lenkte denn auch bald unsere Unterhaltung dahin, daß wir auf die Aussichten zu sprechen kamen, die wir zwei voraussichtlich für dieses Leben besäßen, und wir kamen überein, daß wir wohl beide die meisten Schritte hinter uns hätten, mein Begleiter infolge seines Alters — er zählte 76 Jahre — und ich infolge meiner schwachen Gesundheit.

„Wären wir nur mal so weit“, meinte der Alte, „dann hat doch alle Mühe und Sorge ein Ende.“

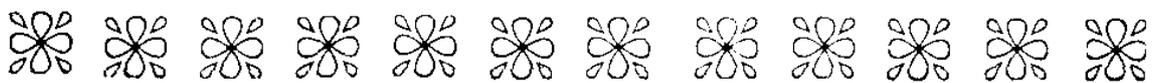
Ich fragte ihn daraufhin, ob er denn nach diesem Leben ein glückliches, seliges Jenseits mit Gewißheit erwarten könne.

„Dessen bin ich ganz sicher“, antwortete er in bestimmtem Tone. „Ich habe in meinem langen Leben immer ordentlich gelebt, habe regelmäßig die Kirche besucht, bin zum Abendmahl gegangen, habe stets redlich für meine Familie gesorgt und keinen Menschen betrogen. Wenn man so gelebt hat, dann ist einem die Seligkeit doch sicher.“

Ich erwiderte, der ewigen Seligkeit sei auch ich gewiß, hätte aber den Grund dafür nicht, wie er, in meinem guten Leben, sondern in der Bibel, dem Worte Gottes, gefunden.



Das Wort des Lebens.



„O die Bibel habe ich auch wiederholt durchgelesen!“ rief der Alte, „und habe darin den Wahlspruch gefunden: Tue recht und scheue niemand! Danach habe ich gelebt. Im übrigen habe ich meine Religion. Und was ich habe, lasse ich mir nicht nehmen, von keinem Menschen nicht, wer er auch sei.“

„Nun“, versetzte ich, „ich kann und will Sie nicht belehren, umsoweniger da Sie, wie Sie sagen, die Bibel schon öfter durchgelesen haben —“

„Ja, das habe ich!“ beteuerte er.

„Aber“, fuhr ich fort, „wir beide sprachen soeben von unserer Gewißheit bezüglich der ewigen Seligkeit. Sie haben mir mitgeteilt, worauf Sie diese Gewißheit gründen. Wie wäre es nun, wenn ich Ihnen auch meinen Grund sagte? Wir könnten dann miteinander feststellen, welcher Grund der sichrere ist.“

„Dem stimme ich zu“, erwiderte er. „Also erzählen Sie mal!“

„Als ich im 26. Lebensjahre stand“, begann ich, „sing ich ernstlich an, in der Bibel zu lesen. Und da muß ich bekennen, daß dieses Lesen mich zuerst sehr unglücklich machte. Ich fand nämlich in der Bibel, daß Gott heilig und gerecht ist, während ich selbst, wie alle Menschen, unrein und ein Sünder war. Ich las, daß „da kein Gerechter ist, auch nicht einer, keiner, der Gott suche“, daß „alle abgewichen und untauglich sind“, daß alle ohne Unterschied gesündigt haben und die Herrlichkeit Gottes nicht erreichen (vergl. Röm. 3, auch Ps. 14), während ich andererseits auf Gottes Seite nur Gerechtigkeit und Heiligkeit fand. Ich beugte mich

von Herzen unter diese Wahrheiten und machte die größten Anstrengungen, um den heiligen und gerechten Gott zu befriedigen. Doch je mehr ich mich anstrengte, desto unglücklicher wurde ich. Als ich nun aber vollends in Gal. 2, 16 las, daß „aus Gesetzes Werken kein Fleisch gerechtfertigt werden wird“, daß also all mein Tun und Streben vor Gott gar keinen Wert hatte, weil es einer bösen, sündigen Natur entsprang, da erreichte meine Not den Höhepunkt. Ich erkannte, daß ich nicht nur ein Sünder, sondern, wie alle Sünder, verloren war. Was sollte ich machen? Ich war verloren, hatte einem heiligen und gerechten Gott zu begegnen, und dazu kam, daß der nächste Augenblick der letzte meines Lebens sein konnte. Dann aber kam das Gericht. O das war furchtbar!“

Ich machte eine Pause. Der Alte hatte aufmerksam zugehört. Er bestätigte, daß man in der Tat keinen Augenblick seines Lebens sicher sei.

„In dieser Zeit fürchtete ich die Bibel“, fuhr ich fort, „denn in ihr hatte ich diese ernstesten Wahrheiten gefunden. Trotzdem zog es mich immer wieder mit Macht zu diesem Buche hin. Ich wandte mich zu Gott mit der ernstlichen Frage, ob es denn für solche, wie ich sei, keine Gnade gebe. Darauf fiel mir ein, daß ich beim Lesen manchmal auf das Wort „Gnade“ gestoßen war. Ich begann nun aufs neue zu forschen, aber die Stellen, die ich fand, paßten alle nicht für mich. Schließlich lenkte Gott mein Auge auf Joh. 3, 16: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges

Leben habe“. Das war etwas für mich! Gott hatte für Verlorene Seinen Sohn gegeben! Welch eine unbegreifliche Liebe, welch wahrhaft göttliches Erbarmen! Ich nahm diese Wahrheit im Glauben an und konnte dann nur noch loben und danken und mit glücklichem Herzen den Herrn Jesus preisen für die alles Verstehen übersteigende Tatsache, daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat. Sehen Sie, das ist meine Sicherheit. Meine Seligkeit gründet sich nicht auf meine Werke oder meine Religion, sondern auf Gottes Wort, auf Jesum, das von Gott selbst für verlorene Menschenkinder auserlorene Opferlamm. Seitdem lese ich die Bibel mit glücklichem Herzen, finde immer neue Schätze darin und komme mit der Liebe Gottes, „die in Christo Jesu ist“, nicht zu Ende.“

Der Alte machte während meiner Erzählung immer erstauntere Augen. „So etwas habe ich noch nie gehört“, meinte er schließlich kopfschüttelnd. „Das alles steht in der Bibel!? Alle Menschen sind Sünder, sind alle verloren, aber können alle durch das Werk Jesu Christi errettet werden? Wo stehen denn diese Stellen?“

Leider hatte keiner von uns Schreibzeug bei sich. Sonst hätte ich dem Alten die Kapitel, die ich ihm jetzt angab, aufgeschrieben. Doch meinte er, er werde sie auch so behalten. Wir schieden, indem er mir versprach, meinen Grund suchen zu wollen.

Ich zog meinen Weg mit Freuden allein weiter, in dem Vertrauen, daß der Gott, der mich mit dem alten, an des Lebens Reife stehenden Manne zu-

sammengeführt und mir Gelegenheit gegeben hatte, ihm das Evangelium des Heils zu verkündigen, das angefangene Werk fortsetzen und zu einem guten Ende führen werde.

Noch etwas vom „Worte des Lebens“.

Im Murgtale in Baden, so berichtet ein Freund, wohnte vor Jahren ein 90jähriger Greis. Sein Haar war schneeweiß, seine Gestalt verfallen. Ich fragte ihn nach seinen Kindern, er schüttelte den Kopf. „Ich habe alles vergessen“, sagte er, „meine Kinder, mein Geschäft, alles, was früher war, ich kann es nicht mehr auseinanderhalten.“ Seine hilflose Gestalt, seine zitternden Hände und der suchende Ausdruck seiner Augen wollten mir das Herz zu tiefem Mitleid bewegen. Da legte die treue Pflegerin des Alten, eine erwachsene, ältere Tochter des Hauses, eine Bibel mit großer, klarer Schrift vor seinem Lehnstuhl auf den Tisch. Die Hände des Greises faßten sofort nach dem aufgeschlagenen Buche. Es schien, als ob auf einmal jugendliches Feuer durch seine Adern ströme, so belebt wurde sein Auge, so ausdrucksvoll freudig seine Mienen. Er legte seine Rechte auf die Bibel und sagte mit sicherer, klarer Stimme: „Hiervon können Sie mit mir reden, das teure Wort Gottes habe ich nicht vergessen“.

In der Tat, eine Fülle von köstlichen Glaubensworten entströmte seinem Munde, während er mir die Treue des Herrn in Seinem Worte pries. Da war

keine Lücke und kein Fehl in seinem Gedächtnis, aber Kraft und Leben in jedem Worte der gesegneten Unterhaltung. Jedoch nachher, als wir wieder von den Dingen dieses Lebens sprachen, sank er in sich zusammen, und sein Gedächtnis verwirrte sich. Der alte Pilger ist jetzt längst eingegangen in das Land der Ruhe, aber sein Andenken blieb gesegnet bei Kindern und Kindeskindern. Dieser unvergeßliche Besuch war mir eine Darstellung des Wortes: „Das Gras ist verdorrt, und seine Blume ist abgefallen; aber das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit“.

„Dinge, welche Gott bereitet hat.“

Der Mensch ist nicht gern allein. Man stelle sich vor, man würde, etwa durch einen Schiffbruch, auf eine unbewohnte Insel geworfen. Dort möchte man alles finden, was nur die Sinne zu erfreuen vermag: die herrlichste Gegend, die köstlichsten Speisen, das angenehmste Klima; aber man wäre allein. Würde da nicht das schönste Paradies allmählich zu einer Qual werden?

Auch der erste Mensch war allein. Aber gar bald sprach Gott: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, und Er schuf das Weib. Gott wußte, daß alle Freuden des Paradieses dem Menschen nicht das drückende Gefühl des Alleinseins nehmen konnten. Und was ist es erst für einen Menschen, der an Gemeinschaft mit anderen gewöhnt ist, ganz allein gestellt, von allen verlassen zu werden!

Einen hat es gegeben, der die Schrecken eines solch gänzlichen Verlassenseins völlig ausgekostet hat.

Das war unser Herr Jesus, als Er am Kreuze den erschütternden Schrei ausstieß: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Allein war Er allerdings schon vorher. Er kam in diese Welt als ein einsamer, himmlischer Fremdling. Er mußte sterben, ehe Er in Seiner Auferstehung das Haupt eines neuen Geschlechts werden, ehe Er den neuen und lebendigen Weg in Gottes Gegenwart bereiten konnte. Er mußte sagen: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein“. (Joh. 12, 24.)

Aber warum verbarg Gott in jenen drei Stunden der Finsternis Sein Angesicht vor Ihm, dem geliebten Sohne? Weil Er ein Sündenträger war. Weil Er die Sünden anderer trug. Jesus war allein, damit wir in alle Ewigkeit nicht allein zu sein brauchten. Wir sind berufen, Gefährten Christi in Seiner Herrlichkeit zu sein. Wir sollen Seine Herrlichkeit mit Ihm teilen. Wollte Er aber „viele Söhne zur Herrlichkeit bringen“ (Hebr. 2, 10), so mußte Er den Tod schmecken. Und Er hat ihn geschmeckt. Er hat den bitteren Kelch getrunken. Er ist im Tode und im Gericht gewesen an unserer Statt. Nur im Hinblick auf diesen Seinen Opfertod konnte Er zu Seinen Jüngern sagen: „Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten“. (Joh. 14, 2.) Nach Seinem Tode ist Er dann hingegangen, um denen den Zugang in den Himmel zu öffnen, für welche Er Sein Blut vergossen hatte.

Jesus, der hienieden erfahren hat, was es ist, ganz allein zu sein, will nicht allein im Himmel sein. Glückselig alle, die zu dieser wunderbaren

Tatsache aus vollem Herzen ihr „Amen“ sprechen können, auf welche das Wort paßt: „Sie trachten nach einem besseren, das ist einem himmlischen Vaterlande. Darum schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott genannt zu werden, denn Er hat ihnen eine Stadt bereitet“! (Hebr. 11, 16.)

So tröstlich es nun für den Gläubigen ist, zu wissen, daß Gott für ihn Herrlichkeiten bereitet hat, so ernst ist es andererseits zu hören, daß es Geschöpfe gibt, für die ein ewiges Verderben bereitet ist. Derjenige, für welchen in erster Linie diese Stätte des Verderbens, der Abgrund, bereitet ist, möchte nun auch nicht allein dort sein. Er will, daß viele Seelen sein Los teilen. Schon im Alten Testament lesen wir von dieser Stätte. Es heißt an einer Stelle: „Vorlängst ist eine Greuelstätte zugerichtet; auch für den König ist sie bereitet“. (Jes. 30, 33.) Und das Neue Testament gibt eine genauere Beschreibung von diesem Ort des Verderbens in den Worten: „Das ewige Feuer ist bereitet dem Teufel und seinen Engeln“. (Matth. 25, 41.) Zur Aufnahme dieser Bösen hat Gott selbst die Hölle bereitet. Dort wird ihr ewiger Aufenthalt sein, im Verein mit dem Antichrist und dem Tiere. (Bergl. Dffbg. 19.) Satans Wunsch geht nun dahin, noch viele andere Menschenseelen an diesen Ort zu bringen, damit sie seine Schrecken teilen.

Welch ein gewaltiger, nicht zu überbrückender Gegensatz besteht doch zwischen dem Ort der ewigen Freude und dem der ewigen Qual! Welch ein Unterschied darin, ein Gefährte Christi oder ein Gefährte Satans zu sein! Der Herr

Jesus hat eine Stätte in Seines Vaters Hause für die bereitet, welche Er sich nicht schämt, Seine Freunde und Seine Brüder zu nennen. Mein Leser, wirst du einst an jener seligen Stätte sein? Es ist Platz genug dort, Platz auch für dich.

„Was ist unter den Worten des Herrn zu verstehen: „In dem Hause meines Vaters sind viele Wohnungen“?“ wurde einmal gefragt.

„Daß im Vaterhause Gottes eine Fülle von Raum ist“, lautete die Antwort. — Es ist so. Eine Fülle von Raum ist im Himmel, und Einer weilt dort, der so gern jeden verlorenen Sünder von seiner Schuld reinigen und bei sich aufnehmen möchte.

„In dem Hause meines Vaters sind viele Wohnungen.“ Wie redet dieses Wort so traut zu unseren Herzen! Das Vaterhaus droben, die Stätte ewiger Ruhe, ewigen Friedens, öffnet uns seine Tore. Wie erschreckend ist dagegen die Beschreibung jenes anderen Platzes? „Tief, weit hat Er sie gemacht, ihr Holzstoß hat Feuer und Holz in Menge; wie ein Schwefelstrom setzt der Hauch Jehovas ihn in Brand.“ (Jes. 30, 33.) Verschließe deine Augen und Ohren nicht vor diesen Worten, mein Leser. Sage nicht: Sie sind nicht wahr! Sage lieber: Gott hat sie niederschreiben lassen. Glaube ihnen und „entfliehe dem kommenden Zorn“! Indes möchte ich hier besonders betonen, daß die Hölle nicht für dich bereitet ist. Sie ist bereitet für die Verführer der Seelen. Aber wie viele sind da, die sich verführen lassen! Und sie werden dann auch an jenen Ort der Qual kommen. Verschließe dich nicht vor dieser ernstesten Tatsache!

Noch einmal denn: Was für den Menschen von seiten Gottes bereitet ist, das ist nicht die ewige Verdammnis, sondern die ewige Segnung. „Kommet her, Gesegnete meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist“, ruft der König am Tage des Gerichts denen zu Seiner Rechten zu. Und in Röm. 9 lesen wir von einem Kundtun des Reichtums Seiner Herrlichkeit „an den Gefäßen der Begnadigung, die Er zur Herrlichkeit zubereitet hat“. (R. 23.) Sind das nicht kostbare Worte, die die ganze Fülle der Liebe offenbaren, welche in dem Herzen Gottes zu armen, verlorenen Menschenkindern wohnt? Willst du nicht auch dieser Liebe vertrauen, die alles dies „zubereitet“, ja, die den Sohn gesandt hat, damit Er für Sünder den bitteren Kreuzestod erdulde? Willst du den Heiland nicht annehmen, der solche sucht, die die Freuden des Vaterhauses mit Ihm teilen sollen? Höre: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die Ihn lieben“. (Vergl. 1. Kor. 2, 9.)

Sein Ideal.

Nachmittage — wunderbare Spätherbstsonne. Auf dem Gleise der Staatsbahn von D. nach B. gleitet langsam der Triebwagen. Auf steigender Strecke taucht er hinein in den Golddunst des Einschnittes. Büschel von Farren, wie in Feuer-

lohe, säumen die Böschung; Brombeerranken, purpurrot, schmiegen sich an das feuchtgraue Kalkgestein. Jetzt öffnet sich der Blick. Tieffmaragden unten der Wiesenrund, einen breiten Goldstreifen gießt die Sonne darüber. Brokaten leuchtet der Wald. Wie Goldtropfen sinkt's leise hinab. Des Baches graue Wasser tragen's lässig weiter, des Sommers sinkende Blätterpracht. Ein kurzes Aufleuchten all der Schöne, bevor sie sterben will. Wie heißt's doch im Liede?

„Nimm alle Kraft zusammen,
Die Lust und auch den Schmerz.“

Drückt es nicht die weiche- und wehmutsvolle Schönheit letzter Herbsttage aus? —

Weiter gleitet der Wagen, man hört sein eintöniges Schleifen, nur unterbrochen von den kurzen Schienenstößen. Gebannt ist der Inzassen Blick von all der farbigen Herrlichkeit.

Nur eine ältere Dame, die auf der letzten Haltestelle eingestiegen ist, scheint sich wenig darum zu kümmern. Ihr freundliches Auge ruht auf den beiden Feldgrauen, neben denen sie eben in dem besetzten Wagen Platz gefunden hat. Ihre Aufmerksamkeit gilt nicht der Schönheit der sterbenden Natur, sie ist den Lebenden zugewandt, den Tapfern draußen, den Helden, die ihr Leben einsetzen für die Lieben daheim. — Die „Ihrigen“ sind ja auch dabei, ihre beiden Einzigen.

Ein Anknüpfungspunkt ist bald gefunden.

„Ich werde Ihnen wohl mit meiner Tasche lästig“, redet sie den einen an, dessen durchsichtiges, bleiches Gesicht leicht den Schwerverwundeten erkennen läßt. Ein Paar blaue, liebe Augen sieht sie

auf sich gerichtet. Ihr heiterer Glanz steht in seltsamem Gegensatz zu den leidenden Zügen.

„Durchaus nicht, an der „Somme“ waren wir's anders gewöhnt“, war die freundliche Antwort.

„Wohin fahren Sie denn?“ forschte die Dame weiter.

„Nach B., zu meiner Mutter“, erwidert der Soldat mit einem Aufleuchten der sprechenden Augen. „Wissen Sie“, fährt er fort, „ich wurde an der Somme schwer verwundet und lag in Wiesbaden im Lazarett, aber auf meinen Antrag hat man mir gestattet, bis zur gänzlichen Heilung nach B. ins Lazarett zu gehen, wo meine Mutter wohnt.“

„Dann sind Sie noch nicht verheiratet?“

„O nein, daran denke ich einstweilen nicht. — Ja, der Krieg hat vieles zuwege gebracht, es hat sich seitdem so manches geändert bei manchen, auch bei mir. Wenn ich völlig gesund werde und Gott mich dann nochmals glücklich heimkehren läßt, dann werde ich zu meinem Mütterchen gehen und ihre Lebensstage verschönen helfen, für sie leben, die so viel Liebes an mir getan hat. Ja, meine Mutter ist mein Ideal.“

Der tiefinnerliche Blick der Augen zeugt davon, wie ihm diese Worte von Herzen dringen.

„Das wird Ihre Mutter gewiß sehr glücklich machen.“

„Ja, der Krieg mußte für viele kommen, und es ist ein großer Segen des Krieges, daß er viele hat erkennen lassen, was Gott ihnen gegeben, was Er ihnen gelassen, das Festhalten lieber Angehöriger, die tiefwurzelnde Treue daheim, besonders die nie versagende Liebe des Mutterherzens.“

„Sie haben gewiß recht, es ist ein großer, hoffentlich ein bleibender Segen für viele. Aber es gibt noch einen weit größeren Segen, ein unvergleichlich höheres Ideal, und weil die Menschen davon nichts wissen wollten, und damit sie dieses Glück suchen und finden möchten, mußte Gott den Krieg kommen lassen, und dieses Ideal ist — Jesus.“

Ein Strahl des Glückes bricht aus den Augen des Verwundeten, die weißen Züge mit einem überirdischen Glanz verklärend.

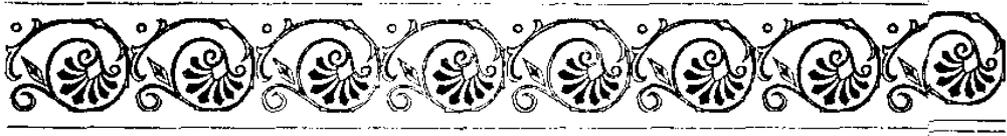
„O ja,“ ruft er in überströmender Freude, „der Krieg mußte auch für mich kommen, er hat auch mich dieses Ideal finden lassen; ja, es ist in keinem Anderen das Heil, als in Jesu Christo.“ —

Der Triebwagen hält, die Dame muß aussteigen. Nur wenige Minuten hat die Unterhaltung gedauert, nur einen Augenblick das plötzliche Erkennen von dem, was ihnen beiden eigen ist. Ein inniger Händedruck noch, ein kurzes Aufleuchten der sprechenden Augen — und der Triebwagen setzt sich langsam in Bewegung.

„Auf Wiedersehen!“ War's nicht wie ein himmlischer Klang, ein Gruß aus jener Welt, jenseit von allem Scheiden, Leiden, Sterben — — — ?

Gibt es nicht eine Schöne, vor der alle Pracht der farbigen Bilder da draußen, vor der selbst die strahlendste Spätherbstsonne verblaffen muß — eine Seele zu schauen, aus der ein Strahl ewigen Lebens bricht, zu schauen die in ein zubereitetes Herz von oben eingesenkte Glaubensmacht an die einzig rettende Liebestat des „Schönsten unter den Menschenkindern“ ?

W. G.



Laß dir genügen!

Vor Gott gilt weder klein noch groß.
Drum, Herz, gib dich zufrieden,
Und freue still dich an dem Los,
Das dir dein Herr beschieden.

Bist du kein Strom, auf stolzer Flut
Das stolze Schiff zu tragen,
Kannst du als Fluß mit frohem Mut
Durch Mühlenräder jagen.

Und wärst du für dies Werk zu schwach,
So laß dich's nicht verdrießen
Und tränk' als wellenfroher Bach
Die Blumen auf den Wiesen.

Und fehlt auch dazu Kraft und Mut
Den allzu kleinen Wellen,
Dann labe du mit kühler Flut
Den wandernden Gefellen.

Jul. Sturm.

